UC-NRLF
$B 169 871

Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ALICE BEREND

# MATTHIAS SENFS VERLÖBNIS

ROMAN

Albert Langen Verlag * München

Digitized by Google

# Matthias Senfs Verlöbnis

Von Alice Berend
erschien früher
bei Albert Langen:

Die zu Kittelsrode

Roman

30. Auflage

Digitized by Google

# Matthias Senfs Verlöbnis

Roman

von

Alice Berend

1. bis 20. Tausend

Albert Langen, München

By

Digitized by Google

PRESERVATION
COPY ADDED

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes,
auch für Rußland, vorbehalten
Alice Berend Albert Langen
Copyright 1918 by Albert Langen, Munich

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einbände von E. A. Enders, Leipzig

Digitized by Google

PT2603
Be58M35
1918

## Erſtes Kapitel

Zwei Ringe ſind das Wahrzeichen der Ehe. Jeder einem der Teilnehmer paſſend. Doch ſelten von gleichem Maß. Symbole wirken. Kein Wunder, daß es in allen Dingen des Eheſtandes zwei Meinungen gibt. Jede einem der Teilnehmer paſſend. Doch ſelten von gleicher Art.

Auch der Lebensbund, dem Matthias Senf ſein Daſein verdankte, machte darin keine Ausnahme.

Wenigſtens nicht zu Anfang. Nicht zu der zarten Zeit, wo Matthias noch hilflos den Mächten der Vererbung preisgegeben war.

Später, als er laufen und ſich ſelber ärgern konnte, war dies allerdings nicht mehr der Fall. Da ſchien es in ſeinem Elternhaus nur eine Meinung zu geben. Da ſagte der Vater ſtill und ſanft auf alles, was die Mutter vorſchlug:

„Wie du meinſt, Helene."

Gewiß ein einfacher Satz. Aber auch er hatte gelernt ſein wollen. Und wenn man dazu bedenkt, daß Kinder nicht immer das Äußere ihrer Eltern, oft aber ihre geheimſten Wünſche verkörpern, ſcheint der Urſprung von des Matthias kompliziertem Weſen nicht ganz ſo rätſelhaft, wie es ſeiner kopfſchüttelnden Sippſchaft allezeit bleiben ſollte.

Im Stachelgehege der Familie kommt ſelten jemand zu ſeinem vollen Recht. Der gleiche Vetter, der von der Tante zum Genie erklärt wird, weil er mehr Salz zur Suppe ſchüttet, als es Großväterchen jemals getan, kann in den Augen



805

des Onkels ein Idiot sein, weil er vor nachlaßfähiger Verwandtschaft zu äußern wagte, daß Geld nicht glücklich macht.

Über Matthias gingen die Meinungen so stark nicht auseinander. Man war sich einig, daß er ein Greuel war. Und zwar ein ganz aus der Familie geschlagenes.

Worüber man sich uneinig blieb, war nur die Frage, woher Matthias zu dieser Wesensart gekommen sein konnte.

Viele Jahre hindurch würzten die scharfen Debatten darüber alle Familienabende. Bei denen man sich nur beim Kommen und Gehen zu küssen pflegte.

Die Großeltern glaubten nicht an Vererbung. Die Tanten meinten, daß auch der erbbelastetste Mensch erziehbar sei. Die Mutter war überzeugt davon, daß der Charakter dem Kinde, ähnlich dem Kauwerkzeug, erst später wachse. Und der Vater sagte: „Wie du meinst, Helene."

Das war nicht unmenschlich gehandelt. Niemand ist verpflichtet, sich selber anzuklagen.

Aber die klügste Vorsicht führt nicht zur Weisheit. Auf diesem Wege kam die Familie Senf nicht hinter das Wunderwirken der Natur. Womit nicht gesagt sein soll, daß Offenheit allein die Geheimnisse des Lebens entschleiert. Möglich, daß auch die Geschichte von des Matthias Senfs Verlöbnis nicht aufzuklären vermag, ob wir unseren Charakter schon fertig in die Windeln gelegt bekommen, ob man uns ihn mit der Fülle der Ermahnungen anzuerziehen vermag, oder ob wir uns ihn am Ende selber bilden müssen.

Die Erzählung sei trotzdem gewagt. Denn die Fehler der anderen näher kennen zu lernen, ist in jedem Fall lehrreich. Ganz abgesehen davon, daß sie meist mehr Vergnügen machen, als alle eigene Tugend.

In einem Punkte hatte die Familie unfraglich recht: Mat-

thias war nicht wie die meiſten. Er gehörte nicht zu der großen Akrobatenmaſſe, die auf der drehbar-ſchrägen Lebensbühne das Glück in unermüdlichen Verrenkungskünſten zu packen ſucht.

Er nannte das Glück einen Kragenknopf. Da es nie zu finden ſei, wenn man es ſuche, und uns im beſten Fall im Nacken ſitze.

Der Freude ſtand er ähnlich gegenüber. Er verglich ſie einem ſchlechten Photographen, der die Menſchen krampfhaft lächeln läßt, um Schönheit vorzutäuſchen, wo keine iſt.

Die Großmacht Geld aber nannte er kurzweg Kot. Er behauptete, daß es ſich nur der wünſchen konnte, der keines hatte. Wer es beſaß, mußte es verachten. Und zwar um ſo heftiger, je mehr er davon auszugeben hatte.

Hier ſprach er als Fachmann. Der ſeiner Theorie nach das größte Recht zur Geldverachtung beſaß. Denn ſchon ſein Urgroßvater hatte erkannt, daß Geld etwas Niedriges ſein mußte. Er hatte es in der Tiefe eines Kohlenbergwerks geſucht. Und, was mehr war: auch zu finden gewußt. Und zwar mit der ganzen Gründlichkeit, die den Großpapas der guten alten Zeiten eigen war.

Die Verwandten der nicht erbberechtigten Nebenlinie ſagten ſeufzend, nur wer die Tiefe der Berge zu ermeſſen verſteht, könne die Höhe des Senffſchen Vermögens berechnen.

Dieſes Bergwerk hieß Helene. Und nach dieſer unergründlich ewig-ſchaffenden Stammutter wurden alle weiblichen Mitglieder der Familie dankbar benannt. Jedes Geſchlecht hat ſeine Tradition.

Wenn man die ſanfte Dauerantwort des Matthias Vater, der als Verwandter der Nebenlinie die Großcouſine gefreit hatte, von dieſer Seite mit der Bergmannslaterne des

Wiſſenden beleuchtet, bekommen auch die ſchlichten Worte: „Wie du meinſt, Helene," eine tiefe und würdige Bedeutung.

Von außen allein laſſen ſich Menſchen und Worte nun einmal nicht durchſchauen. Mehr als einer verrät ſich mehr mit dem, was er verſchweigt, als durch das, wovon er ſpricht.

Von dieſem Standpunkt aus betrachtet, war es verdächtig, daß Matthias niemals auf die ſtärkſte Großmacht, über Menſchenſinn ſchalt. Von der Liebe hörte man ihn weder im Guten noch im Böſen ſprechen.

Die lieben Verwandten waren ſich allerdings einig, daß daran wenig Verwunderliches wäre; ſie waren überzeugt davon, daß Matthias überhaupt nicht wiſſe, was Liebe ſei. Als Beleg dafür führten ſie ſtets zwei bitterwahre Beiſpiele aus ſeiner Kindheit an. Nur, um erſt gar nicht von alledem reden zu müſſen, was ſich aus ſeinen ſpäteren Jahren beweisbringend dafür vorbringen ließe.

Man konnte immer wieder hören, wie Matthias, kaum daß er ſprechen konnte, einem Papagei auf der Stange gelehrt hatte, laut und deutlich und immer wieder zu ſagen: „Wie du meinſt, Helene." Und zwar genau in dem ſanften, gütigen Tonfall des Vaters.

Es war klar, zu welch unangenehmen Komplikationen das damals geführt hatte. Abgeſehen von aller Blamage, die dem allſeitig geſchätzten Manne dadurch vor Verwandten, Bekannten und nicht zum geringſten vor den Dienſtboten erwuchs, hatte das ſo ahnungslos ungebührliche Tier natürlich möglichſt raſch aus dem Haus gebracht werden müſſen. Trotzdem es ein koſtbares Prachtexemplar ſeiner Raſſe geweſen.

Papageien werden alt. Nach Jahrzehnten noch wirkte die-

ſer Vorfall entrüſtungsfriſch. Nur Tante Martine, die an der Gewohnheit litt, alle Familienangelegenheiten mit einem Bibelſpruch zu begleiten, hatte geſagt: „Scheltet die Einfalt nicht, denn ſie weiß nicht, was ſie tut!“

Man zuckte dazu ſchweigend die Achſeln. Man wußte längſt, daß Tante Martine ihre Güte aus der Bibel nur herausholte, um die anderen zu ärgern. Sie gehörte der Nebenlinie an und lebte von einem Familienlegat. Lange Zeit hatte man daher mitleiderfüllt geglaubt, daß ihre bibliſche Beleſenheit nur der Sparſamkeit entſpringe. Die Bedauernswerte konnte ſich kein Abonnement in der Leihbibliothek gönnen. Man hatte ihr daher zum 35. Geburtstag ein Jahresabonnement auf die älteſte, beſtgelegene und ſolideſte Leihbibliothek der Reichshauptſtadt geſchenkt. Aber ſie hatte lächelnd geſagt, daß ſie nun ſchon zu lange gewohnt ſei, auf grüner Au zu weiden und nicht mehr umlernen könne. Sie blieb dabei, alles Gedruckte, was außer der Bibel erſchienen war, modernes Unkraut zu nennen, das ſie verachte.

Und ſo hatte ſie auch bei dem zweiten denkwürdigen Vorfall, der vor dem Forum der Familie des Matthias Liebloſigkeit noch heller beleuchtete, ein Bibelwort bei der Hand gehabt, das noch heute die ganze Familie in Ärgernis verſetzen konnte.

Das war damals geweſen, als Karo, der große Köter, um den ſich Matthias mehr kümmerte als um alle Verwandte, überfahren worden und verendet war. Das große Tier, das alle ferneren Familienangehörigen beſtändig umknurrt hatte, wie wenn ſie rohes Fleiſch wären, war gewiß entbehrlich zu nennen. Zumal in einer Kinderſtube, wo alle Tiere des Weltalls in naturgetreuer Nachahmung zu finden waren. Ein Vermögen ſteckte in dieſer Kinderſtube. Trotzdem hatten

die allzu zärtlichen Eltern Matthias' den wahren Sachverhalt verschwiegen. Er sollte noch nichts von dem Dasein jenes übergewaltigen Schnitters ahnen, den allerdings der bestgeschulte Diener nicht abzuweisen vermag, wenn er Eintritt heischt.

Man hatte Matthias gesagt, daß Karo aufs Land gelaufen wäre. Zurück zu seinen Eltern. Womit man Matthias gleichzeitig aufs zartfühlendste hatte lehren wollen, daß selbst das Tier die Kindesliebe kennt und übt. Matthias hatte traurig zugehört. Dann geseufzt und gesagt: „Nun ja, Hundeeltern können springen und sicher auch mit Schwanz und Ohren wackeln."

Und dann hatte er sich erkundigt, ob Karo nun dort zuhaus bei sich auch eine englische Miß habe. Oder ob er bellen dürfe, ganz wie er wolle?

Er hatte einen ausweichenden Bescheid bekommen. Denn Helene wollte sich erst über die richtige Antwort klar werden. Über eine Auskunft, die nicht allein Matthias' Wißbegier blindlings befriedigte, sondern vor allen Dingen auch ihrer Erziehungstheorie entsprechen würde.

Zuvor aber mußte sie in die Oper fahren. Dort gab es eine besonders gerühmte Vorstellung von Wagners „Siegfried", wozu man längst für Karten vorgesorgt. Man hat auch Pflichten gegen sich selbst.

Diese Zeit der Pflichterfüllung aber nutzte Matthias, um zu verschwinden. Während ihn seine Miß schlafend im Gitterbett wähnte und vor der Lampe des Nebenzimmers einen Roman von Jerome-Jerome verschlang, wobei sie den großgezahnten Mund mit Kognakkirschen zu füllen pflegte, hatte er sich fortgeschlichen.

Kinder verfügen noch über alle natürliche List des Tieres.

So war es Matthias gelungen, unbemerkt im Nachtröckchen aus dem wohlbewachten Haus das Weite zu finden.

In der rechten Hand hielt er das Schwert, das seiner Mutter zärtliche Vorsicht aus gefahrloser Pappe für ihn hatte schmieden lassen. In der Linken trug er eine Wurst. Er hatte auch seine Lebenserfahrung. Er wußte, daß man sich angenehmer macht, wenn man ein Geschenk mitbringt. Und er wollte aufs Land, um Karo und die Seinen zu besuchen...

Die Eltern kamen aus der Oper. Noch ganz unter der Macht des eben gehörten Kunstwerkes flüsterte Frau Helene noch im Vorzimmer Betrachtungen über Siegfrieds Wesen. Sie nannte ihn einen herrlichen Knaben, glaubte aber, daß der Mutterlose bei häuslicher Erziehung noch Herrlicheres hätte vollbringen können.

Ihr Gatte flüsterte: „Wie du meinst, Helene."

Damit hatten sie das leere Kinderbett erreicht...

Frau Helene war ohnmächtig geworden. Dadurch waren ihr weitere Folgen des Schrecks erspart geblieben.

Ihr Gatte aber hatte in Lackschuhen und Gesellschaftsrock die ganze Nacht hindurch Wälder und Wiesen durchstreift und war am nächsten Tag an einer schweren Lungenentzündung erkrankt. Es kamen böse Tage, wo jeder wußte, daß sein Leben nur an einem Faden hing. Selbst das Küchenmädchen schluchzte ununterbrochen.

Auch Matthias weinte.

Nachdem man ihn wohlbehalten aus einem Heuschober gezogen, worin er nach ängstlichem Irrweg, warm und sicher versteckt, die Hälfte der Wurst verzehrt hatte und schließlich sanft und fest eingeschlafen war, hatte man ihm, um weiterer Torheit vorzubeugen, Karos Tod kraß mitgeteilt. Man hatte nicht Zeit zu zarter Verschleierung gehabt, denn

alle Gedanken kreiſten um des Fieberkranken Pflege. Außerdem war die Mutter zu allem anderen Schrecken durch die Gewißheit, daß ihrem Knaben, der bisher nur Kinderkoſt, zart gewiegt und geſchabt kennen gelernt hatte, ein halbes Pfund geknoblauchter Knackwurſt ſehr gut bekommen war, aus allen Erziehungstheorien geſtürzt.

Matthias weinte. Jeder der vielen Krankenbeſucher ging einmal durchs Kinderzimmer und ſtrich dem Kinde, das morgen ſchon vaterlos ſein konnte, zartfühlend über den Kopf.

Bis es verriet, was in ihm ſteckte.

Am Tage, wo des Vaters Krankheit zur Kriſis und gottlob zur guten Wendung gekommen war, hatte er ſich an den Arzt geſchlichen. Er, der ſonſt nur durch einen Blick auf die Rute zu zwingen geweſen war, dem Onkel Doktor die Hand zu geben, hatte ſich ganz nah an ihn herangewagt, ihn am Rockzipfel gezupft und gefragt, ob er nicht, wenn er den Vater totgemacht habe, den Karo dafür lebendig machen könne.

Der Herr Geheimrat befreite ſeinen Rockzipfel und ſagte nur: „Oh! Oh, was für ein Kind in ſolchem Haus!“ Und eilte über den Perſerläufer hinaus.

Zu dem Verwandtenkreis aber äußerte er, daß er, obwohl er ſchon mit achtzehn Jahren Leichen ſeziert habe, noch nie einen ſolchen Schauder empfunden habe, als bei dieſer Kindesfrage.

Die Verwandten vermochten ihm dieſes nachzufühlen. Beſonders die von der Nebenlinie.

Nur Tante Martine hatte ſich auch diesmal nicht ihrer Bibelgüte enthalten können.

Sie hatte den Widerſpenſtigen zu ſtreicheln verſucht und

ihm gesagt: „Da droben, mein Kind, wirst du auch deinen Karo einmal wiedersehen.“ —

Darüber hatte sich Matthias' Mutter Helene über alle Maßen geärgert. Trotzdem sie selber sagte, daß sie in diesen Tagen kaum wisse, wo ihr der Kopf stände und daß sie die Vorsehung nicht mehr begriff, die ihr zu gleicher Zeit die Krankheit des Gatten, die Entlassung der Miß und das unbegreifliche Benehmen ihres einzigen Kindes auf einmal auflud.

Aber so viel wußte sie doch noch, daß niemand, auch keiner aus der nächsten Verwandtschaft, ihrem Kinde das Paradies als Zoologischen Garten hinzustellen brauchte.

Einige Tage lang hatte man ernstlich daran gedacht, der Tante Martine das Familienlegat zu entziehen. Auch die Bibel hat ihre Grenzen...

## Zweites Kapitel

Das waren so Erinnerungen, wie man sie in jeder guten Familie zu hegen pflegt. Besonders an Mitglieder, die sich um ihre Verwandtschaft überhaupt nicht zu kümmern belieben. Die sich den Anschein geben möchten, als wären sie wie eine einzelne hohe Sonnenblume, ohne jeden Anhang, mitten aus dem Erdboden gestiegen.

Auch so einer war Matthias.

Jetzt, als kaum Dreißiger, lebte er schon vollkommen für sich. Er besaß in dem westlichsten und vornehmsten Teil der Großstadt seine eigene Wohnung, seinen eigenen Diener, seine eigenen Bekannten und seinen ganz besonderen Geschmack.

Nur einen eigenen Beruf besaß er nicht. Obwohl er Phi-

loſophie ſtudiert und ſein Examen, das er zum Verdruß der Familie leichter genommen, als ein anderer einen Hühneraugenſchnitt, glänzend beſtanden hatte und ſich nun vornehm „Herr Doktor" nennen konnte. Er hatte den Beruf allerdings nicht nötig. Denn genau nach dem bürgerlichen Naturgeſetz, daß, wo viel iſt, ſicher noch mehr dazu kommt, hatte der ſteinalte Onkel Ferdinand gerade Matthias, der ſich nie um ihn gekümmert hatte, zum Erben ſeines großen Vermögens eingeſetzt, das er ſchließlich doch zurücklaſſen mußte. Obwohl die Hälfte der Familie ſchon gewettet hatte, daß er ſie alle miteinander überleben würde.

So nannte das Adreßbuch den ſchlanken, jungen und eleganten Matthias Senf ſchwerfällig gediegen: Privatier.

Aber es gibt Nebenberufe. Beſonders für Privatiers.

Selbſt die Familie erkannte willig an, daß es etwas gab, worin ihr Verwandter Matthias ihnen allen überlegen war. Das war in der Kunſt des Sich-ärgern-könnens. Hier ſchlug er fraglos alle Rekorde. Auf dieſem Gebiete ſchien er ganz eigene, beſondere Kunſtgriffe zu beſitzen. Sie ſicherten ihm zu, daß ihm nichts entging, was irgendwie Ärger machen konnte. Selbſt der ſelige Onkel Ferdinand, deſſen Erbe Matthias nicht nur in Hinſicht des Geldes geworden, war gegen dieſen ein Stümper geweſen. Obwohl er ſich 91 Jahre lang geärgert hatte, daß die Sonne mittags gelb und abends rot ausſah.

Dieſes Verdienſt geſtand man Matthias unverhohlen zu. Ohne Neid. Aber nicht ohne Bedauern. Denn man war nicht herzlos.

Helene ſagte ſtolz, daß Matthias auf jedem Gebiet Hervorragendes geleiſtet hätte.

Und dachte dabei mit Wehmut daran, wie ſie einmal ge-

hofft hatte, daß Matthias ein Muſiker, ein ganz berühmter, werden würde.

Denn er war nur wenige Stunden nach einem erhebenden Konzertbeſuch zur Welt gekommen, und ſein erſter Schrei hatte ſeine Mutter an das hohe, wundervolle C des berühmteſten Tenors der Welt erinnert.

„Wie du meinſt, Helene," hatte ihr Gatte damals zum erſtenmal geflüſtert. Während er gerührt zwiſchen Bett und Wiege kniete.

Ihm war die Hauptſache geweſen, daß es ein Junge war...

## Drittes Kapitel

Vieles kommt anders. Zumal bei Ahnungen.

Gewiß hätte Frau Helene auch recht haben können. Denn früh übt ſich, was ein Meiſter werden will und ſicher muß Kunſt vor allem ſelbſt erlebt ſein.

Gerade dieſer Grund jedoch rechtfertigt auch die Annahme der Verwandten. Nämlich, daß ſchon dieſer erſte Schrei des Matthias dem Ärger gegolten. Daß er ein Zeichen des Verdruſſes geweſen, über die unleugbaren Unbequemlichkeiten des Zurweltkommens.

Genau iſt natürlich nicht mehr feſtzuſtellen, wann ſich Matthias das erſtemal in ſeinem Leben geärgert. Immerhin läßt es ſich durch nichts widerlegen, wenn Matthias ſelber, dieſen Termin viel weiter, längſt vor den Tag ſeiner Geburt, zurückverlegt. In jene Stunden, wo ſich ſeine werdenden Eltern über ſeinen künftigen Rufnamen beratend ſtritten und ſich für den Namen Matthias entſchieden. War es zu

begreifen, daß man drei unbequeme Silben wählen konnte, wo drei einfache Buchſtaben denſelben Zweck erfüllen würden? Warum nannte man ihn nicht einfach Max? Das wäre ſchnell gelernt und ſchnell geſchrieben geweſen. Matthias dagegen würde zeitlebens zu orthographiſchen Irrtümern führen. Er ſah es deutlich voraus, ſo wenig er noch vom Leben verſtand.

Kinder ſind immer geſcheiter als ihre Eltern. Aber die Weisheit der Natur verhindert dieſe Nachkommen, zu zeitig ausſprechen zu laſſen, was ihnen ſpäter die gute Erziehung glücklicherweiſe zu ſagen verbietet.

Matthias konnte alſo in dieſer Angelegenheit, ſo wichtig ſie auch für ihn war, keinerlei Einwendungen machen und hatte früh genug begreifen können, daß Ärger ſelten Selbſtzweck hat. Aber in Seidenſocken aufgewachſen, hatte er bis heute nicht gelernt, aus Zweckgründen zu denken. Er kümmerte ſich nie, ob etwas nützlich oder praktiſch ſei. Schön ſollte es ſein. Glattweg ſchön. Und ſonſt nichts. Unmögliches zu verlangen, kann natürlich nur Ärger und Verdruß zur Folge haben.

So kam ſogar der Tag, wo ſelbſt die gläubige Tante Martine dieſe abnorme Lebensanſchauung verzagt an Matthias' Weſen merkte. Er hatte ihr zu ihrem ſechzigſten Geburtstag einen Morgenrock aus ſchwerem dunkelroten Königsſamt gebracht. In der Taſche des Gewandes, ſeidengefüttert und mit Brokat verziert, hatte ein beglaubigtes Schreiben geſteckt, woraus zu erſehen war, daß das Original dieſes Rockes von Ludwig dem Vierzehnten ſelbſt bei Regierungsgeſchäften getragen und in einer anderen, ebenſo getreuen wie der vorliegenden Kopie, Richard Wagner aller Vermutung nach den Nibelungenring komponiert habe.

Tante Martine pflegte im Haus in einem ausgewaschenen Rock zu walten, den eine weite Jacke ungehemmt überschlotterte. Aus braungewürfelten Wollstoff und besetzt mit den schwarzen Samtknöpfen, die von dem Sonntagskleid ihrer längst ruhenden Mutter herstammten, war dieses Kleidungsstück nach Tante Martines Meinung nicht nur molliger als irgend sonst etwas auf der Welt, sondern durch Form und Farbenzusammenstellung auch unübertrefflich praktisch.

Aus diesem Gewand heraus sah sie jetzt mit Grauen auf das prunkvoll ausgebreitete Samtgebilde.

Darin sollte sie ihre Suppe auf den Herd stellen? Die Bratäpfel aus der Röhre holen? Brokat am Aermel? Und bei den Taschen? Und am reichlichsten oben um den Kropf herum?

Was zuviel ist, ist zuviel. Man soll einem geschenkten Gaul nicht ins Maul sehen, aber Tante Martine konnte nicht hindern, daß etwas in ihr raunte, daß sie für das Geld, das hierfür ausgegeben war, gewiß ein halbes Jahr Mietzins gehabt hätte.

Indessen rannte Matthias mit kurzen, schnellen Schritten in dem mit altem, sorgsam gepflegten Hausrat vollgepfropften Zimmer auf und nieder und erklärte Tante Martine, daß der bescheidenste Mensch verpflichtet sei, so viel Schönheit aus sich herauszuziehen, als ihm irgend möglich sei. Wo keine mehr herauszuholen sei, müsse sie von außen kommen. Das wäre nur recht und billig.

Bei billig fiel Tante Martine teuer ein.

Ihr Blick ging wieder auf das samtne Prunkstück. Sie seufzte laut.

„Der Mensch bewegt sich ganz von selbst anders in Saint und Seide," sagte Matthias gleichzeitig.

„Immerhin," wandte die Tante zögernd ein. „Dergleichen schickte sich gewiß für einen Ludwig den Vierzehnten, vielleicht auch für den berühmten Wagner, aber meine anspruchslose Wenigkeit — — ich bin zufrieden, wenn ich nur Gott gefalle."

Matthias unterbrach sie hastig.

„Falsche Bescheidenheit!" rief er in glücklichem Eifer des Gebenden. „Jene Männer hatten solchen Aufputz weniger nötig als du — —"

Und nun setzte er Martinen weiter auseinander, daß es gerade Frauen in gewissen Jahren als heiligste Menschenpflicht ansehen sollten, ihr Äußeres zu verschönern, also auf die vorteilhafteste Weise zu verbergen.

Der Geist regiert den Körper.

Matthias wußte nicht, daß er bei seinen Worten die Nase rümpfte und es mit großem Geschick verstand, Tante Martines karierte Unförmigkeit mit keinem Blicke zu streifen.

Aber Martine, die ihn von der Seite betrachtete, bemerkte es wohl. Und irgend woher fühlte sie es deutlich, daß sie und ihr solider, molliger Rock mit Mutters unverwüstlichen Knöpfen dem schnellen, eleganten Herrchen die Erinnerung an alle Hexen seiner Kindermärchen zurückrief.

Gerade für ein frommes Gemüt konnte dies kein freudiger Gedanke sein.

Drum sagte Martine, auch diesmal weniger sanft, daß in ihrer Bibel, die wohl nicht schlechter sei als irgendeine andere, wenn sie auch nicht in Leder gepunzt und mit einem silbernen Vorlegeschloß aufgeputzt wäre, nichts davon stände, daß die Menschen durchaus schön sein sollten. Gut sollten sie sein. Innerlich schön. Wie sie außen wären, ginge Gott gar nichts an.

„Aber die Menſchen," brauſte Matthias auf. Und befahl Tante Martinen noch einmal, in heftigſter Weiſe, ſchön zu ſein.

Tante Martine ſtrich ſich in frommer Beherrſchung über ihr ſpärliches, aber ſorgſam feſtgeglättetes Haar, das ſich am Hinterkopf als graugrüner Rattenſchwanz, ſchlicht und ordentlich zuſammenringelte, und ſagte, daß in den meiſten Fällen nur die Sünde ſchön ſei. Aber ſie wäre gegen ſeine Lebensanſchauung machtlos. Darüber werde er ſich einmal ſelber mit Gott dem Herrn auseinanderſetzen müſſen.

Damit war ſie in die Küche gegangen. — —

Matthias aber hatte auch von dieſem wohlüberlegten, gutgemeinten Geſchenk nur Ärger und Verdruß gehabt.

Allerdings hätte er, wenn er ſich nicht von allen Familienfeiern fern hielte, am Nachmittage hören können, daß es ein anzuerkennendes Kunſtſtück ſei, der beſcheidenen, bedürftigen Tante Martine etwas zu ſchenken, was ſie abſolut nicht brauchen konnte. Erfindungsgabe war ihm nicht abzuſprechen.

Aber wer ſich von den Seinen beſtändig zurückhält, kommt um manchen Troſt. Um manche Belehrung. Selbſt um die einfachſte. Daß man nämlich die Menſchen verbrauchen muß, wie ſie ſind und nicht, wie man ſie haben möchte — —

## Viertes Kapitel

Es iſt ein großes Hindernis im menſchlichen Verkehr, daß man die guten Eigenſchaften immer von den andern verlangt.

Daher iſt das Familienleben auch lange nicht ſo leicht, wie es ausſieht, wenn man am Tage vor den ſauber aufgeſteckten

Gardinen, oder am Abend an den behaglich beleuchteten Fenstern vorübergeht.

Frau Helene kam recht verstimmt von der sechzigsten Geburtstagsfeier Tante Martines heim.

Sie war fünfzig und Matthias dreißig, und beide hatten die Bevormundung der Familie kaum noch nötig. Aber man fühlt sich verantwortlich für seine Kinder. In dieser Hinsicht gibt es keine Altersgrenze. Allen Gesetzen zum Trotz. Und wenn Helenes Mutterliebe auch hier gern eine Entschuldigung gefunden hätte, sie mußte es zugeben: diesen Krönungsmantel der Tante Martine als Schlafrock zu bringen, war der Gipfel des Unverstands.

Das Betrüblichste dabei war, daß sie niemanden hatte, mit dem sie dergleichen Bekümmernisse teilen konnte. Denn seit ihr Gatte, der wohl der nächste dazu gewesen wäre, an Ischias litt, hatte er sich, je weiter Leben und Leiden vorschritten, sein angenehmes: „Wie du meinst, Helene!" mehr und mehr abgewöhnt.

Alter und Jugend haben vieles gemeinsam.

Der alte Herr Senf hatte wieder seine eigene Ansicht. Und das war meist eine andere.

Auch jetzt, als sich das Ehepaar beim Abendtisch gegenübersaß, und Frau Helene bei Räucherlachs und Rührei ihrer neuesten Verdrießlichkeit Ausdruck zu geben bestrebt war, hoffte sie vergeblich auf Verständnis.

Während sie erzählte und nicht verhehlte, daß sie Matthias' Brokatgeschenk zur Bemäntelung eines altgewohnten Familienkropfs für museumsreif halte, zählte ihr Gatte sorgsam zwanzig Tropfen von Lehmanns Lebensbalsam in ein Glas Mineralwasser. In seinen Mienen lag nichts als die Beun-

ruhigung, daß es sich am Ende auch mit der Rente von einigen Hunderttausend nicht ewig werde leben lassen.

„Zwanzig," sagte er triumphierend und trank den Balsam.

„Und sonst?" fragte Helene pikiert.

„Jeder hat seine Sorgen," sagte er ausweichend, denn genau wußte er nicht, was heute wieder der Grund der fälligen Klage war. Nachdenklich fügte er hinzu, daß ein Freund von der Börse von einem noch neueren und wirksameren Mittel, als Lehmanns Lebensbalsam, gesprochen habe.

„Kurpfuscherei!" rief Frau Helene gereizt und versuchte, das Gespräch wieder auf Matthias zurückzulenken.

Herr Senf aber folgte nicht dieser Wendung. Er wiederholte das Wort: „Kurpfuscherei", um dann zu fragen, ob Helene glaube, daß ihre so hochgeschätzten Magenpillen vom lieben Gott selber gedreht würden.

Helene schloß mitten im Wort, und fragte hastig: „Wie kommst du darauf? Findest du, daß ich nicht wohl aussehe?"

„Ich wünschte, ich sähe so aus," rief ihr Gatte und verzog das Gesicht zu einer schmerzhaften Grimasse. Er hatte sich in seinem Unmut dazu hinreißen lassen, das Ischiasgebiet unvorbereitet zu bewegen. Dann fragte er besorgt, ob sein Äußeres sie auf solche Gedanken gebracht und beschwor sie, ihm offen zu sagen, daß er krank und hinfällig aussähe.

Helenes Aufmerksamkeit war jetzt einem Schälchen voll Joghurt zugewandt, in das sie mit Hingebung verzuckerten Zimt stäubte. Ohne aufzusehen, sagte sie, daß ihr Gatte blühend aussähe. Wenn sie nicht so genau wüßte, daß er volle zehn Jahr älter sei als sie, würde sie es nicht glauben.

Senf sah eine Weile neidisch zu, wie seine bessere Hälfte dieses alle Bakterien vernichtende Milchgericht mit dem angenehmen Bewußtsein, etwas Gutes zu tun, langsam auszu-

löffeln begann. Nicht weil er es nicht auch hätte haben können. Aber er war nicht imſtande, dieſen vergorenen Brei zu ſchlucken. So traurig er es fand, daß von kleinen Geſchmacksnuancen die Dauer eines behaglichen Lebens abhängen ſollte.

Erſt nach einer Weile ſagte er daher: „Ich weiß nicht, warum du mir bei jeder Mahlzeit mein Alter vorwirfſt. Wenn man einen dreißigjährigen Sohn hat, braucht man kein Kind mehr zu ſein.“

Helene ſagte, daß ſie ihm wohl alle die langen Ehejahre hindurch bewieſen habe, daß ſie nichts Unmögliches von ihm verlange. Aber — ſie machte nicht nur mit dem ſilbernen Löffelchen, ſondern mit dem ganzen Geſpräch eine geſchickte Schwenkung — deshalb wäre es wohl nicht zuviel verlangt, daß er noch an den Taten ſeines einzigen Sohnes Anteil nehmen ſolle. Man müſſe doch einmal nachdenken, wo Matthias mit ſeinem ſonderlichen Weſen eigentlich hinauswolle.

Herr Senf war gerade damit beſchäftigt, vierzig Jodtropfen in ein Glas Madeira zu träufeln. Erſt nachdem er ſich auf dieſe Weiſe wieder einmal gegen alle Verkalkung geſchützt zu haben glaubte, ſagte er, daß die Hauptſache wäre, daß Matthias wiſſe, wo hinaus er wolle. Einen Dreißigjährigen könne man nicht mehr am Wickelband führen.

Helene unterbrach ihn und ſagte, daß vom Wickelband gar nicht die Rede ſei. Daß ſie jedoch recht gut wiſſe, wo hinaus er wieder mit ſeiner Anſpielung wolle.

Ihr Gatte trank mit ſanften Schlucken die köſtliche Geſundheitsmiſchung herunter und widerſprach mit keinem Wort. Es war ihm nichts Neues, daß Helene früher und auch beſſer wußte, was er ſagen wollte, als er ſelber.

In langer Ehe wiederholt ſich manches.

Diesmal ahnte ſogar auch Herr Senf, was Helene ſagen

würde. Sie würde nun wettbar ſicher erklären, daß ihr mit dem Wickelband nichts weiter vorgeworfen werden ſollte, als daß ſie allein die Schuld an Matthias' hartnäckigem Verlangen nach Schönheit trage. Nicht durch Vererbung. Aber durch Erziehung. Schon in ſeine Windeln hatte ſie künſtleriſch geſtaltete Monogramme ſticken laſſen. Der Schwan in ſeinem erſten Badetuch war von dem Direktor des Kunſtgewerbemuſeums entworfen worden. Seinen erſten Soldaten hatte ein Bildhauer geformt, deſſen übrige Werke in der Nationalgalerie zu ſehen waren.

„Früh krümmt ſich, was ein Häkchen werden will", hatte Herr Senf einmal nach Aufzählung dieſer Tatſachen ſeiner Gattin vorgeworfen. Es war ihm nie vergeſſen worden.

Mit der ehernen Pünktlichkeit ewig wiederkehrender Naturereigniſſe ſagte Helene, daß ſich ihr lieber Gatte die Mühe des Mundöffnens für diesmal ſparen könne. Sie wiſſe genauer, als ihr lieb ſei, was er ſagen wolle: „Die Windeln wären an allem ſchuld, der Schwan und der ſtiliſierte Bleiſoldat und —"

Als Herr Senf einzuwenden verſuchte, daß er lange nicht ſo nachtragend wäre wie ſie, rief Helene kurzweg: „Pſcht! Ich weiß, was ich weiß, und ſogar noch einiges mehr."

Und mit der reſtloſen Offenheit einer langjährigen Ehefrau belehrte ſie Herrn Senf, daß nur in ſeiner eigenen Unduldſamkeit die Urſache zu Matthias' weltverbeſſerndem Weſen zu ſuchen ſei.

Herr Senf war eigentlich ſtolz auf ſeinen Sohn. Er ſah alſo keine Beleidigung in dieſer Feſtſtellung.

Da der gute Ton es jedoch verlangt, ebenſowenig zu zeigen, wenn man geſchmeichelt iſt, wie wenn man ſich beleidigt fühlt, ſo ſchwieg er.

Schweigen iſt Auffaſſungsſache.

Nach einer Weile der Ungeduld, in der nur das goldglänzende Pendel der ſtatiöſen Standuhr ſeine maſſiven, vollwertigen Minuten laut und ſelbſtgefällig abgeſtoßen hatte, ſagte Helene: „Du biſt natürlich wieder beleidigt. Aber ein angſtvolles Mutterherz kann nicht jedes Wort auf die Wagſchale legen.“

Juſt in dieſem Moment muckte Herrn Senfs Iſchiasnerv auf, und nur einen halben Augenblick ſpäter hatte Herr Senf geſchrien, daß ihm alle vollen Mutterherzen geſtohlen bleiben könnten.

Frau Helene ſchluchzte auf. Diskret, denn der Diener hantierte im Nebenzimmer, aber doch ſchmerzdurchwetzt.

„Das iſt es,“ flüſterte ſie bewegt. „Euch fehlt die Achtung vorm echten Weibe. Jedesmal, wenn ich zu Matthias komme, ſteht eine andere pikante Perſon auf ſeinem Schreibtiſch. In breitem Rahmen und unter Kriſtallglas. Und, was noch ſchlimmer iſt, ſeit einiger Zeit ſteckt immer noch die gleiche Perſon im Rahmen. Soviel ich hinzuſehen wage: im Trikot und mit einem Pudel. Alſo eine Art Löwenbändigerin. Das iſt ſein Umgang. Das findet dein Sohn ſchön. Solide Ehrbarkeit jedoch, ohne die auch bei den Beſtbegüterten kein Lebensglück möglich iſt, verſpottet er.“

„Und wer ſoll dieſes Lebensglück ſein?“ unterbrach ſie Herr Senf. Denn er wußte, daß Helene nicht redete, wenn ſie nicht etwas damit ſagen wollte.

„Unſere liebe Nichte Betty,“ rief Helene mit einem Nachdruck, als ob Herr Senf, ſchon ehe er den Namen gehört, eine Einwendung gemacht hätte.

Herr Senf aber erwiderte gar nichts darauf. Er nahm nur einen Zug aus ſeiner nikotinfreien Zigarre. Das war alles.

Aber wenn er glaubte, Helene damit zu ärgern, ſo irrte er ſich. Ohne mit der Wimper zu zucken, belehrte ſie ihn, daß Betty das Mädchen aus guter Familie wäre, wie es ſein ſollte. Nicht auffallend ſchön, aber auch nicht häßlich. Gebildet und doch nicht affektiert. Taktvoll und doch aus dem berechtigten Gefühl einer ſicheren und ungewöhnlich großen Mitgift heraus weltgewandt und reſolut im Auftreten.

„Außerdem ſchielt ſie," ſagte Herr Senf, dem Gedächtnis der Gattin höflich nachhelfend.

Helene ſtieß ein ſpöttiſches Lachen hervor. Dann ſagte ſie, daß es mehr als lächerlich wäre, eine aparte Eigenart derartig grob zu benennen. Zumal in einer Zeit, wo gerade die ſogenannten hübſchen Mädchen aus purer Koketterie die Augen noch ganz anders zu verdrehen beliebten.

Herr Senf bemerkte darauf, daß er in dieſen Dingen leider kein Fachmann ſei. Noch heute wäre er zu beſcheiden, um ſich eine beſondere Schöne genau anzuſehen. Er würde nur allzugern zugeben können, daß des Matthias unbezähmbare Gier nach Schönheit von ihm ererbt ſei. Aber der Wahrheit die Ehre. Allezeit. Er hatte ſich zeitlebens auf dem Mittelweg gehalten. Einem wirklich verführeriſchen, ja nur beſonders reizenden Perſönchen hätte er ſich nie zu nähern gewagt.

Man muß nicht zu viel auf einmal ſagen wollen.

Eigentlich hatte Herr Senf nur wieder die Gelegenheit zu benutzen geſucht, um ſein ſchönſtes Jugenderlebnis zu vertuſchen. Was man ſelber denkt, traut man auch anderen zu. Weil er es ſelbſt nicht vergeſſen konnte, fürchtete er noch heut bei jedem Geſpräch, das auch nur von weitem Amors blumigen Bezirk ſtreifte, daß es Helene herauswittern könnte, daß Marietta, die einſt ſo gefeierte Serpentintänzerin, mit

drei Prozent an ihrer Mitgift beteiligt gewesen. Für außerordentliche Verdienste um Herrn Senfs Junggesellenzeit. Marietta aber war nicht nur hübsch, sie war entzückend gewesen. Von oben bis unten und ringsherum.

Herr Senf schnalzte laut auf und bekam vor Schreck einen Hustenanfall.

Aber Frau Helene klopfte ihn nicht auf den Rücken, wie sie das in glücklicheren Augenblicken getan hätte.

Auch sie dachte leider in diesem Augenblick nur an sich. Sie faßte es durchaus nicht als Huldigung auf, daß sich ihr Gatte zeitlebens niemand Reizendem genähert habe.

War sie vielleicht ein Monstrum?

Dreimal hintereinander fragte sie es ihn. Aber ehe er noch etwas zu ihrer oder doch wenigstens zu seiner eigenen Beschönigung hätte vorbringen können, hatte sie das Zimmer verlassen und sich damit für heute vom Eheleben zurückgezogen.

Herr Senf blieb nachdenklich sitzen. Seine Gedanken waren jetzt nur bei seiner Gattin. Waren es auch noch, als er langsam die Patiencekarten zu mischen begann.

Mit ehrlicher Bewunderung erkannte er es an, daß Helene noch immer an jedem Abend dieser langen, glücklichen Ehe ein neues Motiv zu solchem temperamentvollen Abgang fand.

Auch die Hochachtung für seine Gattin war also keineswegs erloschen...

## Fünftes Kapitel

Wenn sich die Frauen jedem so resolut zeigten, wie dem eigenen Ehemann gegenüber, das Amazonenheer wäre fertig. Aber zum Glück oder Unglück — die schließlich nur eine

Frage des Geſchmacks ſind — iſt dies ſelten der Fall. Schon dem erwachſenen Sohn bringen ſie meiſt bedeutend weniger Widerſtand und Entſchloſſenheit entgegen.

Auch Frau Helene erwachte am anderen Morgen mit zögernden Entſchlüſſen. Sie wußte nicht genau, ob ſie es geträumt hatte oder ob ſie ſelber darauf gekommen war, daß die Nebenlinie über den prächtigen Schlafrock natürlich nur darum aufgebracht geweſen, weil keiner von ihnen imſtande war, ein auch nur annähernd ſo koſtbares Geſchenk zu machen. Sie dachte alſo heute mit anderem Empfinden an Matthias. Der Junge war vollkommen im Recht. Er hatte nicht nötig, praktiſche Geſchenke zu machen.

Außerdem leuchtete herrliches Frühlingswetter. Unvermutet, von einem Tag zum anderen war es warm, ſonnengoldig und heiter geworden. Frau Helene hatte die Fenſter öffnen laſſen. Sie fühlte ſich froh und zufrieden. Ihr neues Frühlingskoſtüm wartete ſeit drei Wochen im Schrank. Es war hellgrau und kurzröckig und nach Ausſage des erſtklaſſigen Schneiders würde ſie jeder darin für ihre eigene Tochter halten, wenn ſie eine ſolche gehabt hätte.

Helene trällerte ſogar bei der Kinn- und Naſenmaſſage, und ein wenig Verdrießlichkeit ſchlich ſich erſt ein, als ihr Gatte an die Tür klopfte und gleich darauf in ſeinem ungariſch verſchnürten Hausrock eintrat. Sie wollte heute an nichts Unangenehmes erinnert werden.

Das ſagte ſie ihm auch, ohne viel Umſtände zu machen, ſofort nach dem Morgengruß.

Sie wünſchte weder von Iſchias, nach Medikamenten, noch von Erziehungskünſten etwas zu erfahren. Und am allerwenigſten wollte ſie ſchon am frühen Vormittag Monſtrum geſcholten werden.

Wieder wußte sie im voraus, daß Herr Senf hier widersprechen würde, um zu behaupten, daß er sie niemals so genannt habe. Aber sie duldete keine Zwischenrede. Sie wünschte nicht das geringste Verstimmende zu erfahren. Sie wollte den Frühlingstag genießen und sich so jung fühlen, wie sie Gott sei Dank noch aussah. Trotzdem sie seiner Meinung nach ein Monstrum sei.

Es blieb Herrn Senf nichts anderes übrig, als sich zu verabschieden, um bald darauf im Auto ins Bureau zu fahren.

Erst wenn das Auto wieder zurück kam, begann Helenes eigentlicher Tag, den sie bis dahin mittels Telephon, in Besorgungen und Bekannte zu parzellieren pflegte. Nachdem sie sich heute bei der Modistin, dem Schuhmacher und dem Zahnarzt vorgemeldet hatte, läutete sie bei Matthias an. Es war jetzt zwölf Uhr, und der Frühaufsteher würde von seinem üblichen Morgenspaziergang zurückgekehrt sein.

Zuerst meldete sich natürlich sein Diener Melchior. Sein Name war Frau Helene ein beständiges Ärgernis. Ihrer maßgebenden Ansicht nach gab es überhaupt nur drei vollwertige Dienernamen: Karl, Franz und Fritz. Wer anders hieß in diesem Stande, hatte sich umnennen zu lassen oder sollte Hirtenjunge oder Schornsteinfeger werden. Es war lächerlich, einen Menschen in eine hochherrschaftliche Livree zu stecken, um ihn vor jedem Besuch anstandslos: „Melchior" zu rufen. Als ob man einen Stallschweizer in Diensten habe. Aber über solche Dinge ließ sich mit Matthias nicht reden. Wenigstens verschob Frau Helene solche Aussprachen stets von einem Zusammensein zum anderen...

Melchior sagte, daß der junge Herr soeben zurückgekehrt sei. Gleich darauf hörte Frau Helene erfreut ihres Matthias' weiche, nonchalante Stimme.

Ohne sonderliche Erregung fragte Matthias, was Mamachen wünsche.

Helene fragte, ob er zu Mittag kommen wolle, um bei seinen Eltern die ersten Erdbeeren des Jahres zu essen.

Matthias bedauerte die Unausführbarkeit ihres Wunsches; er hatte schon gestern abend die ersten Erdbeeren vorgesetzt bekommen.

„So, so," sagte Helene, „bei wem denn, mein Jungchen, wenn man fragen darf?"

Hier zeigte sich, wie schon oft bei ähnlichen Fragen, daß Matthias' Fernsprecher plötzlich eine schlechte Akustik hatte. Matthias mußte ganz etwas anderes verstanden haben, denn er antwortete, daß die Erdbeeren aus Holland und vorzüglich gewesen.

Helene sagte nun, daß sie eigentlich die Absicht gehabt hätte, ihn mit der kleinen Betty zu einer Autofahrt durch die Frühlingspracht abzuholen.

Matthias fand die Idee an sich reizend, nur hatte er leider den heutigen Tag schon ganz und gar vergeben.

Frau Helene schlug vor, die geplante Ausfahrt fest für morgen zu verabreden.

Matthias meinte, daß das Wetter im Frühling noch zu veränderlich sei, um von einem Tag zum anderen etwas vorausbestimmen zu können.

„Aber schön ist er, der Frühling, was, mein Junge?" rief nun Helene, die Matthias gern zeigte, daß sie seinem Schönheitssinn nicht fern stände.

„Gewiß, Mama," sagte Matthias höflich. „Wünschst du sonst noch etwas?"

„Ja," rief Helene. „Was mir gerade so nebenbei einfällt: hast du eigentlich etwas gegen Betty?"



Digitized by Google

„Was ſoll man gegen Betty haben können?“ antwortete Matthias.

„Wirklich nicht? Gegen ſeine Mutter kann man doch aufrichtig ſein, mein Junge,“ rief Frau Helene eifrig zurück.

„Aber ich bitte dich, Mamachen,“ antwortete Matthias.

„Du glaubſt nicht, wie glücklich mich deine Worte machen, mein Junge,“ erwiderte die Mutter. „Bleib nur geſund und genieße den ſüßen Lenztag! Übrigens, mein Herz, mit wem, ſagteſt du doch, biſt du verabredet?“

Wieder funktionierte das Telephon ganz miſerabel.

Matthias ſagte: „Danke ſchön, Mamachen. Alſo ich werde bald von mir hören laſſen.“ Und hielt das Geſpräch für beendet.

Helene war es auch ſo zufrieden. Gerade weil ſie ſich heute ſo jung fühlte, wie ſie auszuſehen glaubte, erinnerte ſie ſich daran, daß, wenn man jemandem gut iſt, man nichts gegen ihn hat. Alſo würde es umgekehrt wohl ebenſo ſein: Gegen wen man nichts einzuwenden hatte, dem war man gut. Wie ſchön der Frühling war!

Als ſie im Auto unter den hellgrünen Bäumen in dem tadellos ſitzenden Frühjahrskleid über den glatten Aſphalt glitt, kamen ihr beinahe eigene Verſe in den Sinn. „Wie's Mailüfterl ſchwingt ſich mein Auto dahin,“ flüſterte ſie lächelnd in die laue Luft. Und wieder wunderte ſie ſich einen Augenblick lang, daß Matthias kein großer Künſtler geworden. An ihr hatte es jedenfalls nicht gelegen. Aber nun winkte ihm wenigſtens ein normales Glück. Er würde nicht mehr von einem Tag zum anderen die größten Weltreiſen unternehmen. So daß man wochenlang ohne Nachricht blieb. An Bettys Seite würde ſein ſchlafender Familienſinn wieder erwachen. Wie würde ihr Mutterherz aufatmen, wenn ſie ihn ſich erſt

Stunde für Stunde mit einem so reinen Wesen wie Betty zusammen denken konnte. Das von all den unappetitlichen Liebesangelegenheiten nichts anderes wußte, als was sie von ihrem hochgebildeten Gatten erfuhr. Kurzum, wenn er ein Wesen zur Seite haben würde, das sittsam war bis in die Zehenspitzen. Aber ihm dafür ein Heim schaffen würde, dem keine Art von Komfort fehlen sollte. Wer erst in beständiger Behaglichkeit lebt, sehnt sich nicht mehr nach undefinierbaren Schönheiten.

„Wie's Mailüfterl schwingt sich mein Auto dahin," summte Helene aufs neue. Diesmal sogar nach einer eigenen Melodie.

Mutterglück war stets die Quelle aller Kunst.

## Sechstes Kapitel

Matthias war weniger freudig gelaunt als sein Mamachen. Allerdings dachte er auch nicht an Betty.

Er war verstimmt. Wenn auch aus keinem gewöhnlichen Grund. Die Ursache seiner Mißlaune war, daß ihm etwas im Sinn lag, an dem durchaus kein Ärgernis herauszufinden gewesen. Etwas, das dem Äußeren nach sogar den Eindruck eines vollkommen Gelungenen gemacht hatte. So lächerlich sich auch ein weitgereister und erfahrener Mann bei solchem Gedanken vorkommen mußte.

Aber die Tatsache war nicht zu leugnen.

Trotzdem sich Matthias diesen Morgen gesagt hatte, daß sein gewohnter, stiller Weg, zwischen den bunten Fichtenstämmen bis hinunter zur silbrigen Havel, heute schöner sein

müſſe als je, hatte ihn ſeine Laune durch die fliedergewürzte, laue Luft in das Gewühl der ſtaubigen Straßen und der drängenden Menſchen getrieben.

Eine Zigarette an der andern anzündend, war er von Straße zu Straße gewandert, von einer Ecke um die andere gebogen. Überall lag Sonne. Alle Mienen ſchienen einen heitern Schein von ihr geborgt zu haben. Das Rollen der Räder, das Geſchwirr der Stimmen, der Schall von tauſend eilenden Schritten, das Klingeln der Bahnen, die Schreie der Autohupen und das Jubelgezirp der Spatzen ſchien zum Rhythmus einer gewaltigen Melodie abgeſtimmt. Matthias liebte die Großſtadt. Wo in jedem Augenblick vielhundert neue Sachen geſchehn. Wo es keinen Stillſtand gibt. Aber er liebte nicht blind. Er fand, trotz dieſer Zuneigung, genug, das ihm vor Ärger das Blut ins Geſicht trieb. Wenn er aus ſeinem eigenen Gedankenkreis heraustrat und zuſah, wo er lieber weit davon hätte wegſehen ſollen, verſtummte der Rhythmus, und die Wut begann zu hämmern. Dann mußte er ſich gewaltſam zwingen, nicht mitten auf dem Potsdamer Platz: „Halt" zu rufen, um in lauter Rede dieſem blindlings vorwärtsjagenden Plebs ſeine himmelſchreienden Geſchmackloſigkeiten klarzulegen.

War es dringend nötig, daß ſie die Faſſaden ihrer Häuſer, hinter denen ſie mit viel mehr Mühe als Freude blitzſchnell dahinlebten, mit ſinnloſem Schnirkel und Schnörkel garniert haben mußten? Als wären ſie Geburtstagstorten für kleine Kinder? Mußten die pompöſeren ſogar, wie hochzeitliche Baumkuchen, mit Spitzen, Zacken und Türmen die Luft durchſtechen? Wie wenn der Himmel ein akkurat dafür geſchaffenes Nadelkiſſen wär? Wenn ſie ſich einmal Zeit nehmen würden, in das reine Blau des Äthers zu ſchauen

oder dem Wunderbau der Wolken ein wenig nachzublicken, würden ſich ihre Augen vielleicht auch daran ſtoßen. Aber in dieſe Verlegenheit brachten ſie ſich nicht. Den Himmel überließen ſie den Türmen, Wetterfahnen und den wenigen Narren, die anders waren als ſie.

Mußten ſie Automobile haben, die zur Hälfte krapprot und zur Hälfte grellgrün lackiert waren? Ahnten ſie nicht, daß es ein Unterſchied war, ob ein Ding als Mohnblume oder als Kraftwagen funktionieren ſollte? Hatten ſie überhaupt Sinn für die Geheimniſſe der Farben und der einfachſten Blumen?

Man könnte es beinahe vermuten, denn der lebhafte, weitgedehnte Verkehrsplatz war mit farbenſtrotzenden Blumenkörben wie eingezäunt. Durch allen Lärm und Staub hindurch duftete aus ihnen der buntgewirkte Frühling, der draußen vor der Stadt mit aller Kraft lebendig geworden war und ſich hier drinnen wenigſtens in jedem Ziergärtchen zu ſtrecken und zu dehnen ſuchte. Wie aber, wenn man ſich dieſem, in Körben eingefangenen Frühlingsflor zu nähern wagte? Da waltete kein Ceres davor. Cerberuſſe bewachten dieſe heiterſten Produkte der Schöpfung. Weibliche Weſen, gegen die Tante Martine, ſelbſt ohne Brokatſchlafrock, noch eine Schönheit zu nennen geweſen wäre. Statt Himmelstau tropfte es aus dicken, roten Naſen in die wehrloſen Blumenkelche. Sollte es in einer ſo großen Stadt wirklich nicht genug Rotunden geben, um auch dieſen Geſchöpfen ihr gewiß wohlverdientes Brot zu verſchaffen? Aber auf angemeſſenere und weniger auffällige Weiſe? War es in dieſer Rieſenſtadt nicht möglich, auch nur eine junge, lächelnde Blumenverkäuferin aufzutreiben? Oder verſtieß das gegen die gute Sitte? Duldete man es nicht, daß der gute Ehemann, der ſeiner Gattin heute einen Strauß bringen wollte, weil er geſtern abend

zu ſpät nach Haus kam, bei dieſem Werk der Pflicht einen lächelnden Blick mit hübſchen Augen tauſchte?

Maiglöckchen, Flieder, Veilchen, Roſen! Es war Muſik, wenn junger Mädchen Lippen dieſe Namen riefen.

Aber wie Beſen, die über Kehrichthaufen fuhren, ſchlurften welke Wulſtlippen dieſe Wunderworte durchs Straßengewühl. Und jeder nahm das hin, als müſſe das ſo ſein. Was der Schutzmann erlaubte, konnte nichts Schlimmes ſein. Die Schönheit verſtand man nur, wenn man ſie für zehn Pfennig auf Anſichtskarten kaufte. Die koſtenloſe Harmonie ſchlug man an jeder Ecke dreimal tot.

Die beſten Reden ſind die, die nicht gehalten werden.

Mit feſt zuſammengekniffenen Lippen ging Matthias ſchon das drittemal um den weiten, überſonnten Platz. Seine großen, grauen Augen leuchteten hell und verlangend auf, wenn ſie auf eine, in blinder Ahnungsloſigkeit, beſonders herrlich geratene Farbenzuſammenſtellung fielen. Und verfinſterten ſich gewitterdunkel, wenn ſie zuſehen mußten, wie unſaubere, derbe Hände in die unſchuldsvolle Pracht griffen, um die leichten, blühenden Stiele feſt zuſammenzukuppeln. Mit ſpeichelfeuchten Baſtfäden, die bis zu dieſem Augenblick zwiſchen Zahnlücken, wie an roſtigen Nägeln, hingen.

Er hätte viele von dieſen Blumen kaufen mögen. Alle. Aber auf dieſe Weiſe war er außerſtande, auch nur für zehn Pfennig Veilchen zu erhandeln. Er blieb vor dem Schaufenſter eines Hofgärtners ſtehen. Hier ſtanden die Blumen allerdings tadellos, wie Salondamen da. Sie hatten Stickereimanſchetten und Seidenſchleifen, ſie ſchienen gewaſchen und gekämmt. Stacheln und Dornen waren abgefeilt, wie die Fingernägel gepflegter Hände. Sie waren Matthias erſt recht zuwider. Sie ſchienen das ewige Wahrzeichen aller Familien-

festlichkeiten zu sein. Sie erinnerten ihn an das Spottgelächter einer vollen Schulklasse. Das ihm gegolten, weil er in Quarta noch nicht gewußt, daß Rosen Dornen haben. Zu Haus bei ihm hatte man der Natur auch hierbei wohlwollend nachgeholfen. Da hatte das Personal die Dornen zu entfernen gehabt, bevor die Rosen in die kristallenen Vasen durften. In den besseren Familien gab es nur Rosen ohne Dornen. Da war schön nicht gut genug. Schöner war besser. Er haßte den Komparativ und noch mehr die Superlative, mit denen diese besseren Familien so verschwenderisch umgingen, wie mit Semmelkrumen.

Dabei war ihm merkwürdigerweise Melinda eingefallen. Obwohl er sie längst nicht mehr für einen Superlativ hielt. Eigentlich nie dafür genommen hatte.

An einem feuchtkalten, nordischen Winterabend hatte ihn das Geglitzer ihrer blanken, scharfblauen Augen einen Augenblick lang an die schimmernde Grotte in Neapels heißer Bucht erinnert. Daraus war für Melinda eine jahrelange Versorgung geworden. Obgleich Matthias selten Laune hatte, mit Melinda beisammen zu sein. Am besten an ihr gefiel ihm, daß sie hauptsächlich als Ansichtskarte bei ihm verkehrte. Sie war fast immer auf Reisen. Mit Trapez und Pudel, die beide zu ihrem Beruf gehörten. Sie rechnete sich zu den Künstlern und behauptete, die einzige Tochter der einst so vielgeschätzten Serpentintänzerin Marietta zu sein. Aber da ihre berühmte Frau Mama im Sommer noch in den gemütlicheren Badeorten, zu kleinen Preisen, auftrat, durfte Melinda sie einstweilen erst Tante nennen.

Das war Melinda, die Matthias aus müder Gleichgültigkeit Woche auf Woche auf seinem Schreibtisch unter Glas hütete. Mitsamt dem Pudel, der Bobby hieß und ebenfalls

einen nachweisbar vornehmen Stammbaum hatte. Seine Mutter war ſogar auf der New Yorker Pudelausſtellung mit einer Goldmedaille ausgezeichnet worden.

Matthias trat in den Blumenladen und beſtellte für zwanzig Mark Roſen für Melinda und eine weiße Lordgardenie für Bobbys Halsband. Das waren beide ſo gewohnt. Sie hatten in allem ihren feſten Geſchmack. Im Schokoladengeſchäft kamen für Melinda nur Kognakkirſchen und für Bobby nur türkiſches Nugat in Betracht. So kannte Matthias in allen Artikeln beider Wünſche aufs genaueſte. Überraſchungen gab es nicht mehr.

Gewohnheit iſt eine bequeme Sache. Ein Heilmittel gegen alle ſuchende Unruhe. Matthias aber war ein Feind jeder Arznei.

Darum gähnte er jetzt ſchon bei dem Gedanken an Melinda. Um Melindas willen hätte es nicht in allen Ecken betäubend Frühling zu werden brauchen.

Gerade, als er ſich dieſe Wahrheit vormurrte, ſummte es neben ihm: „Maiglöckchen, Veilchen, Flieder, Roſen!“

Lieblich und jung war die Stimme. Und nun ſah Matthias den anſcheinend ſo wohlgeratenen Gegenſtand, der ihm dieſen ganzen, erſten Frühlingstag mit unnützen Gedanken durchqueren ſollte.

Es war ein junges Mädchen am Arm einer Freundin. Die Gefährtin war klein und breithüftig, wie es immer die Begleiterinnen von hübſchen Mädchen waren. Matthias hatte oft genug darüber nachgedacht, ob die Häßlichen bei dieſer Wahl aus blinder Putzſucht handelten und die Schönen aus angeborener Grauſamkeitsluſt, oder ob auch dieſe Konſtellation nichts anders wollte, als Schönheit mit Häßlichkeit zu überſchatten.

Matthias gab ſich Mühe, die Schattenſeite zu überſehen. Er richtete ſeine Blicke durch die Sonnenhelle, ſcharf und nicht ohne Staunen, auf die hohe Blondine, die jetzt zum zweitenmal die ſanfte Melodie der Blumennamen ins Geſurr der Straße ſchwirren ließ.

Die Farben ihres blühenden Geſichtes waren nicht wie die Lieblichkeit Melindas aus Paris bezogen. Die kleinen, feingeformten Ohren glichen den roſenen Muſcheln, die er am weißen, warmen Sandſtrand der Adria geſammelt und ſtundenlang in ſeinen hohlen Händen durch das Gebraus der Brandung hatte klirren laſſen.

Die goldenen Haare bogten ſich, wie durchſonnte Wellen, um Stirn und Schläfe. Sie wußten nichts von der ſtarren Drechſlung der glühenden Friſeurzange, bei der feiner Empfindenden ſofort der Geruch geſengter Gänſehaut in die Naſe brenzelte.

Das Hütchen darauf ſaß weder ſo ſchräg auf einem Ohr, daß man ſich mit eiſerner Energie beherrſchen mußte, es nicht mit einem kräftigen Ruck ins Gleichgewicht zu bringen, noch vibrierte es wie der Deckel auf einem Kochtopf. Es paßte zu Kopf und Geſtalt, wie die Blätter zu einer Blume.

Die Naſe war weder einer von dieſen winzigen Knöpfen, deren kleines Format die Beſitzerinnen zeitlebens verpflichten, beſtändig kindlich zu lächeln, noch hackte ſie als Adlerſchnabel in die Frühlingsluft. Nicht einmal zu den Spitznaſen gehörte ſie, die jungen Geſichtern etwas reizvoll Kühnes geben würden, wenn man nicht wüßte, daß ſie ſpäter das typiſche Abzeichen jener Hausfrauen werden, die eine Flaſche Selters nicht nur auf eine ganze Tiſchrunde zu verteilen verſtehen, ſondern auch beim jedesmaligen Eingießen aus der möglichſt

wenig geöffneten Flasche angstvoll zittern, daß etwas Kohlensäure ungenutzt, glattweg ins Weltall, verduften könnte.

## Siebentes Kapitel

Im Gegenteil. Matthias wußte, daß man gerade durch Irrtum am meisten lernt. Daher wünschte er im Augenblick nichts weiter, als die Gelegenheit, sich aufs nachdrücklichste davon überzeugen zu können, daß auch jene Blondine nicht vollkommener wäre, als die Menge ihrer Mitschwestern.

Er saß an seinem Schreibtisch und hatte Bergsons Philosophie, auf Bütten gedruckt, vor sich aufgeschlagen. Aber auch die eleganten Weisheiten des geschmeidigen Franzosen genügten nicht seinem Lerntrieb. Außerdem störten ihn die stockenden Töne eines Klaviers, die durch das geöffnete Fenster, auf den Wellen der schwül gewordenen Frühlingsluft, hereinfluteten. Irgendein Kind mußte sich, statt fröhlich durchs Grün springen zu können, mit dem Gebet aus Webers „Freischütz" auseinandersetzen. Ob sich solch Komponist wohl klar ist, was für ein Unglück er anrichtet, wenn er die Welt mit einer Melodie beschenkt, die durch ihre leichte Spielbarkeit in die Klavierschulen aller Zeiten aufgenommen wird?

„Leise, leise, fromme Weise" mühten sich die ungeübten kleinen Hände unentwegt weiter. Jedesmal fiel das „fromme" einen halben Ton zu hoch aus. Konnte man das dem unschuldigen Kinde übelnehmen? Aber gräßlich war es trotzdem. Matthias fühlte, wenn er noch lange hier sitzen blieb, würde er die tollsten Zahnschmerzen bekommen.

Er ließ sich von Melchior den Bergson auf den zur anderen Seite gelegenen Balkon tragen. Hier war es still. Die fil-

zigen Blätter der engliſchen Pelargonien dufteten kühlend herb.

Matthias ſah durch das noch ſpärliche, hellgrüne Laub gerade in ein Starenneſt hinein. Geduldig ſaß die Starin und brütete. Ohne auch nur einmal den Kopf zu wenden, übte ſie in der Mittagsſchwüle ihre Ewigkeitspflicht der Vervielfältigung. Während der Star ziemlich eindeutig am Gartenzaun mit einer jüngeren Starin zirpte, die noch mit keinen Neſtſorgen beſchwert zu ſein ſchien. Es iſt in allen Ehen des großen Schöpfungsreiches das gleiche: Pflichterfüllung iſt geteilter Genuß...

Mitten in dieſem Starengezeter — denn nun zwitſcherte plötzlich auch die Neſthockerin, wahrſcheinlich eine wütende Gardinenpredigt, durch die Büſche — erinnerte ſich Matthias des Bildniſſes einer blonden Madonna. Sie war, ſtatt des üblichen Heiligenſcheins, nur mit der Krone des eigenen Haares geſchmückt. Und das Kind, das ſie in den Falten des leuchtend blauen Mantels trug, hielt in der geballten Fauſt ein blütenumwundenes Kreuz. Sie war weder von Holbein noch Dürer, noch konnte die Blonde das Werk eines Italieners ſein. Nach drei ergebnisloſen Zigaretten eilte Matthias in ſeine Bibliothek und begann in ſeinen Kunſtblättern zu kramen. Er fand auch hier nicht, was er ſuchte. Aber immerhin wurde er ſo angeregt, daß ihn Klavier und Star nicht mehr ſtörten. Beſonders feſſelte ihn eine, ihm ganz in Vergeſſenheit geratene, mädchenhafte Madonna von Ittenbach. Auch ſie war goldenblond.

Aus ihrem Anblick ſtörte ihn Melchior, der ſeinen Herrn zu erinnern kam, daß es Mittagszeit ſei. Zu dieſem Recht hatte er eine Generalerlaubnis. Denn Matthias liebte es nicht, zu unrechter Zeit ins Reſtaurant zu kommen. In der

üblichen Tiſchzeit hatten Gäſte und Kellner mit ſich ſelbſt zu tun. In den anderen Stunden, wo nur Vereinzelte in dem noch einmal ſo groß ſcheinenden und mit Saucenduft durchtränkten Raume ſaßen, war jeder Hinzukommende das Zerſtreuungsobjekt der ſich gelangweilt in den Zähnen Stochernden. Dafür war ſich Matthias zu ſchade. Er befahl Melchior, die Kunſtblätter unberührt liegen zu laſſen, und ging.

Melchior war ſeinem Herrn treu ergeben. Die Hände feſt auf dem Rücken, betrachtete er die verſtreut umherliegenden Blätter. Er glaubte dem immer wiederkehrenden Mißmut ſeines Herrn näher gekommen zu ſein. Hübſche Frauen hatte es auch in dem Junggeſellenheim ſeines früheren Gebieters gegeben. Aber alle mit Kinderchen auf dem Arm?! Das ging über den Spaß.

Selbſt auf die Gefahr hin, ſich einem tüchtigen Verweis auszuſetzen, packte er die Bilder ſchleunigſt zuſammen. — —

Indeſſen ſtudierte Matthias die Speiſekarte. Obſchon er wußte, daß ihm damit nicht viel neue Weisheit beſchert werden konnte. Er ſpeiſte in dieſem Lokal Tag für Tag. Doch was ihn hierher zog, war nicht der Koch, denn über alles, was man nicht ſieht, kann man ſich Illuſionen machen, ſondern der Kellner. Er glaubte in ihm eine ſeltene Abart ſeines Berufes entdeckt zu haben. Er hatte ihn noch nie die Daumen in Suppe und Sauce baden, und die Serviette nicht einmal bei plötzlichem Bedarf als Schnupftuch gebrauchen geſehen. Außerdem war er kahl, konnte alſo nicht mit dem Überfluß ſeines Scheitels ungebeten die Speiſen vermehren, ebenſowenig beim Aufzählen der empfehlenswerteſten Tagesgerichte nachdenklich in den Locken wühlen. Zu allem dieſem hatte er anſcheinend ſaubere Fingerſpitzen, an denen ſich nicht einmal am kleinen Finger der Rechten jener kokette, über-

lange Nagel ins Weltall ſpreizte, von dem man mit Gewißheit annehmen konnte, daß er in den Mußeſtunden als Ohrlöffel verwendet wurde.

Das waren Vorzüge, die durchaus nicht mit hohen Preiſen, mit Silberbeſteck und echtem Porzellan verbunden zu ſein brauchten. Die natürlichſten Forderungen ſind keineswegs allein durch Geld zu befriedigen...

Gerade an dieſe Komplikation des Daſeins knüpften ſich Frau Helenes größte Hoffnungen auf eine baldige Eheſchließung ihres Sohnes. Ein Mann, der ſelbſt in einem Reſtaurant, wo die höchſten Herrſchaften inkognito ſoupierten, Meſſer und Gabel vor dem Gebrauch noch einmal eigenhändig überpolierte, gehörte in ein eigenes Heim...

Matthias überputzte gerade ſeinen Suppenlöffel, als er Geſellſchaft bekam. Sein Bekannter, Günther Trettin, war eigens hergekommen, um ihm beim Eſſen Geſellſchaft zu leiſten.

Gegenſätze ziehen ſich an. Trettin hatte ſo viel Schulden, wie Matthias Vermögen. Er war zwar der Vertreter einer amerikaniſchen Automobilfirma und hatte ein Einkommen, groß wie Amerika. Nur ſtrebte es mit Motorkraft von ihm fort. Er fand die Welt ſchön in jedem Winkel und ließ ſie ſich von niemand verekeln. Nicht einmal von ſeinen Gläubigern. Er ſah nicht den Kellner, ſondern das Beefſteak. Er fand jede Frau unter vierzig fehlerlos in dem Augenblick, wo ſie ihn anlächelte. Es dünkte ihn das Natürlichſte von der Welt, daß Blumenfrauen alt werden. Alles Irdiſche war vergänglich. Die Schnörkel einer Häuſerfront ſtörten ihn wenig, wenn drinnen Fahrſtuhl, Zentralheizung und alle ſonſtige Bequemlichkeit war. Er ſagte: „Was geht mich die Außen-

ſeite an, mein Lieber? Ich bin doch keine Fliege, die an der Wand lang kriecht.“

Sein ſtarker, dunkelblonder Schnurrbart glänzte ſtets, wie noch angefeuchtet von einem gerade geleerten Glaſe vorzüglichen Weins. Er war doppelt ſo breit als der ſchlanke, hohe Matthias und ſaß mit ſeinen Reiterſchenkeln überall wie im Sattel.

Die neue Frühlingsluft hatte ihn in die feudalſte Laune gebracht.

„Junge, Junge, iſt das ein Wetter,“ ſtieß er hervor, während ſeine blanken Blicke über die Speiſekarte jagten.

„Wie beliebt?“ fragte Matthias ſteif.

Seiner Anſicht nach war die erſte Pflicht eines Freundes, nicht zu intim zu werden.

„Ein Tag, geſchaffen für Erdbeerbowlen im Abendſchein. Mit einer Blonden oder auch einer Brünetten. Letzteres muß man dem Zufall überlaſſen,“ fuhr Herr Trettin fort und beſtellte ſich eine doppelte Portion Edelkrebſe. Denn er ſah nicht ein, warum er Matthias Senfs robuſten Geldbeutel übertrieben ſchonungsvoll hätte behandeln ſollen.

Matthias zerteilte eine Forelle. Er ſuchte ſtets Speiſen, die dem Gaumen kein Andenken zurückließen.

Über die Nahrung der Gedanken iſt man leider weniger ſein eigener Herr. Die Worte: blond und Zufall hatten Matthias ſofort wieder auf den Weg von heute vormittag gebracht. Matthias begriff nicht, daß er dies merkwürdige und liebe blonde Weſen aus den Augen hatte verlieren können. Zumal er ſich deutlich erinnerte, daß die Hände, die nach den Blumen gegriffen hatten, weiß und ſchlank, mit prachtvoll zugeſpitzten Fingern geſtaltet waren. Oder verwechſelte er dies mit irgendeinem der Madonnenbildniſſe?

Trettin war gewohnt, daß ihre Tiſchunterhaltung darin beſtand, daß er ſprach und Matthias ſchwieg. Das hatten ſolche überbeſonnenen Menſchen nun einmal ſo an ſich. Aber ſchließlich ſah er ſich Matthias doch von der Seite an.

„Man ſollte glauben, Sie haben etwas verloren, lieber Senf," ſagte er, während er einen Krebs zwiſchen den Zähnen zerknackte.

Er war nicht aufgeregt um die Antwort. Er war überzeugt davon, daß Matthias entweder wieder einer reizvollen Mädchenerſcheinung begegnet ſein würde, die allen guten Willen der Schöpfung zunichte gemacht, weil ſie die Füße einwärts ſetzte wie eine Gans, oder daß er wieder einmal an aller weiblichen Würde überhaupt zweifelte, weil er eine Blütenzarte am Arm eines Fettwanſtes geſehen. Das Mitgefühl dafür riß Trettin nicht um. Im Gegenteil, er glaubte ſich nichts Beſſeres wünſchen zu können als Senfs Sorgen.

Er nickte darum zufrieden, als Matthias nach einer Weile ſagte, daß er etwas verloren habe, das ihm auch der ehrlichſte Finder nicht wiederbringen könnte: einen geſcheiten Augenblick.

Trettin antwortete, daß daran ſicher nichts zu bedauern ſei, da nur die dummen Augenblicke Vergnügen machten.

Statt einer Antwort ſagte Matthias nach einer Weile, daß es doch etwas Myſtiſches ſei, daß man das Bild einer Perſon, die auf einen Augenblick zufällig unſeren Weg gekreuzt, fortwährend vor Augen haben könne, ob man wolle oder nicht.

Trettin fand darin nichts Myſtiſches, ſondern etwas höchſt Natürliches. Wenn er einem ſeiner Gläubiger begegnete, wurde er die Viſion dieſer Viſage den ganzen Tag nicht mehr los.

Matthias räuſperte ſich und erklärte dann, daß ihm bei

dieſen Worten das Erlebnis ſeines beſten Freundes im Sinn gelegen. Dieſer wäre einem Mädchen begegnet, das ihn durch eine, ſelten an einen einzigen Menſchen verſchwendete, Vollkommenheit ſo gefeſſelt habe, daß er fühlte, dieſes Geſchöpf wiederſehen zu müſſen, koſte es, was es wolle.

Trettin wußte, daß jeder ſelber ſein beſter Freund.

Er räuſperte ſich daher gleichfalls vor ſeiner Rede und ſagte dann, daß der gute Freund froh ſein ſolle, ſeine Illuſionen behalten zu dürfen. Bei einem Wiederſehen würde er, aller Wahrſcheinlichkeit nach, herausfinden, daß die Vollkommene geiſtlos, ſeelenarm, kokett oder rechthaberiſch ſei, wenn ſie am Ende nicht ſogar liſpelte.

„Das alles iſt ausgeſchloſſen," rief Matthias heftig.

Trettin hielt im Kauen inne, obwohl ſein Beefſteak vorzüglich war. Er ſchätzte im ſtillen Matthias Senfs Mäkelſucht. Er hielt ſie für die Waffe, die dem Zartempfindenden vom Schickſal mitgegeben. Denn die Unabhängigkeit, jederzeit heiraten zu können, hielt er für eine beſtändige Lebensgefahr.

Er ſagte, daß Matthias den guten Freund doch aus eigenen Erlebniſſen eines Beſſeren hätte belehren können. Galt Melinda nicht einen Augenblick lang als der Gipfel aller Natürlichkeit? Und hatte man nicht ſchon am anderen Tag herausgefunden, daß das Natürlichſte an ihr der dreſſierte Pudel ſei?

Matthias lächelte und ſagte, Melinda wäre ein Durchſchnittsirrtum. Das Erlebnis des heutigen Morgens aber, das ihm ſein Freund aufs genaueſte geſchildert, ſei aller Beſtimmtheit nach als ganz etwas anderes anzuſehen. Es ſei begreiflich, daß man die beinahe unauffindbar geglaubte Möglichkeit eines wirklich liebenswerten Weſens nicht taten-

los dahinnehmen könne. Außerdem sähe er im Zufall die verhüllte Notwendigkeit.

Trettin war boshaft genug, zu fragen, wer dem Zufall diese innere Würde zumute. Der Freund oder Herr Senf selbst?

„Wir beide," antwortete Matthias bestimmt.

Trettin bewunderte diese Einstimmigkeit und meinte, daß der Freund wohl weiter auf die verhüllte Notwendigkeit warten müsse, falls er sich nicht einem Detektiv anvertrauen wolle.

Die letzten Worte hatte er gedankenlos hingeschwatzt, denn er verzehrte jetzt ein Omelette mit Rum und war ganz bei der Sache.

Es war also entschuldbar, daß er, als Matthias hastig fragte, ob er ihm ernstlich dazu raten würde, an das ihm Nächstliegende dachte und mit gefüllten Backen antwortete, daß er dies mit bestem Gewissen könne. Auch als sich Matthias Senf wunderte, daß er als Kavalier ihm dergleichen vorschlage, argte er noch nichts Tieferes und erwiderte, daß sich über den Geschmack nicht streiten lasse.

So unterhielten sie sich noch eine Weile ganz vorzüglich, ehe sie bemerkten, daß der eine vom Omelette und der andere vom Detektiv sprach.

Das ist das Geheimnis feiner Konversation: nur das aus den Worten herauszuhorchen, was man hören will...

Aber bevor man sich trennte, hatte Matthias in seiner silberbeschlagenen Saffiantasche, wo aus geradezu fahrlässiger Nachlässigkeit Melinda mit dem Pudel weiter lächelte, die Adresse des Herrn von Priskow. Von dem Trettin behauptete, daß er einen Floh zurückbrächte, der Unter den Linden

im Illuminationsgedränge eines Kaisergeburtstags entsprungen sei...

## Achtes Kapitel

Lob reizt zum Widerspruch. Matthias zweifelte stark an der Möglichkeit solch übertriebener Findergabe. Aber da er nicht zu den Menschen gehörte, die ungesehen verdammen, beschloß er, mit Herrn von Priskow in Verbindung zu treten.

Sein Widerspruchsgeist war sogar so heftig gereizt, daß er gewünscht hätte, die notwendig gewordene Unterredung noch am heutigen Abend stattfinden zu lassen.

Das war Herrn von Priskow jedoch nicht möglich gewesen.

Als Matthias ihn durch den Fernsprecher angerufen und seinen Namen genannt hatte, hörte er als Antwort ein merkwürdiges Papiergeraschle. Da er in diesem Fall nicht an Mystik glaubte, folgerte er nicht, daraus den Spürsinn des berühmten Forschers knistern zu hören, sondern vermutete, daß jemand die Seiten des Fernsprechverzeichnisses heftig durchblätterte.

An weiteren Hypothesen hinderte ihn der Gegenruf.

Herr von Priskow, der in der kurzen, raschelnden Wartespanne schon den Senfschen Zusammenhang mit dem unergründlichen Bergwerk herausgespürt zu haben schien, rief mit kräftiger Stimme zurück, daß er außerordentlich erfreut sei, die Bekanntschaft des geschätzten Herrn Matthias Senf zu machen.

Als Matthias, angenehm berührt, sofort den heutigen

Abend beanſpruchen wollte, lachte er jedoch das kräftige Lachen eines Majors a. D. zurück, der einen nicht ganz harmloſen Witz ins Ohr getuſchelt bekommen.

Dann rief er, daß er den Herrn Dr. Senf nur beglückwünſchen könne, weil er ſo wenig von den näheren Konſequenzen ſeines komplizierten Berufs ahne. Der Abend, die Nacht ſeien ſeine Hauptarbeitsſtunden.

Und da Herrn von Priskow daran gelegen war, ſich bei dem Privatier im beſten Villenviertel nicht von der Konkurrenz ausſtechen zu laſſen, fügte er hinzu, daß er ſich erlaube, ſeinen neuen Klienten daran zu erinnern, daß im letzten Geſchäftsjahr allein 264 Eheſcheidungen durch ſeine beſcheidene Mithilfe zum erwünſchten Endreſultat gebracht worden ſeien. Dann lachte er wieder ſein beſtrickendes Majorslachen a. D. und hatte die Beſprechung auf morgen feſtgeſetzt.

Matthias konnte nur raſch noch mitteilen, daß es ſich um eine delikate Angelegenheit handelte, worauf ihn ein freundliches: Selbſtverſtändlich unterbrochen hatte.

Als er noch hinzufügte, daß man nicht nur delikat, ſondern auch ſchwierig ſagen konnte, hatte die kräftige Stimme erfreut gerufen: „Um ſo beſſer. von Priskow macht alles.“

Zuverſicht berührt angenehm. Beſonders, wenn man ſelbſt im Zweifel iſt und es nicht ſein möchte.

Matthias war durch das Geſpräch ſo nachſichtig und herzlich geſtimmt, daß er beſchloß, ſeinen Eltern einen unerwarteten Beſuch zu machen.

Er beabſichtigte, ſeiner Mutter etwas gefüllte Schokolade mitzubringen, wurde aber daran verhindert. Es war kurz vor Ladenſchluß und nur ein kleines Lehrmädchen noch zur Bedienung da. Dieſe, das Geſicht mit den roten Tupfen der



Digitized by Google

Entwicklungsjahre verziert, puſtete erſt mit voller Kraft in die ſich entfalten ſollende Tüte, ehe ſie die ſüße Miſchung hineinzuwiegen gedachte.

Matthias hatte ſich bedankt, und bevor er kehrtgemacht nur noch geſagt, daß er nicht um Bazillen gebeten habe. Als das Mädchen verſicherte, daß ſie dergleichen nicht führten und ihm ſtattdeſſen die „Prima Bürgermiſchung" empfehlen wollte, war er ſchon draußen.

So erhielt Frau Helene ſtatt einer Tüte beſter Schokoladen einen Vortrag über die unerhört mangelhaften hygieniſchen Kenntniſſe der Berliner Ladenmädchen.

Frau Helene, die des Abends und nach dem Nachmittagstee, während ſie ſich dem gerade beſtempfohlenſten Roman hingab, ſehr gern Süßigkeiten knabberte, ſagte: „Schade! Du machſt dir und andern das Leben unnötig ſchwer, mein Kind."

Tante Martine, die gekommen war, um ſich für ihre Geburtstagsgaben zu bedanken und als ebenfalls unerwarteter Gaſt am Abendtiſch ſaß, bemerkte dazu, daß keiner ſeinem Schickſal entrinne und daß man auch die Anſteckungsgefahr Gott dem Herrn überlaſſen ſolle.

Fromme Worte laſſen ſich meiſt nach zwei Seiten auslegen. Auch hier blieb es dahingeſtellt, ob Tante Martine damit das Betragen des Käufers oder der Verkäuferin hatte rügen wollen.

Frau Helene ſagte nachſichtig: „Schon gut, Martinchen."

Denn ſie wollte vor allen Dingen, daß Matthias und Betty ins Geſpräch kamen. Sie zerbrach ſich den Kopf, woher Matthias in Erfahrung gebracht, daß Betty heute hier zu finden ſei. Nur damit konnte ſie ſich den unerwarteten Be-

ſuch des Sohnes bei ſeinen Eltern erklären. Auch reiche Frauen können beſcheiden ſein. —

Betty war rot geworden, als ſie ihrem Vetter die Hand gereicht, denn Tante Helene hatte ihr vor kaum einer Viertelſtunde anvertraut, daß Matthias ganz beſonders viel von ihr halte. Ganz beſonders viel.

Das war ihr ſehr peinlich, denn ihr war es in der Nähe des immer ärgerbereiten Matthias ſtets unbehaglich. Die Frau, die einmal auf ihn hereinfallen würde, tat ihr ſchon im voraus von Herzen leid. Sie begriff nicht einmal, wie der famoſe Günter Trettin mit ihm befreundet ſein konnte. Dieſer herrliche Mann. Zu Hauſe und auch hier munkelten ſie ſtets von der Menge ſeiner Schulden. Aber wozu hatte man denn das tiefe Bergwerk?

Matthias erzählte, auf Befragen ſeiner Mutter, daß er mit Günter Trettin zu Mittag geſpeiſt.

Frau Helene bemerkte mit Rührung, daß Betty ſchon errötete, wenn Matthias überhaupt ſprach.

Herr Senf, der Ältere, der durch das Geſchwätz eine Jodmiſchung hatte fortgießen müſſen, da er ſich verzählt zu haben glauben, ſaß, anſcheinend nur mit ſeiner Iſchias beſchäftigt, in der Runde.

In Wirklichkeit aber prüfte er Betty auf die Tauglichkeit zur Ehe.

Er ſagte ſich, daß ſich ihr Gatte, wer es nun auch werden möge, zeitlebens von ihr beobachtet fühlen würde. Denn man wußte nie mit Beſtimmtheit, wohin ſie ſah. Er war bisher überzeugt geweſen, daß außer ſeiner lieben, nur leider zum Widerſpruch neigenden Frau nur Männer mit geringen Einkommen dieſen aparten Reiz mit den anderen, allerdings ſehr großen Reizen Bettys von väterlicher Seite her in den

Kauf nehmen konnten. Aber er begriff nicht, warum der Junge heute hergekommen und freundlicher als jemals gestimmt war.

Er überhörte dadurch zweimal, daß ihn Tante Martine fragte, ob er ernstlich glaube, daß sich Gottes Wille mit Jod umgehen ließe.

„Er zählt uns unsere Lebensjahre zu wie du die Tropfen in das Glas," sagte sie. Und erinnerte gleichzeitig daran, daß im Weltenreich auch die Ewigkeit nur ein Tropfen sei.

Herr Senf wollte aber an gar keine Ewigkeit erinnert werden.

Er antwortete gar nichts und begann seine Patiencekarten zu mischen.

Martine seufzte und wandte sich den übrigen zu. Als Tante wie als Ledige witterte sie beständig Verlobungsanfänge oder noch zartere Geheimnisse zwischen den Mitgliedern der Familie. Sie forschte, fragte und hatte eigene Vermutungen, aber wenn sie genug und allzuviel erfahren und gemutmaßt hatte, sagte sie, daß Gott allen denen, die ihren Nächsten Übles nachzusagen imstande wären, verzeihen möge. Denn sie wüßten nicht, was sie tun.

Auch als sie Matthias hier am Elterntisch neben Betty sah, arbeitete ihre Phantasie sofort mit Amors Bogen und Pfeil. Sie glaubte, auch von der Seite genug gesehen zu haben. Es wunderte sie, daß die oberflächliche Betty erkannt hatte, daß der reiche Matthias sogar ein goldenes Herz hatte. Wenn auch, leider Gottes, allzusehr verborgen. Dagegen setzte es sie nicht im geringsten in Erstaunen, daß Matthias keinerlei Anstoß an Bettys Augenstellung nahm. Er war ja ein begeisterter Bewunderer aller modernen Bildnisse. Da war

alles ſchief darauf; ſoweit man überhaupt etwas erkennen konnte.

Helene waren Tante Martines beobachtende Blicke nicht entgangen. Sie fürchtete eine vorzeitige, gottesfürchtige Bemerkung, die den ſenſiblen Matthias für allezeit zurückſchrekken könnte.

Furcht macht, wenigſtens unter Gebildeten, liebenswürdig.

Helene ſagte: „Heute laſſen wir aber unſere gute Tante Martine im Auto nach Haus bringen."

Martine hätte es vorgezogen, wenn man ihr auch einmal am hellen Tage, wo man Bekannte treffen konnte, dieſe anſtändige Beförderungsweiſe angeboten. Aber ſie ſchlug trotzdem die Augen dankbar zur elektriſchen Lampe auf, dachte, daß ein Sperling in der Hand beſſer ſei als eine Taube auf dem Dache und nahm den Vorſchlag ergeben an. Es war auch kein Grund mehr vorhanden, ſich noch weiter des Schlummers dieſer Nacht zu berauben. Sie glaubte genug geſehen zu haben. Ein Familienlegat macht noch nicht blind.

Betty hatte indeſſen Matthias lächelnd vorgeſchlagen, morgen mit ihr Tennis zu ſpielen und Günter Trettin mitzubringen. Eine Freundin von ihr ſchwärme für ihn.

Matthias runzelte die Stirn. Er fand es unſchön, anvertraute Gefühle preiszugeben.

Betty errötete, überzeugt davon, daß Matthias ſie durchſchaue und eiferſüchtig ſei.

Was ihr wenig Verdruß gemacht hätte, wenn ſie ſich nicht dadurch verhindert fühlte, weiter auf ein Wiederſehen mit Trettin zu dringen. Auch ihre Züge bewölkten ſich.

„Himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt," dachte Helene, der weder Lächeln noch Bewölkung entgangen, und fühlte ſich gerührt.

„Welch herrlicher Frühlingstag geht zu Ende," ſagte ſie raſch und laut. Beſonders den Vormittag begann ſie zu preiſen, ſie nannte ihn den Abglanz aller Seligkeit und fragte, ob Matthias ihn auch genügend genutzt habe.

Matthias konnte nicht verhindern, daß eine Röte über ſein Geſicht huſchte, und ſagte kurz, daß er ſich mit Kunſtſtudien beſchäftigt habe.

Helene bemerkte betroffen den Farbenwechſel. Sie hoffte, daß ihn Betty vielleicht unſchuldsvoll, aber dennoch mit der Spitze ihres Lackſtiefelchens berührt habe. Denn ſie wollte nicht glauben müſſen, daß dieſe Kunſtſtudien etwa mit der Dame mit dem Pudel zuſammengehangen hatten.

Ein Hauch von Verſtimmung war plötzlich unter ihnen.

Betty gähnte und ſagte, daß ihr Diener gewiß ſchon lange draußen warte, um ſie nach Haus zu begleiten. Und ſtand auf.

Matthias ebenfalls.

Papa Senf hob den Kopf von den Karten und fragte, ob Matthias nicht wenigſtens eine Nikotinfreie lang bei ihm bleiben wolle. Jetzt, wo das Zimmer gleich damenrein ſein würde.

„Reizende Erziehung," hauchte Helene. Deutlich, aber immerhin leiſe genug, daß es Betty nicht hören konnte.

Martine war ſchon draußen und bekam die Gummiſchuh angezogen, die ſie bei jedem Wetter trug. Auf reſpektloſe, diesbezügliche Anſpielungen antwortete ſie, daß auf ihrem Barometer immer veränderlich ſtehe. Möglich, daß das auf den neumodiſchen anders wäre.

Matthias verabſchiedete ſich und ſagte: „Andermal, Papa."

Der enttäuſchte Blick des Vaters entging ihm nicht. Er

quälte ihn den ganzen ſpäteren Abend. Aber Pflicht ſtand neben Pflicht.

Es war Matthias plötzlich eingefallen, daß man die Zeit eines von Priskow nicht ohne jede Vorbereitung gewiſſenlos in Anſpruch nehmen könne. Es war ihm klar geworden, daß er die laue Stille des Frühlingsabends dazu benutzen müſſe, die Erinnerungen an die blonde Unbekannte nach Möglichkeit zu präziſieren.

Es blieb ihm gar nichts anderes übrig, als ſich auf ſeine Terraſſe vor die blühenvollenden Jasminſträuche zu ſetzen und ſich bei Tee und Tabak jede der wenigen, wichtigen Beobachtungsſekunden deutlichſt zurückzurufen.

So nahm das Auto alle Gäſte mit fort.

Zuerſt ſtieg Betty aus dem Wagen, und der Diener ſchloß ihr ehrerbietig das ſchmiedeeiſerne Gitter auf. Die Luft war lau und mit ſüßen Düften getränkt. Betty dachte an jemand. Sie ahnte plötzlich, daß man Schulden nicht allein macht und mußte haſtig eine Träne fortwiſchen, ehe ſie die elterliche Schwelle betrat.

Matthias erbot ſich, Tante Martine die vielen Treppen des hohen Mietshauſes hinaufzubegleiten. Sie lehnte es heftig ab. Trotz ihres Vertrauens auf eine höhere Macht wachte ſie doch auch heute noch ängſtlich auf ihren guten Ruf. Sie wollte von keinem Nachbarn nächſtens mit einem jungen Manne auf der Treppe betroffen werden.

Als Matthias ſchon den Wagen verlaſſen wollte, die Tante freundlich daran erinnernd, wie hoch ſie wohne, antwortete ſie ſtreng und belehrend, daß Gott noch höher wohne.

Und damit war Matthias allein mit ſeinem Pflichtgefühl...



Digitized by Google

## Neuntes Kapitel

Angler brauchen trübes Wetter.

Als Herr von Priskow bei Matthias läutete, ſtrich draußen der Regen in Strömen nieder. Die Blüten ſaugten mit Gier dieſe Frühlingsbowle. Die Großſtädter waren geärgert und fühlten ſich betrogen.

Herr von Priskow kümmerte ſich weder um das eine noch um das andere. Sein Weizen blühte immer. Und an ſchlechtes Wetter gewöhnt zu ſein, hielt er für die erſte Lebensbedingung des Norddeutſchen. Außerdem nahm er dann ein Auto. Auf Koſten ſeiner Klienten.

Matthias Senf empfing ſeinen findigen Beſucher vor dem Schreibtiſch.

Schon als ſich Herr von Priskow nach leichter Verbeugung in den Klubſeſſel niederließ, hatte er Melindas und Bobbys Konterfei entdeckt. Ein Pfiff entfuhr ihm. Beinah wär' ihm entſchlüpft, daß dieſer reizende Racker zweimal das Corpus delicti geweſen, das einen Scheidungsprozeß gewinnen half. Aber zwiſchen ihm und Herrn Senf lag, auf dem Schreibtiſch, ſeine Viſitenkarte. Deutlich ſtand darauf: Diskretion Ehrenſache.

Er nahm darum nur ſchweigend eine von den ihm angebotenen Zigarren und ſagte, mild wie ein Arzt: „Nun ſprechen Sie ganz als wenn Sie mit ſich allein wären."

Daß man ſich auch vor ſich ſelber genieren könnte, hätte Herr von Priskow für einen famoſen Witz gehalten.

Aber ſelbſt Matthias überſah dieſe komplizierte Möglichkeit. Er wünſchte ebenfalls nur der gemeinſamen Sache mit möglichſt klaren Worten zu dienen.



Digitized by Google

Darum ſagte er, während er das Geſicht mit der Hand beſchattete: „Es handelt ſich um den Potsdamer Platz.“

„Aha, Terrainſache! Bin ſchon im Bilde,“ fiel von Priskow ein. „Wir drehen dem Kerl die Ecke wieder ab, unverzagt,“ rief er und ſchlug ſich auf die Schenkel.

Matthias bat um Entſchuldigung, wenn er ſich in Anbetracht der ungewohnten Situation vielleicht nicht ganz klar ausgedrückt habe.

„Klar oder unklar, ich werde Sie verſtehen,“ hieb von Priskow dazwiſchen.

„Es betrifft eigentlich weniger den Potsdamer Platz ſelbſt, als vielmehr eine gewiſſe Blondine,“ fuhr Matthias zögernd fort.

„Gewiſſe Blondine, ſehr gut,“ lobte von Priskow. Seine Stirn war jetzt geſtrafft. Man merkte, der Apparat dahinter war bereit, wie eine Schreibmaſchine zu ticken.

Matthias' Ehrgefühl regte ſich. Er nahm ſich zuſammen und ſagte in möglichſt knappen Worten, daß er einer Unbekannten, die er genau zu beſchreiben verſuchte, auf jeden Fall noch einmal gegenüber zu treten wünſche.

Von Priskow hatte ſchweigend zugehört. Aber mit arbeitender Stirn.

Seine innere Schreibmaſchine ſchien noch eine Weile allein weiter zu ticken. Dann zog er ein Notizbuch hervor und bat um Verzeihung, wenn er nun ſeinerſeits nicht nur ſprechen, ſondern auch fragen müſſe.

„Die Dame hat Sie — verzeihen Sie das harte Wort — anſcheinend um etwas Wertvolles beſtohlen, Herr Senf,“ ſagte er.

Sein warmer Ton verriet den Fachmann der Diskretion.

Trotzdem fuhr Matthias auf, wie wenn man ihn aufs heftigſte beleidigt hätte.

Er behauptete von einer tadelloſen Dame geſprochen zu haben und verbat ſich jede Beleidigung dieſer unbekannten Perſönlichkeit.

„Pardon," ſagte von Priskow höflich, aber keineswegs betroffen oder beunruhigt.

Die erſten zehn Minuten waren bei jeder neuen Bekanntſchaft die peinlichſten. Beſonders in ſeinem Beruf.

Er fragte ruhig weiter, was er wiſſen zu müſſen für nötig hielt, und Matthias gab ſtandhaft Antwort.

„Und ſonſt wüßten Sie nichts mehr zu ſagen?" ſchloß endlich von Priskow das Verhör.

„Nein," antwortete Matthias. Seine Stirn war feucht.

Von Priskow bedankte ſich lächelnd. Aber als er nun ſchweigend die ziemlich weiß gebliebene Seite ſeines Notizblocks überflog, ſtrich er ſich nervös über den dünnen, ſchwarzlackierten Scheitel.

Er mußte ſich eingeſtehen, daß ihm Dr. Senfs Vertrauen in ſeine Findigkeit alle Ehre machte. Denn ſchließlich hatte er nichts weiter auf dem Papier, als daß eine hochgewachſene Blondine, am Arm einer häßlichen Freundin, mitten auf dem Potsdamer Platz zweimal vier Blumennamen mit ungewöhnlich ſympathiſcher Stimme wiederholt habe.

„Nichts anmerken laſſen," muß jedoch die Taktik des Detektivs ſo gut wie die des Verbrechers ſein.

Darum ſchmetterte von Priskow plötzlich ſein Majorslachen in das ſtille Zimmer und ſagte, daß der Tüllhut, die braunen Augen und das Verſchwinden im Warenhaus, das Matthias für einen Irrtum, von Priskow aber für höchſt wahrſcheinlich hielt, die ſchwierige Situation retten würde.

Matthias zog die Augenbrauen zuſammen. Lautes Lachen hielt er für Maskierung. Wirkliche Heiterkeit lächelt. Ganz abgeſehen, daß er es gar nicht wünſchte, Grund zu Heiterkeit gegeben zu haben.

Er fühlte es ſich ſchuldig, noch etwas Geſcheites zu ſagen und rief dem ſich ſchon der Tür Nähernden zu, daß er ſich plötzlich noch eines kleinen roten Herzens erinnere, das ſich auf dem zartlinigen, ſchlanken Hals bewegt habe.

Herr von Priskow hatte ſofort wieder ſein Notizbuch in der Hand.

„Rotes Herz," wiederholte er ſchreibend und fügte hinzu, wenn man nun auch wüßte, ob Rubinen, böhmiſche Granaten oder — was er ſich Herrn Dr. Senf gegenüber kaum anzunehmen erlauben würde — gar nur Glas die Röte des kleinen Herzens verurſachte, man wenigſtens den Stand der Unbekannten einigermaßen hätte erraten können.

Matthias konnte jedoch darüber keine näheren Angaben machen.

Unwiſſenheit aber reizt zu Grobheit.

Matthias verhehlte nicht, daß er die Empfindung habe, daß ein Sherlock Holmes aus viel kleineren Anhaltspunkten heraus die größten Entdeckungen gemacht habe.

Laien, zumal wenn ſie als Klienten von ihm abhängig waren, konnten Herrn von Priskow nicht beleidigen.

Er lächelte daher und ſagte, daß er dieſe Anſchauung leider nicht teilen könne. Er hätte nie etwas von dieſem unkontrollierbaren Amerikaner und ſeiner Methode gehalten. Wie überhaupt nicht von Ausländerei.

„Glauben Sie mir," verſicherte er, „wir haben auch unſere tüchtigen Geheimagenten, genau ſo gut wie wir unſere eigenen Verbrecher haben. Wir machen keine Reklame, wir

loben uns nicht, aber wir haben Geiſt und Mut. Schon morgen hoffe ich, Ihnen eine kleine Probe davon geben zu können."

Von Priskow ſchlug die Hacken zuſammen und hatte ſich empfohlen.

Matthias war zu ſtolz, um ihn zurückzuhalten und ihm zu ſagen, daß er die erſte Nachricht in ſpäteſtens zwei Stunden erwartet hätte. Er ließ ihn gehen. Er war kein Gewaltsmenſch.

## Zehntes Kapitel

Warten iſt keine vornehme Beſchäftigung.

Matthias nahm ſich vor, dieſer Angelegenheit nicht eher wieder nahe zu treten, als ihn Herr von Priskow daran erinnern würde. Aber Gedanken können aufdringlicher ſein, als die plumpſten Menſchen. Weder mit guten noch mit böſen Worten laſſen ſie ſich aus dem Kopf herauskomplimentieren.

Immer wieder ertappte ſich Matthias bei der Grübelei, ob das rote Herzchen aus Rubin, Granat oder Glas geweſen. Trotzdem er dies Gehabe für eine grobe Aufdringlichkeit gegen die zarte Unbekannte hielt. Man kann nicht immer ſo vornehm ſein, wie man möchte. Matthias litt unter dieſem Zwieſpalt der Natur.

Dem Friſeur, der als Nächſter mit ihm zu tun hatte, wurde es nicht leicht gemacht, das beſtändige Lächeln der Höflichkeit, zu dem der Spiegel zwang, aufrecht zu erhalten.

Matthias ließ ſich nur im eigenen Schlafzimmer, mit ſeinen eigenen, dazu gehörigen Utenſilien und dennoch mit Vor-

waſſer und Desinfektionsſeife raſieren. Auch der Friſeur, obgleich es der Chef des angeſehenen Hauſes ſelber war, mußte ſich, ehe er ſein Werk begann, mit Lyſolſeife und Nagelbürſte Hände und Nagelſpitzen behandeln. Und zwar vollkommen ſchweigend. Lautlos, wie die Prieſter im heiligen Hain, mußte er ſeines Amtes walten. Dafür erhielt er das Dreifache des üblichen Preiſes.

Das gehörte für Matthias auch zu den vielen Unverſtändlichkeiten des bürgerlichen Lebens, daß alle Friſeure über mehr Zungenfertigkeit als Handgeſchicklichkeit verfügten; daß ihnen interpunktionsloſes Geſchwätz viel wichtiger ſchien, bei ihrem durchaus verantwortungsvollen Beruf, als Sauberkeit und Seife...

Es war ein Unglück, auf ſolche Leute angewieſen zu ſein. Aber niemand kann über ſich ſelbſt hinweg. Matthias war außerſtande, ſich ſelbſt einzuſeifen, an der Naſe herumzuziehen und ſich dabei noch im Spiegel geſpannt zu betrachten.

Heute erwartete ihn jedoch eine beſondere Komplikation. Der zu erwartende Prinzipal hatte eine Nervenüberreizung und mußte aus dieſem Grund einen Gehilfen ſchicken. Nervenüberreizungen ſind Privatſache. Der Prinzipal war alſo nicht verpflichtet, anzugeben, daß er die ihm heut mangelnde Berufskraft bei einem Dauerſkat zugeſetzt hatte, den er zu Ehren des erſten Frühlingstages bis ſechs Uhr morgens ausgedehnt hatte. Unter beſtändiger Hinzufügung von Waldmeiſterbowle. In jedem Fall war es leicht feſtzuſtellen, daß er nicht imſtande war, den einfachſten Pflichten ſeines Berufes nachzukommen. Er hätte bei größter Vorſicht und mit dem ſtumpfeſten Meſſer jeden Kunden zweifellos dreimal die Kehle durchſchnitten, wenn er ſich mit ſeinen vibrieren-

den Skathänden nur in die Nähe eines Kinns gewagt hätte. Seine Standesehre verlangte also heute Zurückhaltung.

So hatte er seinen Gehilfen an sein Bett gerufen und ihm die näheren Instruktionen zugebrüllt. Bei dem Herrn Dr. Senf das Maul halten, wie ein Taubstummer. Alles desinfizieren, waschen, reinigen und wieder abspülen, wie wenn er und du die doppelte Krätze hättet. Und immer stumm wie ein Fisch. Nicht vergessen. Beim nächsten Kunden dagegen, dieser armen Kreatur, alt und lahm, an der ganzen Welt nur noch vom Fensterplatz teilnehmend, reden, schwatzen und Neuigkeiten auftischen, als wär' deine Zunge ein Rennpferd, auf das du gesetzt hättest. Zuerst war das Wetter vorzunehmen. Das Barometer war gefallen, später gestiegen, nachher gegen alles Erwarten wieder gefallen. Die Frau Kommerzienrat Wunderlich hatte Reitstunde bei einem Rittmeister, der den Herrn Kommerzienrat auf der Straße nicht grüßte. Sie sah ein wenig üppig in dem engen Reitkleid aus, aber immerhin noch recht passabel. Der Herr Geheimrat von gegenüber, der seinen Kopf der Konkurrenz ausgeliefert hatte, war wieder kohlschwarz wie ein Rabe geworden. Hieß nur abwarten, wie lange die neue Politur anhalten werde.

Mit diesen Fachkenntnissen angefüllt, war der Gehilfe dienstbeflissen an seine Tätigkeit geeilt.

Aber allzuviel Wissen verwirrt.

Im Eifer der Praxis kannte er sich plötzlich nicht mehr aus unter der Fülle seiner Kenntnisse. Er begann zu Matthias Senf vom Barometer, dem Rittmeister und der schwarzen Politur zu sprechen und steckte, als er die immer wachsende Verdrießlichkeit seines Versuchsobjekts spürte, den privaten Elfenbeinkamm, um die unruhig werdenden Hände freier

handhaben zu können, ſtatt in Borwaſſer in die eigene kühne Lockentolle.

Matthias ſah ſelten genug in den Spiegel. Auch das eine Mal, wo er es heut tat, war zu viel.

„Menſch, was haben Sie da mit meinem Kamm vor?“ ſchrie er plötzlich und ſchüttelte den Friſiermantel, daß der erſchrockene Gehilfe an den Löwen denken mußte, den er am billigen Sonntag mit ſeinem verſilberten Spazierſtock in die Mähne zu kitzeln verſucht hatte.

„Nichts Unrechtsmäßiges,“ ſtotterte er, „nur momentweiſe, proviſoriſch, interimiſtiſch ſozuſagen...“

Trotzdem wäre gewiß etwas Peinliches paſſiert, wenn nicht Melchior eingetreten wäre, um zu melden, daß der Herr Dr. am Telephon in Geſchäftsangelegenheit gewünſcht würde.

Geſchäftsangelegenheit war das verabredete Stichwort für Herrn von Priskow.

Herr von Priskow hatte ſich nur eine kleine Zwiſchenfrage erlauben wollen. Ob Herr Dr. Senf vielleicht einen Fühler habe oder es gar von jener, ſonſt unſchönen Freundin zufällig gehört, welchen Vornamen die graziöſe Unbekannte eventuell haben könne.

Matthias mußte auch hier Unwiſſenheit bekennen.

Wenn jedoch ſeine Mutmaßungen von irgendwelcher Bedeutung ſein konnten, ſo würde er ſich entſchließen, auch mit dieſen nicht zurückzuhalten. Er vermutete: Agnete, eventuell Iſolde.

„So, ſo, Agnete, eventuell Iſolde,“ wiederholte Herr von Priskow langſam, offenbar mit einem Bleiſtift in der Hand. Und machte die Bemerkung, daß dies Namen wären, die nicht alle Tage vorkämen.

Matthias antwortete ſcharf, daß er angedeutet zu haben glaubte, daß die ganze Unbekannte nichts Alltägliches ſei.

Worauf Herr von Priskow ruhig, aber akzentuiert erwiderte, daß er darum bitten müſſe, Diskretion nicht mit Begriffsſtutzigkeit zu verwechſeln. Er glaube auch in dieſer Angelegenheit mehr wie au fait zu ſein. Morgen werde er weiter von ſich hören laſſen.

Damit hatte er ſeinerſeits dieſe Konſultation für beendet gehalten.

Denn ſobald von Priskow in den Angelegenheiten ſeiner Klienten au fait war, wurde er deutlicher und rückgratsvoller. Das konnte ſich ein von Priskow leiſten. Wer um die Geheimniſſe der Leute wußte, der hatte ſie in der Taſche.

Matthias nahm ſich vor, Herrn von Priskow morgen durch Melchior hinauswerfen zu laſſen. Aber zwiſchen heut und morgen liegt eine lange Friſt.

Matthias hatte bald nach dieſer Unterredung das Haus verlaſſen. Die Hände in den Taſchen ſeines Gummimantels, marſchierte er zwiſchen den tropfenden Schirmen einher.

Einige Zeit zerſtreute ihn der Ärger. Wenn die Menſchen doch begreifen wollten, daß auch ſie ein Stück Natur ſeien und daß Sonne und Regen auch für ſie vorhanden wären. Anſtatt, daß ſie ſich mit dieſen geſtielten, vielzackigen, ſchwarzen Bürgerkronen über dem verbrummten Schädel vorwärts balancierten. Sie waren alle miteinander Akrobaten der Unnatur.

Ein nicht ſchlechtes Plakat lockte ihn in eine moderne Bildnisausſtellung. Aber er ſtrich gleichgültig an den fremden Geſichtern vorüber. Sein ganzer Gewinn dabei war, daß er zu der Überzeugung kam, daß es ſich ſpeziell die Brünetten leiſten konnten, von den Modemalern verewigt zu werden. —

Es war nun Mittagszeit. In den Schaufenstern der Restaurationen saßen sie schon und schlangen.

Das war auch etwas Unfaßbares, daß sich jemand freiwillig hinter eine Glasscheibe setzen konnte, um vor den Augen der ganzen Großstadt Ochsenfleisch mit Wirsing oder Hammelrücken mit Bohnen zu kauen.

War das Größenwahn oder übertriebene Bescheidenheit?

Bei Bescheidenheit fiel Matthias unvermittelt Tante Martine ein.

Kindergewohnheiten legt man so leicht nicht ab.

Tante Martine hatte stets zu trösten gewußt, wenn Matthias etwas nicht bekommen konnte, was er gern haben wollte. Auch hatte er nie vergessen, daß sie ihm damals ein Wiedersehen mit Karo versprochen hatte.

Er fühlte sich inmitten ihres Kleinkrams aus Urgroßvaterzeit beruhigter, als zwischen aller modernen Innenarchitektur. Aus jedem Nachlaß hatte man die ältesten, wackligsten Stücke an Tante Martine als getreue Andenken abgeschoben. Man wußte, sie fand in ihren beiden Stübchen immer noch das freie Plätzchen, das die anderen in ihren ganzen Häusern beim besten Willen nicht auftreiben konnten. Und stets hatte sie die nötigen Spargroschen hervorgeholt, um dem altersschwachen Zeug wieder ein wenig auf die Beine zu helfen. Was wackelte, war geleimt, was gesprungen, war gekittet worden; wo ein Schlüsselchen fehlte, wurde ein neues nachbestellt. Denn Tante Martine war der Ansicht, daß, wenn ihr Herrgott in fünf Weltteilen und all den anderen Planetensystemen Ordnung zu halten verstand, müßte sie wohl wenigstens so viel davon lernen können, um ihre beiden Stübchen instand zu halten.

Matthias blieb vor einem Gemüsegeschäft stehen. Er wollte

zu Tante Martine und ihr diesmal etwas Praktiſches mitbringen. Die Wahl war nicht leicht. Denn er bemerkte als erſtes, daß das meiſte ausliegende Obſt von dem waſſerſcheuen Fliegengeſindel als Vergnügungspark behandelt wurde. Selbſt Tante Martine hätte von den Aprikoſen nicht ſagen können, ob die ſchwarzen Punkte auf ihrer Samthaut vom Herrn aller Dinge gleichzeitig mit den Aprikoſen erſchaffen worden, oder ob er ſie erſt durch das Verdauungswerkzeug der Fliegen hatte dahin befördern laſſen. Zwiſchen dem Obſt aber ſtand ein Korb mit Schnabelſchoten. Hellgrün wie das Laub des Frühlings und ſchmal zugeſpitzt wie vornehme Frauenfinger. Wohlgeborgen, feſtverſchloſſen, unberührt und appetitlich lagen die jungen Erbſen in ihren feingeſchwungenen Hüllen.

Matthias betrat eilig den Laden und ſagte erſt mal, daß, wer Obſt verkaufe, es auch zu behandeln wiſſen müſſe. Tafelobſt ſei doch keine Orgienſtätte für Fliegenhochzeiten und ähnliche Betätigungen.

Der Verkäufer bedauerte, daß nicht er ſelbſt die Welt erſchaffen durfte. Er als Obſthändler würde ſie ſicherlich ohne Inſekten hergeſtellt haben. Und dann fragte er, was der Herr außerdem wünſche.

Matthias kaufte den ganzen Korb Schnabelſchoten, denn er wünſchte nicht Zeuge zu ſein, wie man mit Maßgefäßen oder gar Händen in dem klaren Grün zu wühlen begann. Zahlte, ohne mit der Wimper zu zucken, dreißig Mark dafür, ließ ihn auf ein Auto ſetzen und fuhr damit zu Tante Martine.

Er mußte nach dem Klingeln einige Zeit vor Tante Martines Türe warten. Martine hatte gerade ihr Mahl aufgetiſcht, wobei ſie nicht überraſcht zu werden liebte. Sie mußte

alſo Backobſt wie Klöße erſt eilig in die Küche zurücktragen, bevor ſie öffnen konnte. Nur die dreimal gekittete Vaſe aus altberliner Porzellan mit dem Maiglöckchenſtengel, den Martine heut bei der Gemüſefrau zuſammen mit der Peterſilie als Zugabe bekommen, blieb auf der Mitte des Tiſches.

In Tante Martines Runzelgeſicht ſchob ſich ein Lächeln, als ſie Matthias vor ſich ſah. Erſt als ſie den verdeckten Korb bemerkte, verkroch ſich das Lächeln wieder in den Backenfalten. Martine war nicht mehr für Überraſchungen.

Matthias ſchleppte den Korb herein und ſagte, daß er nur eine kleine Gemüſebeilage zum Fleiſch gebracht. Diesmal ſollte man ihn nicht unpraktiſch ſchelten.

Er öffnete den Korb und ſchüttelte einen Teil der Schoten in einen japaniſchen Baſtkorb.

Tante Martine ſchrie auf und erklärte, daß der Korb nur noch zum Anſehen da ſei.

Aber das alte Geflecht hielt freundlich ſtand. Und Matthias ſah mit ſtrahlenden Augen auf die grasgrünen Schoten in der eigenartigen, roſtbraunen Flechtform.

„Wie ſchön!“ rief er einmal über das andere. Und machte Tante Martine immer wieder auf die herrlichen Farben und den künſtleriſchen Linienſchwung der Schnabelſchoten aufmerkſam.

Tante Martine lächelte. Sie dachte, daß man dem Jungen dieſes Familienübel nachſehen müſſe. Die Senfs waren nicht gewohnt, ihre Geſchenke in den Schatten zu ſtellen.

Laut ſagte ſie, daß die Schoten ſo ſchön ſeien wie alles, das direkt aus Gottes Werkſtatt käme. Daß ſie ihm aber bei aller Freude darüber ſagen müſſe, daß auch ein Zehntel davon für ſie genügt hätte. Man müſſe auch mit den guten

Sachen maßhalten können. Auch das zeige der Ewige auf Schritt und Tritt.

Dann bedankte sie sich noch einmal für das Königsgewand zum Geburtstag. Sie hatte alle Brokattaschen und Klappen fein mit Kampfer gefüllt, bevor sie es fortgehangen habe. Es würde ihm nichts passieren.

Bei diesen Worten hatte sie wieder ihr Mittagessen zurückgeholt.

Alles an seinem Platz. Vor Matthias war kein Verbergen nötig. Im Gegenteil, es konnte nicht schaden, wenn der Junge zu bemerken bekäme, daß es noch welche gab, denen die gebratenen Tauben nicht in den Mund flogen.

In der Kunst der Erziehung jedoch geschieht vieles vergeblich. Tante Martine hätte ebensogut Trüffeln mit Kaviarsauce verzehren können. Matthias merkte gar nichts davon. Er sagte herzlich, daß sich das Tantchen durch ihn nicht stören lassen solle; er hatte sich an der anderen Ecke des Zimmers auf eine Seitenlehne des schwarzen Ledersofas geschwungen und eine kleine Spieluhr aufzuziehen versucht, die dort auf einem Wandbrett stand. Es war ein französisches Werk. Irgendein Großpapa hatte einmal seine Freude daran gehabt oder es für ein Enkelkind erstanden. Sie spielte noch vier klingende Töne, die silberzart aus ferner Zeit zu kommen schienen.

„Ich sehe Marie Antoinette Menuett tanzen," sagte Matthias.

Tante Martine war in diesem Augenblick gerade damit beschäftigt, einen Pflaumenkern, der beinah herabgerutscht wäre, an die Oberfläche des Daseins zurückzubringen. In ihrem Alter mußte man in Ruhe essen können. Ohne alte, französische Musik.

Sie ſagte daher ärgerlich, ſie glaube bemerkt zu haben, daß es ſeine Pflicht wäre, an lebendigere Damen zu denken.

Sie ſelbſt dachte dabei an Betty.

Als der Kern zweifellos gerettet war, fügte ſie hinzu, daß ſie nicht begreife, warum er es ſo eilig habe, in die Ehe zu marſchieren. An eine Verſorgung brauche er doch nicht zu denken, das hätte doch Gott Vater für ihn getan. Außerdem glaube ſie, daß Schielen erblich ſei.

Matthias erinnerte ſich im Augenblick ſo wenig an Bettys Daſein, daß er gar nicht verſtand, worauf das Gebrumm der alten Dame hinzielte. Er ließ die Spieluhr klingen und grübelte, warum die ſchöne Marie Antoinette ihr blondes Haar weiß puderte. Hatte ſie geahnt, daß ſie ſich die Ehrenzeichen des Alters vorwegnehmen mußte?

Einige Silbertöne ſpäter war es ihm ſicher, daß das rote Herz aus Rubinen geweſen. Nur um ein über den Alltag geſtelltes Geſchöpf konnte es ſich handeln. Auf dieſe allereinfachſte Kombination verfiel ein Geheimpoliziſt natürlich nicht im Traum.

Matthias wandte ſich zu Tante Martine und fragte, ob ſie blonde oder braune Frauen hübſcher fände.

Tante Martines Gedanken ſprangen nicht mehr wie Spieldoſentöne. Sie waren noch bei der dunkellockigen Betty. Und da Martine nicht einſah, warum ſie Gott vorgreifen und ſolchem verwöhnten Geſchöpf die Wege noch ebener machen ſollte, ſagte ſie, daß ihr die Blonden beſſer gefielen. In dem kleinen Ort, wo ſie aufgewachſen, weil ihr Vater dort Schulmeiſter geweſen, war man ſogar der Anſicht, daß blonde Haare Wunder verrichten können.

„Das hältſt du natürlich wieder für ganz unmöglich," unterbrach ſie ſich, auf einen Spott gefaßt.

Aber Matthias zog nur die Spieluhr wieder auf.

So sprach Martine weiter und erklärte, daß man dort, sobald eine Sau erkrankte, die Locke einer blonden Jungfrau um ihren Schwanz wand und sie bei Mondschein dreimal um den Stall führte. Am anderen Tage fraß die Sau wieder und war gesund. Dies habe Martine oft genug mit eigenen Augen gesehen.

Sie gähnte. So lieb ihr Matthias war, jetzt hätte sie gern ihr Viertelstündchen geruht.

Sie sagte daher, daß sie es Matthias ansehe, daß er genug von ihr habe und sie auch nicht verlangen könne, daß er ihr alten Frau einen ganzen Tag opfere.

Die Spieluhr war verstummt. Matthias ging.

Tante Martine legte eine vielgestopfte Damastserviette aus Onkel Ferdinands Nachlaß über das veilchengestickte Kissen auf dem schwarzen Ledersofa und war bald darauf den irdischen Sorgen für eine kleine Spanne Zeit entrückt.

Wohl dem, der noch an Wunder glauben kann.

## Elftes Kapitel

Matthias strich wieder durch den Regen. Das rote Herz belästigte nicht mehr seine Gedanken. Aber an jedem Regenstreifen, der niedersauste, ringelte sich ein Schweineschwänzchen, um das eine blonde Locke gewickelt war.

Es ist etwas Grauenhaftes um den Aberglauben.

Matthias flüchtete in ein Kaffeehaus und trank rasch hintereinander drei Tassen schwärzesten Mokkas. Er spürte es jetzt, daß er seit heute morgen nichts gegessen hatte. Aber einen der Kuchen, die sich auf dem dreistöckigen Ständer seit



Digitized by Google

Stunden zwischen Staub, Rauch und Speichelduschen wälzten, zum Munde zu führen, war ausgeschlossen für ihn. Er trank noch eine vierte Tasse des schwarzen Gebräus, und als draußen plötzlich ein unerwarteter Sonnenstrahl die Regenmauer spaltete, war Matthias wieder so weit, um sich sagen zu können, daß in solchem Dorfe natürlich nur von jenem Wasserblond die Rede sein konnte, das mit dem edlen Goldblond so wenig gemeinsam hatte, wie Schuhwichse mit Kaviar.

Andres Wetter, andre Laune. Matthias wünschte, nach Haus zu kommen. Möglich, daß von Priskow Nachricht gegeben. Schließlich galt er als Meister seines Berufes.

Die Sonne war inzwischen voll hervorgetreten. Über den Dächern blitzte es perlmutterklar. Pfeifend schloß Matthias die Tür seiner Wohnung auf.

Da stand Melchior und sagte: „Es ist ein Malheur passiert, gnädiger Herr."

„Mein Vater?" stammelte Matthias und konnte es nicht hindern, daß er vor dem Diener schwankte.

„Nein, die Frau Mutter," antwortete Melchior.

„Was — was Näheres bekannt?" herrschte Matthias hervor und hatte die Ausgangstür schon wieder aufgerissen.

„Sie ist mit Fräulein Melinda zusammengestoßen. Hier im Vorzimmer."

„Schafskopf!" schrie Matthias und warf ihm mit Mantel und Stock ein Dreimarkstück zu.

Melchior wollte es nicht nehmen. Er sagte, daß er es nicht verdiene. Obwohl er beim besten Willen nicht schuld an dem Unglück wäre.

Fräulein Melinda war gekommen, um sich für die Rosen

zu bedanken. Sie reiſe morgen nach Wien, und dem Bobby habe die Salamiwurſt ausgezeichnet geſchmeckt. Er hätte gerade am ſelben Tag ein echtſilbernes Halsband von einem ruſſiſchen Fürſten bekommen. Und auf den Schreibtiſch hätte ſie ein Paket ruſſiſcher Zigaretten gelegt, damit der Herr ſie nicht vergeſſe. Und ihm, dem Melchior hatte ſie, gerade noch in der Tür ſozuſagen, auch ein Trinkgeld gegeben. Eine alte ruſſiſche Münze, die ſehr viel Wert habe. Oder gehabt habe oder einmal haben werde. Genau hatte Melchior das nicht verſtanden, denn im gleichen Augenblick war die Frau Mama die Treppe hinaufgekommen, und alles an Melchior hatte zu zittern angefangen. Wohl zwei Minuten lang hatten die beiden Damen unter ſchrecklichem Schweigen gegenſeitig ihre Parfüms beſchnuppert.

In der Aufregung entſchlüpft auch dem treueſten Diener leicht die Dreſſur.

Aber Melchior merkte es nicht. Er erzählte ſchneller und ſchneller weiter.

Weil die Frau Mama ſehr jugendlich ausgeſehen, beſonders unter dem ſehr dichten Schleier, ſagte Fräulein Melinda, indem ſie ſich auf ihren hohen Hacken einmal um die Frau Mama herumdrehte, daß ihr der Herr leid tue, wenn er ſie um ſolcher alten Schachtel willen nicht mehr empfange. Und damit war ſie fort geweſen.

Die Frau Mama wollte in eine tiefe Ohnmacht ſinken, aber als Melchior ihr geſchworen, daß der junge Herr wirklich nicht zu Haus ſei, kehrte ſie wortlos um, ohne über die Schwelle gekommen zu ſein. Aber draußen — die Livree kam Melchior wieder zum Bewußtſein — wartete das werte Automobil und die Frau Mama beliebte darin davonzufahren.

Noch einmal beteuerte Melchior ſeine vollkommene Schuld-

losigkeit an den Vorgängen und steckte erschöpft den Taler ein.

„Schon gut," sagte Matthias und ging auf sein Rauchzimmer zu.

Melchior aber vertrat ihm den Weg und stotterte, daß auch dort jemand ohne seine Schuld sitze. Der Herr mit dem großen Schnauzbart. Er hätte sich nicht abweisen lassen, sondern gesagt: „Ehre, wem Ehre gebühre." Er gehöre in den Salon.

„Schon gut," wiederholte Matthias und war im Zimmer verschwunden.

Melchior atmete erleichtert auf. Er dachte, daß keine Dienerausbildung allen Fällen des menschlichen Lebens gewachsen sei. Und als er jetzt in der Küche eine von Matthias' guten Zigarren zu rauchen begann, begriff er, daß man am besten verstand, was man nie gelernt hatte...

Inzwischen stand Matthias vor Herrn von Priskow, der behaglich im Klubsessel gestreckt dieselbe Sorte, wie draußen Melchior, rauchte, neben sich ein frischgefülltes Likörgläschen.

„Sie sehen, ich war so frei," sagte er, „aber ich bin der Ansicht, daß jede künstliche Anregung meinerseits in erster Linie meinen Klienten zugute kommt."

„Selbstverständlich," stieß Matthias erfreut hervor. Er hatte sofort verstanden, daß hier einer saß, der etwas erreicht hatte.

Herr von Priskow trank das Likörgläschen leer und bemerkte, daß man über die Franzosen denken möge, wie man wolle, ihr Benediktiner sei einzig.

„Darf ich vor allen Dingen bitten," drängte Matthias.

„Sofort, Verehrtester," erwiderte Herr von Priskow und

war schon aus der Tiefe des Klubsessels auf der Höhe seines Berufs.

Er griff in seine Brusttasche. Bevor er jedoch die Hand wieder erscheinen ließ, sagte er, daß er um Entschuldigung bitte, wenn er dem Herrn Doktor eine kleine Enttäuschung bereiten müsse. Agnete sowohl wie Isolde seien ausgeschlossen. Die Dame hieß Marie. Und zwar Marie Schmied.

„Lächerlich," rief Matthias dazwischen und knipste seine Zigarre zum drittenmal ab.

Herr von Priskow gab zu, daß ihn seine langjährige Erfahrung gelehrt habe, daß die Wahrheit viel häufiger lächerlich sei als ernst. Im übrigen sei das rote Herzchen aus Glas. Kostenpunkt 48 Pfennige. Anbei ein Duplikat.

Er öffnete endlich seine Brieftasche und legte ein kleines Paket auf den Tisch.

Matthias griff nicht danach. Er sagte, daß er bei aller Hochachtung vor der Meisterschaft des Herrn von Priskow seine Hypothesen nicht einfach als Tatsachen hinnehmen könne. Überhaupt: Schmied! Das sei ein Sammelname, aber keine nähere Bezeichnung.

Herr von Priskow erhob sich und sagte, daß dies nicht seine Schuld wäre.

Dann griff er nach einigem Zögern noch einmal in die Brusttasche und zog eine kleine Photographie hervor.

„Hier," sagte er. „Und nun zweifeln Sie noch weiter daran, ob von Priskow nicht alles macht."

Matthias aber hatte keine Zeit für höfliche Anerkennung. So sehr sie am Platze gewesen wäre. Denn was er vor Augen hielt, waren wirklich die liebreizenden Züge jener fehlerlosen Blonden.

„Umdrehen. Die andere Seite," drängte Herr von Priskow.

Aber auch dafür zeigte Matthias kein Verständnis.

Herr von Priskow räusperte sich heiser. Aber der reiche Mann da starrte auf die kleine Photographie, das Dutzend zu sechzig Pfennig, mit einer Andacht, als hätte er das Original der sixtinischen Madonna in Händen.

Von Priskow zündete sich noch eine Zigarre an und schleuderte die abgeschnittene Spitze wie eine Bombe in den silbernen Aschbecher. Er arbeitete tausendmal lieber in Giftmischprozessen, als in Herzensangelegenheiten.

Er zog seine Uhr. Volle fünf Minuten wartete er. Über sechzig volle Sekunden ließ er tatenlos den kleinen Goldzeiger rennen. Damit jedoch war alle Rücksichtnahme auf die Spitze getrieben.

Er wiederholte laut und barsch: „Darf ich Sie bitten, die andere Seite in Augenschein zu nehmen. Auf diese Weise, lieber Doktor Senf, können Sie das Bild ein Jahr lang betrachten, ohne herauszufinden, daß die Dame Marie Schmied heißt."

Matthias war aufgeschreckt und drehte das Bild gehorsam um.

Da stand in sauberer, kleiner Schulmädchenhandschrift:

Das Leben zu genießen
ist der Vernunft Gebot.
Man lebt ja nur so kurze Zeit
und ist so lange tot.

Ihre Marie Schmied.

Matthias war feuerrot geworden.

„Ich verstehe nicht — hat die Dame das für mich bestimmt?" fragte er.

Herr von Priskow ſeufzte. Das war nun ein ſtudierter Mann. Aber es gab Augenblicke, wo das teuerſt bezahlte Studium verſagte.

Doch er beherrſchte ſich und erinnerte Herrn Dr. Senf nur ſanft daran, daß die Dame doch noch gar nicht die Ehre ſeiner Bekanntſchaft habe.

Er nahm ſeinen Hut und ſagte, daß er morgen hoffentlich in der Lage ſein werde, ganz detaillierte Auskunft zu geben.

Matthias bat ihn zu bleiben. Wollte wiſſen, woher und wieſo.

Herr von Priskow knöpfte ſich den Rock zu und ſagte: „Diskretion Ehrenſache ...“

Matthias wurde heftig und ſagte, daß es Fälle gäbe ...

„Auf keinen Fall,“ erwiderte von Priskow ſtolz. „Ich kann Ihnen höchſtens andeuten, daß man häßliche Mädchen leichter findet, als hübſche. Daß das Bildchen alſo vielleicht Beſitztum der Freundin ...“

Matthias ſchrie, daß man ſolche Freundin doch nicht hätte aus den Händen laſſen dürfen. Daß man ſie mit Gewalt hätte zurückhalten müſſen, bis ſie alles ausgeſagt, was man zu wiſſen wünſchte.

Von Priskow wurde ganz kühl und ſagte, daß er ein Privatunternehmen ſei, dem keine Gewaltmittel zu Gebote ſtänden. Aber der Herr könne ſich trotzdem auf ihn verlaſſen. So viel von Priskow vorausſehen könne — auch dies ſei eine Spezialität von ihm — werde man ſchon morgen, ſpäteſtens übermorgen, ſo weit ſein, daß Herr Dr. Senf die blonde Dame ſelber nach allem fragen könne, was ihm wiſſenswert ſcheine.

Prophezeien iſt immer eine dankbare Sache. Und Herr von Priskow konnte es mit gutem Gewiſſen. Aber er berechnete

ſein Einkommen nach Konſultationen. Auch ein Detektiv muß haushalten können. Genau ſo gut, wie ein Zahnarzt nicht dem Erben eines unergründlichen Bergwerks einen Zahn wie etwa einem hergelaufenen Menſchen in einer halben Stunde plombieren, geſchweige gar in einer Sekunde ziehen würde. Solchen Leuten gegenüber war eine ſorgſamere Behandlung angemeſſen. Da zog ſich eine Goldfüllung mit Umſicht und nötiger Schonung über mindeſtens ein Jahr hin.

Gewiſſe Maximen aber gelten in jedem Beruf. Goldfüllung iſt Goldfüllung.

## Zwölftes Kapitel

Keine Kunſt, die nicht einmal verſagte. Obwohl Ahnungen Herrn von Priskows langjährige Spezialität waren, hätte er ſich doch nicht prophezeit, daß er, kaum zu Hauſe angelangt, dringend zu einer Frau Senf beſtellt wurde, die er nach kurzem Nachſchlagen im Telephonbuch ſowohl wie im Millionärskalender als die Mutter ſeines eben verlaſſenen Klienten erkennen mußte.

Mit dem ſchweren Bewußtſein, daß Diskretion auch bei ſchwerwiegenden Gegenangeboten Ehrenſache ſei, beſtieg er ein Auto.

Frau Helene empfing Herrn von Priskow in einem Salon, wo über dem Gobelinſofa Matthias goldeingerahmt in kurzen Samthoſen, eine Geige im Arm, in Öl gemalt ſtand.

„Welch reizender Knabe!“ ſagte Herr von Priskow, als er Platz nahm.

Frau Helene ging nicht darauf ein. Sie wußte genau, was ſie ſagen wollte und wünſchte nicht, irritiert zu werden.

Sie ſagte: „Sie ſind natürlich ſehr erſtaunt, Herr von Priskow.“

Herr von Priskow ſtrich ſich lächelnd ſeinen tiefſchwarzen Schnauzbart, ſagte etwas von hoher Ehre, aber daß er in ſeinem Beruf das Wundern verlernt habe.

Frau Helene gab ihm nun bekannt, daß ſie ſeinen Namen ſo oft und immer bei den intereſſanteſten Prozeſſen in der Zeitung geleſen habe, daß — —

Sie machte eine Pauſe und ſagte dann, daß ſie auf dieſe Zeitung ſeit zwanzig Jahren abonniert wäre.

„Sehr intereſſant,“ pflichtete Herr von Priskow ein.

Darauf entſtand eine Pauſe, in der ſich Herr von Priskow ſagte, daß ſich auch der größte Ahner täuſchen könne. Es ging alſo nicht um den Sohn. Sollte etwa der Alte? Denn die Dame ſelbſt kam nicht in Betracht. Sie gehörte in die Kategorie der Korrekten, darauf konnte von Priskow oder beſſer noch ihr Gemahl Gift nehmen.

Frau Helene fühlte die ſtille Arbeitskraft des Denkenden. Sie wiederholte, daß ſie ſeit zwanzig Jahren Zeitungsabonnenten waren.

„So, ſo,“ ſagte von Priskow teilnehmend. „Ich verſtehe, bin ſchon au fait; vielmehr ahne es zu ſein.“

Frau Helene hob erſtaunt den Kopf, in dem ſich eine Migräne vorbereitete.

Herr von Priskow dagegen ſagte: „In dieſer langabonnierten Zeitung alſo irgendeine kleine Bosheit oder Anzüglichkeit, die Sie ſelbſtredend verletzte, ohne daß Ihnen bekannt, woher, wieſo, von wem. Wenn Sie mir das Blatt anvertrauen wollen — ſchon morgen — —

Frau Helene ſpürte, daß ſie deutlicher werden müſſe.

Sie raffte ſich zuſammen und ſagte mit Energie, daß es ſich um die Auffindung einer Dame handle.

„Alſo doch!“ rief Herr von Priskow und lachte ſein einnehmendes Majorslachen.

„Wieſo doch?“ fragte Frau Helene nervös.

„Kleine Angewohnheit. Pardon!“ murmelte von Priskow und bat um weitere Inſtruktionen.

Frau Helene fühlte, wie ihre Migräne wuchs. Aber ſie mußte dieſe Unterredung zu Ende führen. Sie war es dem Familienglück ſchuldig.

Sie roch daher nur an dem ätheriſchen Fläſchchen und flüſterte dann, daß es ſich um eine brünette Perſon handle, deren Bild ſie in einem Journal einmal geſehen. In — gewiſſermaßen — Trikot.

„Oh“ ſchnellte von Priskow feinfühlig bedauernd dazwiſchen.

Frau Helene neigte dankbar den ſchmerzenden Kopf und flüſterte weiter, daß ein weiteres Erkennungszeichen ein ſchwarzer Pudel ſei. Es handelte ſich um —

„Möglicherweiſe um eine Artiſtin,“ bemühte ſich von Priskow zu erleichtern.

Freude macht großmütig. Er war ſich bereits, blitzſchnell, bewußt geworden, daß er dieſe Nacht behaglich ſchlafen und ſie doch als doppelte Arbeitsſtunden werde buchen können.

„Um eine Wette,“ fuhr Frau Helene fort, das Kriſtallfläſchchen vor der Naſenſpitze. „Es würde mir Spaß machen, den Namen ſo bald als möglich in Erfahrung zu bringen.“

„Ja, die Wetten. Sie ſind eine reizende Zerſtreuung,“ rief der Meiſter der Diskretion und ſchmetterte ſein Majorslachen ſo laut, daß Frau Helene tief an der Ätheriſchen zog, als er

nun verſicherte, daß er ſein möglichſtes tun werde. Allerdings konnte er nicht verhehlen, daß Trikot allein in einem Sündenbabel wie Berlin kein ſicheres Erkennungszeichen ſei.

Hier richtete ſich Frau Helene auf und ſagte, daß Berlin doch vor allen Dingen eine hoch achtbare Arbeitsſtadt ſei.

„Bei Tage, bei Tage," beeilte ſich Herr von Priskow zu antworten. „Aber bei Nacht, wenn — —"

Er räuſperte ſich. In ſeiner guten Laune hätte er beinah geſagt: „wenn die Liebe erwacht." Aber zum Glück erinnerte er ſich rechtzeitig, wo er ſaß. So erwähnte er nur noch, daß bei der großen Tierliebe des ſympathiſchen Berliners auch ein Pudel noch kein beſonderes Merkmal ſei. Aber trotzdem. Mut und Vertrauen. Er ahne, daß die gnädige Frau die Wette gewinnen werde.

Damit erhob er ſich.

Frau Helene bot tauſend Mark, wenn ſie bis morgen früh im Beſitz einer genauen Auskunft ſein würde.

„Inkluſive der Nachtſpeſen," fügte von Priskow mit vornehmer Zurückhaltung zu. „Ich brauche wohl nicht anzudeuten, daß Damen in Trikot — — —"

Frau Helene hatte ſich haſtig erhoben und ſagte, daß ſie bei aller Hochachtung vor ſeinem Beruf in dieſem Fall auf alle Details verzichte.

„Diskretion Ehrenſache," ſchnarrte von Priskow, ſchlug die Hacken zuſammen und war draußen.

Frau Helene konnte ſich rückhaltlos ihrer Migräne hingeben. Und ſie tat es.

Nur die Uhr tickte, als ſich Herr Senf heute Lehmanns Lebensbalſam ins Glas träufelte.

## Dreizehntes Kapitel

Ob man wacht oder ſchläft, die Zeit geht weiter.

Auf dieſe Weiſe kam auch der Tag herauf, von dem die Familie Senf beſondere Aufklärung erwartete.

Es war ein Frühlingsmorgen von der Art, wo jeder noch einmal ſo heiter als ſonſt die alltägliche Pflicht aufs neue beginnt. Die blechernen Milchkannen, die im Trab über das Pflaſter ſprangen, klirrten, wie wenn ſie aus Silber wären. Die friſchen Brötchen in den Körben ſchienen knuſpriger als je. Die Straßenkehrer kratzten heute nur Sonnenſchein aus den Schienen, Ritzen und Goſſen dieſer regengewaſchenen Welt.

Die kleinen Ladenmädchen ſahen heute gar nicht verſchlafen aus. Sie waren in helle Bluſen gekleidet, trafen an jeder Straßenecke Kolleginnen und wanderten kichernd, eingehenkelt wie zur Sonntagsfreude, ihren Arbeitsſtätten zu. Sie reckten die Hälſe, wenn ein kofferbeladener Wagen einem Bahnhof zujagte. Das war ein Reiſemorgen. Schön mußte es ſein, ſo hinaus zu können in dieſe blanke Welt. Unter manchem flotten Blumenhut tauchte, wenn auch kein Prinz, wie in der guten, alten Zeit, ſo doch der Sohn eines Kommerzienrats, Bankiers oder ſogar eines weltberühmten Mannes auf. Die Welt war ſchön heute.

In einer der koffergetürmteſten Autokutſchen ſauſte Melinda durch den friſchen Morgen. Neben ſich Bobby mit dem ſilbernen Halsband des ruſſiſchen Fürſten. Der Fürſt ſelbſt wollte erſt in einigen Tagen folgen. Und wenn er es nicht tat, war es ebenſo. So viel Melinda von Geographie verſtand, lag Wien nicht weit von Ungarn, wo die reichen Magnaten herdenweiſe hauſten. Sie war nicht kleinlich und wenn



Digitized by Google

ſie gewußt hätte, daß von Priskow jetzt im feſten Schlaf tauſend Mark nebſt nicht unerheblichen Speſen an ihr verdiente, hätte ſie es ihm von Herzen gegönnt. Leben und leben laſſen...

Im Senfſchen Hauſe ließ man die Sonne einſtweilen erſt in die Vorderzimmer hinein. Rückwärts waren die Fenſter noch feſt verhängt und dahinter ging man auf Zehenſpitzen. Man wußte noch nicht, ob ſich die Migräne der gnädigen Frau über Nacht gebeſſert.

Der Hausherr ſaß auf dem Balkon im Korbſtuhl. Er genoß Ruhe, Morgenduft, Tee, Sonnenwärme, Eier, Knuſpergebäck und Marmelade und flüſterte: „Nur nicht wecken. Um Gottes willen, nich vorzeitig wecken.“

Wahre Gattenliebe fängt bei ſich ſelber an...

Auch in Matthias' Wohnung wartete ein gedeckter Frühſtückstiſch auf dem Balkon. Ein dichter, blütenweißer Mullſtoff lag, wie ein Brautſchleier, ſchützend darüber ausgebreitet.

Matthias aber hatte ſich ganz in der Frühe auf einen Waldſpaziergang begeben.

Melchior wartete gähnend und verdrießlich ſeiner Rückkehr. Sein Herr hatte die ganze Nacht Geige geſpielt und wenn dies auch Melchior nicht wach hielt, ſo ſchlief er doch unruhiger dadurch. Er träumte dann ſtets und ſelten etwas Angenehmes. Die Sonne blendete ihn heute...

Nur Herrn von Priskow kümmerte das gute Wetter ſo wenig, wie ihn das ſchlechte ſtörte. Da er die Leidenſchaften der Menſchen kannte, hatte er geſtern ſeiner Wirtſchafterin aufgetragen, das Telephon erſt in den Kaffeewärmer zu ſtecken und dann noch drei dicke Leibbinden, in die die Motten gekommen waren, und die nun im Haushalt verwendet

wurden, darüber zu wickeln. Dann hatte er angeordnet, daß auch alle an ihn in der Frühe kommenden Telegramme, Rohrpostbriefe, Expreß- oder Eilsendungen wie gewöhnliche Briefe zu behandeln seien. Also einfach auf den Schreibtisch zu legen wären. Er hatte sich als Privatmensch wie als Polizist mit Recht gesagt, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei.

Nichts aber macht allen die gleiche Freude.

Das Aufsichtsfräulein des Telephonamtes, das diesen Morgen noch eben so schön und blau gefunden, konnte sich gelb ärgern über die Beschwerden, die sofort nach Eröffnung des Amtes begonnen. Eine nervöse Dame und ein ungeduldiger, ganz leise sprechender Herr klingelten in kurzen Zwischenräumen, wie wildgewordene Weckeruhren, nach einer Nummer, deren Teilnehmer auf nichts reagierte.

Als sie der Dame die Teilnahmlosigkeit des Teilnehmers zum zehntenmal mit zunehmender Mattigkeit versicherte, hatte diese gerufen, daß dies einfach nicht möglich sei.

Worauf das Fräulein vom Amt sich nicht hatte versagen können zu antworten, daß in ihrem Beruf alles möglich sei. Nicht nur einfach, sondern doppelt.

Die Dame hatte sich darauf aufs schärfste alle Belehrungen verbeten, die nicht eng im Bereich ihres Amtes lägen.

Das Fräulein seufzte. Jedem scheint der eigene Beruf der schwierigste. Sie hätte sich damit trösten können, daß eine Drahtschlinge um den Kopf und Abhängigkeit von zahllosen Menschen das heimliche Wahrzeichen aller Ämter sei.

Sie wußte es nicht und nahm es daher als besondere Ungerechtigkeit, daß gerade, als sie in ihr zweites Frühstück biß, der bisher so stumme Teilnehmer bellenden Alarm in ihre Ohren klingelte.

Herr von Priskow fand es unerhört, daß man vom Amt

andauernd mitteilte, daß ſich bei ihm niemand melde. Er ſäße ſeit mindeſtens zehn Minuten feſtgenagelt an ſeinem Schreibtiſch.

Das Fräulein konnte nichts antworten, da der Leberwurſtbiſſen zu groß geraten. Wer weiß, wozu das gut geweſen? Im rechten Augenblick ſchweigen zu können iſt auch am Fernſprecher oft dringend geboten...

Frau Helene aber hatte bald darauf den großen Vorzug, Herrn von Priskows kräftige Stimme zu hören.

Sie erfuhr, daß es dem Meiſter ſeines Berufs tatſächlich, wenn immerhin auch nicht leicht, gelungen ſei, Gewünſchtes aufzufinden. Erſt ſeit zehn Minuten ſei er aus jenen dunkeln Bezirken nächtlicher Forſchungskunſt zurückgekehrt. Aber dafür ſtanden Adreſſe, Lebenslauf und Herkunft der gnädigen Frau zur freien Verfügung. Sie hatte nur die Zeit ſeines Beſuches zu beſtimmen.

Frau Helene antwortete matt, daß ſie, obgleich Herr von Priskows geſtriger Beſuch zu den intereſſanteſten Stunden ihres Lebens zählte, nicht imſtande wäre, ihn heute zu empfangen.

Herr von Priskow erwiderte, daß er ſich, ſo ſehr er es ſich zur Ehre rechnen würde, die Früchte ſeiner Arbeit perſönlich in ihre Hand zu legen, nicht aufdrängen wolle. Und nur wenige Höflichkeitsbezeugungen ſpäter hatte man ſich dahin geeinigt, ſeinen gegenſeitigen Verpflichtungen durch Boten nachzukommen. Von Priskow bat noch, ſich auch bei ſpäteren Eventualitäten ſeiner und ſeiner Diskretion erinnern zu wollen. Dann war auch dieſes Geſchäft erledigt.

Es wäre nun höchſte Zeit geweſen, ſich mit Frau Helenes Sohn zu beſchäftigen. Denn von Matthias lagen ſchon drei

Telegramme und ein Eilbrief auf dem Schreibtisch. Herr von Priskow hatte nur den letzten genau gelesen. Er enthielt nichts, als ein großes Fragezeichen.

Aber mittlerweile hatte Herr von Priskow auch den blauen, sommerlichen Tag entdeckt. Er sah die Notwendigkeit ein, sich noch einmal umkleiden zu müssen und tat es mit dem ganzen Genuß eines Mannes, der wußte, daß ihm sein gutes Geschäft nicht davonlaufen konnte. Als er nach einer guten Weile im grauen Gehrock, die hellen Handschuhe in der Rechten, den flotten Schnurrbart neu geschwärzt und gestriegelt, auf die sonnige Straße trat, fühlte er, daß es ein Verbrechen wäre, nicht das Auto, das er auf Matthias' Konto zu setzen hatte, bei diesem göttlichen Wetter zu sparen. Langsam ging er zu Fuß. Am Kurfürstendamm rastete er auf der Sonnenseite in dem Vorgarten eines Kaffees, um ein wenig in den ausländischen Zeitungen zu blättern. Die Ehescheidungsprozesse im „Figaro" interessierten ihn stets. Das waren so Ausnahmen, wo sich doch etwas vom Auslande lernen ließ.

Daß sich seine Konsultation dadurch etwas verzögerte, genierte ihn nicht. Das war das Künstlerische an seinem Beruf, daß man ihn nicht kontrollieren konnte...

Matthias hatte nur eine Tasse ungesüßten Tee getrunken. Zu kauen wäre ihm heute unerträglich gewesen. Er hatte den Wald durchstreift und nur Liebliches gesehen. Schmetterlinge, die sich umjagten; junge Rotkehlchen, die fliegen lernen wollten; Eichkätzchen, die sich auf hohem Aste schniegelten und striegelten, wie hübsche Mädchen vor dem Spiegel. Er hatte ganz aus der Nähe einem Spechte zugeschaut, der taktfest und unermüdlich seinen Schnabel schlug, als wär' er der Kapellmeister des ganzen Waldes. Als hinge das Konzert von Morgenstimmen allein von seinem Dirigieren ab. Und war

es nicht ſo? Wer konnte dieſem Specht das Gegenteil beweiſen? Sind wir nicht das, was wir uns einbilden?

War es nicht Pflicht, an ſolchem Morgen zu jubilieren? Man lebt doch nur ſo kurze Zeit und iſt ſo lange tot...

Matthias hatte dieſen Spruch nicht nur geiſtig vor Augen. Er trug das Bild, worauf er geſchrieben, frei in der Hand. Aus hygieniſchen Gründen. Es ſollte im Morgentau des Waldes auslüften. Denn da Herr von Priskow es nicht der Mühe für wert gehalten, dieſes liebliche Abbild in einen Pergamentumſchlag zu hüllen, haftete ihm der Tabakduft einer männlichen Brieftaſche an. Wenigſtens war es möglich. Das genügte Matthias.

Hier im Wald verſtand Matthias auch, daß es nur natürlich war, daß dieſe ungekünſtelte Lieblichkeit Marie Schmied heißen mußte. Gab es eigentlich einen ſchöneren, klareren Namen als Marie? Betrüblich nur für denjenigen ſelber, der bei dieſen melodiſchen Silben zuerſt an eine Berliner Köchin denken mußte. Matthias fühlte, daß ihn nur die Nähe eines von Priskow ſo tief hatte herabſetzen können. War Marie nicht Scharen von Gläubigen ein heiliger Name?

Und war es ein Verbrechen, Schmied zu heißen? War ein Schmied nicht das Sinnbild der Kraft und Unabhängigkeit? Vielleicht hatten Mariechen Schmieds Ahnen ſchon den Rittern der Kreuzzüge Schwerter geſchmiedet? Es gibt genug Adel, der ſich weder verbrieft noch gebucht beweiſen läßt. Und doch da iſt.

Matthias fühlte, daß er die Verbindung mit Herrn von Priskow möglichſt bald hinter ſich haben mußte. Darum verſuchte er bei jedem kleinen Wirtshaus, wo ihn ſein Weg vorüber führte, Anſchluß an ihn zu bekommen.

Er beſtellte ſich jedesmal eine Taſſe Kaffee. Um ſie un-

berührt stehen zu lassen. Er hatte jede einmal kopfschüttelnd in die Hand genommen und lange betrachtet. Als wäre er in einer Ausstellung für Kulturgegenstände. Es war ihm unbegreiflich, daß es Leuten möglich war, dieses fingerdicke Porzellan an den Mund zu führen. Sich eine dicke Steinmauer zwischen den Lippen zu zwängen, um sich ein wenig Kaffee einzuträufeln. Wann wird die Zeit kommen, daß man dieses furchtbare Trinkgefäß der Berliner Vergnügungslokale mit demselben befremdenden Staunen betrachten wird als die Speisewerkzeuge der Hottentotten?

Und wenn Matthias in solchen Sinnen weiterwanderte, entwarf er in Gedanken einen kleinen goldenen Taschenbecher, den er anfertigen lassen wollte. Es war ja möglich, daß man einmal mit einer Dame hier unter den weitgeästeten, grünen Bäumen Rast machen wollte.

Als dann Matthias zu Hause im Schatten des lichten Grüns saß und noch immer keine Nachricht von Herrn von Priskow vorlag, verstand er auch dies. Er war überzeugt, daß der tüchtige Mann rastlos für ihn arbeitete. Es rührte ihn. Man lebt doch nur so kurze Zeit...

Sanfte Erwartung beherrschte ihn. Ohne Schlaf, ohne Speise, nur ein Bad zu Ehren der Nacht- und Tageswende, fühlte er sich wunderbar leicht. Er hätte sich zugetraut, eine Elfe zum Tanze zu führen. Rauchend, die Blicke in dem hellen Laub, überlegte er, ob sich nicht mit ein wenig Überlegung die groben Funktionen der Materie zum größten Teil wenigstens umgehen ließen.

Aus diesem Forschungsgebiet schreckte ihn Melchior mit der Meldung, daß ihn eine verschleierte Dame dringend zu sprechen wünsche. Als er seines Herrn Erschrecken sah, fügte er eilig hinzu, daß er die Betreffende in Anbetracht ihrer Er-

regung, trotz aller Proteſte, auf der Treppe habe ſtehen laſſen. Sie hatte allerdings nichts bei ſich. Wie zum Beiſpiel ein kleines Kind. Mache, bis auf die Erregung, überhaupt einen gediegenen Eindruck.

Matthias war aufgeſprungen und ſchüttelte Melchior nur wortlos am Rock. Endlich befahl er ihm, die Dame ſofort in das kleine Bibliothekzimmer zu führen.

„Wohin?“ fragte Melchior.

Dieſes Zimmer war das Allerheiligſte. Dort hatte der Herr die liniierten Blätter liegen, auf denen er heimlich ſelber Töne machte; die Bildermappen waren dort verborgen, und nicht einmal Fräulein Melinda oder Herr Trettin, geſchweige die Frau Mama, durften dort hineingeführt werden.

Aber er wartete vergebens auf Antwort. Sein Herr war im Schlafzimmer verſchwunden. So führte er die Dame, wohin man ihn befohlen.

Sie aber ſagte nur: „Flegel.“

Melchior ſpürte, hier läge ein Formfehler vor. Aber nun war es zu ſpät.

Matthias ſtand vor dem Spiegel. Er hatte keine Ahnung, was für eine Krawatte er ſich heute nach dem Frühbad umgeſchlungen. Er riß ſie ſich jedenfalls ab. Er war entſetzt, wie er heute ausſah. Welche taktloſe Übereilung dieſes Herrn von Priskow. Und doch — vielleicht — man lebt doch nur ſo kurze Zeit — — Warum warten?

Er probierte ſchon das dritte Schlipsband. Rot war zu grell, blau zu bürgerlich, grün zu geckenhaft. Schließlich begnügte er ſich mit einer Seidenſchlinge, die alle drei Farben diskret vereinte. Jetzt hieß es den Scheitel finden. Er war doch ſeit ſeiner Konfirmation auf der linken Seite geweſen.

Die Haare ſtanden heute wie Borſten. Der Kopf war ein unüberſehbares Gelände.

Melchior klopfte. Die Dame bäte dringend, vorgelaſſen zu werden.

Daß ſie ihn ein zweitesmal: „Flegel" tituliert hatte, wagte er nicht mitzuteilen. Ein Diener hat nicht vorzugreifen.

Matthias ſchob ihn beiſeite und war im Bibliothekzimmer. Wie nach einem Kopfſprung fühlte er ſich plötzlich vor der Verſchleierten auftauchen. Im gleichen Augenblick rief es in ihm: Zu kurz, zu breit. Ein Geſchäftsverſehen des Herrn von Priskow.

Und ſicher und kühl fragte er, womit er dienen könne.

Es kicherte unter dem Schleier, bevor er zurückgeworfen wurde und ſich Matthias von Bettys Augen ſchräg angelächelt ſah.

„Ein Scherz?" fragte Matthias.

„Bitterer Ernſt," antwortete Betty.

Ohne jede Vorbereitung ergriff ſie Matthias' Hände, erklärte, daß ſie eines gewiſſen Menſchen nicht wert ſei und beſchwor ihn, ihr trotzdem zu ihrem Glück zu verhelfen. Dem einzigen, wahren Glück, dem vom Himmel für ſie beſtimmten. Sie ſchluchzte vor Erſchütterung auf, lehnte ſich an Matthias' Schulter und fühlte Sympathie für ihn in ſich aufſteigen.

Nahe Berührung Fremder war Matthias nur in den ſeltenſten Fällen erträglich. Er ſchüttelte Betty ab, wie einen Maikäfer.

Bettys Sympathie verſchwand. Matthias war ihr wieder ſo unangenehm wie ſtets. Aber ſie brauchte ihn.

Der Zweck heiligt die Mittel.

Sie lächelte Matthias innig an und ſagte: „Trettin oder niemand.“

Nach dieſen Worten warf ſie ſich erſchüttert in einen Seſſel, und Matthias hatte Zeit gefunden, ſich hinter einem Notenſtänder verſchanzen zu können.

Von dieſem ſicheren Standpunkt aus ſagte er, daß er ſie nicht verſtehe. Er habe doch in keiner Hinſicht über Trettin zu verfügen.

Betty antwortete, daß ſie begreife, daß Verſchmähtſein bitter ſein müſſe, daß ſie aber an ſeine Großmütigkeit appelliere und ihn trotzdem bitte, ſie glücklich zu machen.

„Mache mich glücklich, Matthias!“ ſchluchzte ſie auf. Und ſchien nicht abgeneigt, ſich aufs neue an ihn lehnen zu wollen.

Matthias fuhr ſich mehrmals über die Stirn. Er fühlte ſich nicht mehr leicht wie der Tanzpartner einer Elfe, ſondern bleiſchwer überwacht.

Mit müder Stimme fragte er, wann, wie und wo denn jemand verſchmäht worden wäre, und erklärte, daß ihm irgendein Zuſammenhang fehlen müſſe, den ſie bei ihm vorausſetzte und er daher nicht imſtande ſei, ſie zu verſtehen.

Betty lächelte mitleidig und ſagte, daß ſie ihn um ſo beſſer verſtehe, ſeine ſtolze Beherrſchung ehren und alſo alles Verſchmähtſein beiſeite laſſen wolle.

Und während ſie ihren Schleier wieder vor das Geſicht neſtelte, erfuhr Matthias endlich, daß der geſtrige Regen Betty und Trettin in ein und dasſelbe Auto gebracht. Daß ſich im Lauf der ſchnellen Fahrt die Lippen unbeabſichtigterweiſe nicht nur in lebhaftem Geſpräch nahegekommen waren; daß aber, als Betty, den Wagen verlaſſend, Trettin fragend zugeflüſtert: „Wann kommſt du zu Papa?“, er ihr

zugerufen: „Niemals, mein Liebling. Mein Ehrgefühl bewegt ſich auf derſelben Höhe wie meine Schulden.“

„Er iſt ein Heiliger,“ rief Betty zum Schluß ihres Berichtes, „aber du mußt ihn bekehren helfen. Man muß ihn zwingen, mit Papa zu reden.“

Bei dem Wort Heiliger war Matthias eingefallen, daß Trettin in dem Auto ſicherlich weiter zum Opernhaus gefahren war, wo eine Etelka im Ballett eine Lilie in zweiter Reihe tanzte, was aber nicht hinderte, daß ſie in Trettins Gefühlen in erſter Linie ſtand.

Aus dieſen Gedanken heraus und weil er ohnedies etwas antworten zu müſſen glaubte, ſagte er, daß Heiliger übertrieben ſei.

Betty ſtand auf. Bis auf die Augen war alles kerzengerade an ihr. Sie ſagte, daß ſie Matthias für weniger kleinlich gehalten. Sie werde ſich ſelber zu helfen wiſſen. Und indem ſie ihm anempfahl, ſich ſowohl wie Trettin zu ſagen, daß ihre Liebe noch größer ſei als Trettins Schulden und Ehrgefühl, war ſie hinaus.

Matthias aber warf ſich aufs Sofa und war einen Augenblick ſpäter feſt eingeſchlafen.

Er rührte ſich nicht, als Melchior leiſe hineinkam, um den Herrn in der bekannten Geſchäftsangelegenheit zu melden.

Auf Zehenſpitzen brachte ſich Melchior wieder hinaus. Er begriff, daß die Natur ihr Recht verlangte. Zum Geigen war die Nacht nicht da. Und was die geſchäftlichen Angelegenheiten anging, hatte Melchior zu beobachten geglaubt, daß ſie die anderen ſtets bedeutend mehr intereſſierten als ſeinen Herrn. Der hatte ſelber Geld genug.

Er dachte alſo nichts Beſſeres tun zu können, als dem Ge-

schäftsherrn mitzuteilen, daß sein Herr im Augenblick verhindert sei, ihn zu empfangen.

Da sich von Priskow über nichts wunderte, sagte er nur, daß er seinen Besuch gegen Abend wiederholen werde, und ging.

Auch hier zeigte es sich, daß ihn ein Klient nicht beleidigen konnte. Nicht angenommene Besuche galten selbstverständlich als Konsultation.

Als er sich draußen im Sonnenschein langsam und aufs Geratewohl wieder der Stadt näherte, kam ihm ins Gemüt, daß sich für diese Summe, die, falls das gute Wetter anhielte, die vier ersparten Autos auf Konto Senf ergeben würden, mancher Familienvater von früh bis abends quälen müsse. Er fühlte die Wonne des Frühlings. Der nächste Bettler erhielt aus hellen Glacés ein Fünfpfennigstück.

## Vierzehntes Kapitel

Nichts ist unheilvoller, als wenn Diener denken. Diese Funktion ist in ihrer Ausbildung nicht vorgesehen. So wußte Melchior nicht einmal, daß das Glück meist im Schlaf kommt.

So geschah es, daß Matthias die holden Frühlingsstunden, von denen Herr von Priskow in fachmännischer Ahnung angenommen, daß sie dem Herrn Doktor zur Bereicherung seines Wissens durch Fräulein Marie Schmied dienen sollten, vollkommen weltentrückt verbrachte. Nicht einmal Träume mahnten ihn...

Aber eine Familie fragt nicht, ob jemand schläft, wenn sie sich über ihn entrüsten will.

Eine Frau, an die Matthias nicht im ausgeruhtesten Wach-

ſein gedacht haben würde, weinte um ihn. Das war Tante Roſa. Die Mutter Bettys.

Tante Roſa war die treue Gattin von Helenes Bruder, des anderen Herrn Senf, der den größten Teil des Tages Matthias' Vater als Kompagnon in dem mit Leder- und guter Zigarrenduft wohltemperierten Privatkontor gegenüberſaß.

Und ſie war die Mutter eines Senf junior, der am Tage tadellos, wie aus dem Modejournal geſtiegen, die verſchiedenen Lagerplätze der vom Bergwerk geſpendeten Kohlen kontrollierte, alte Beamte kühl behandelte und jüngere anſchnarrte. Und der am Abend überall da zu finden war, wo die zahlende Jugend das Leben zu packen glaubte.

Tante Roſa hatte ihr ganzes Leben ihrer Familie geopfert. Als die Kinder noch klein und entzückend niedlich waren und Amme und Kinderfrau hatten, war ſie nicht aus der Sorge herausgekommen, daß dieſe tüchtigen, verläßlichen Leute einmal mit der Koſt oder Behandlung unzufrieden ſein konnten und ihr den Dienſt kündigen würden. Später kamen die Schulſorgen. Die Konkurrenz ihres Sohnes mit dem gleichaltrigen Vetter, mit Matthias, der ſpielend leicht lernte, war nervenzerrüttend für eine Mutter. Betty lernte gut, aber ihre immer mehr zutage tretende, aparte Augenſtellung zehrte an einem Mutterherzen. Wenn es Betty auch nicht nötig hatte, eine Schönheit zu ſein, eine wahre Mutter iſt eitel auf ihr einziges Töchterchen. Jetzt, wo die Kinder groß waren, bekümmerte es Frau Roſa, daß Herbert — er hatte dieſen Namen, obwohl eigentlich Konrad für ihn vorgeſehen war, von Frau Roſa erhalten, weil ſie gefunden, daß er bei der Geburt wie ein Lord gelächelt habe —, daß alſo dieſer Herbert kein Kind mehr war und ſelten eine Nacht im Eltern-

hauſe verbrachte. Betty aber hielt manchmal Reden, von der eine Mutter, die ihr ganzes Leben der Erziehung ihrer Kinder geopfert hatte, nicht begreifen konnte, wie ſie in ihres Kindes Mund kamen. Wie zum Beiſpiel geſtern abend, wo Betty erklärte, daß Schulden ebenſo ein Zufall wären wie Reichtum.

Zu alledem kam, daß Frau Roſa ein Haus mit zwei Küchen, drei Badeſtuben, einer Gemäldegalerie, einem Muſikſalon, einem Speiſeſaal, einem Wintergarten, einem Treibhaus und außerdem noch zehn wirklich bewohnbaren Zimmern nebſt einem achtköpfigen Perſonal zu beaufſichtigen hatte. Ihre Gedanken kamen kaum einmal am Tage über dieſes Reich hinaus, das ſich genau ſo wie der allgemeine Weltball beſtändig drehte und veränderte. Zu dieſem kamen noch die geſellſchaftlichen Verpflichtungen und die Beiwohnung aller Erſtaufführungen im Berliner Theaterleben. Zu denen Frau Roſa nie ganz pünktlich und oft ſo gehetzt kam, daß ſie erſt, wenn der Vorhang das erſtemal fiel, auf dem Theaterzettel erſpähen konnte, wie das Stück hieß und ob es von einem berühmten oder noch obſkuren Verfaſſer ſei. Denn ihr Gatte nahm dergleichen leider ganz gleichgültig. Sie mußte zufrieden ſein, wenn er nicht in den Pauſen offen auf der Logenbrüſtung den Abendkurs in der Zeitung ſtudierte. Betty aber nahm man nicht mit zu einem Theaterſtück, deſſen Inhalt man noch nicht geprüft hatte. Herbert war allerdings anweſend. Doch ging er für ſich. Aber er grüßte ſeine Eltern. Von Loge zu Loge. Kühl und doch intim. Wie ein Lord den anderen.

Dieſe arme, geplagte Tante Roſa war von einer guten Freundin, einer Frau Geheimrat, die ihren Töchtern leider nur die Protektion ihres Gatten mitzugeben hatte, ſchon bei

der Morgenſchokolade angerufen worden. Um ihr mitzuteilen, daß ihre Älteſte, die Muſiklehrerin, das liebe Bettychen ſchon im Morgengrauen im Hauſe ihres Vetters Matthias habe verſchwinden ſehen. Die gute Freundin war überzeugt, daß ſolches nur hinter dem Rücken eines liebenden Mutterherzens geſchehen ſein konnte. Aber ſie hielt die Freundespflicht zu hoch, um dieſes peinliche Vorkommnis verſchweigen zu können.

Frau Roſa hatte in der erſten Beſtürzung geantwortet, daß vielleicht das Ganze nur auf einem Irrtum der Kurzſichtigkeit des älteſten Geheimratsfräulein beruhe. Eine Mutter wagt viel.

Aber die andere Mutter antwortete, daß ihre Älteſte nicht ſchlechter ſähe als die meiſten Menſchen, und dies ein Fall ſei, wo niemand kurzſichtig ſein könne.

Worauf ſich Frau Roſa endlich ſoweit auf ſich beſann, ſich für den großen Freundſchaftsbeweis der Geheimrätin zu bedanken und ſich für heute zu verabſchieden.

Ihre Schokolade war kalt geworden; ihre Wangen brannten. Wie ſo oft in ihrem geopferten Leben fühlte ſie, daß etwas geſchehen müſſe, ohne zu wiſſen, was. Sie dachte an ihren Gatten. Aber ſie war gewiß, daß er wie immer, wenn es ſich um die Kinder oder das Häusliche handelte, nichts anderes erwidern würde als: „Das verſteht keiner ſo gut wie du, mein Röschen.“

Niemand wird ſich ſchlechter machen wollen, als die Nächſten von ihm glauben. Röschen widerſprach darum nie in ſolchem Fall. Sie opferte ſich.

Sie ſah ein, daß nur Helene Rat wiſſen konnte. Sie, die ſo richtig vorausgeahnt hatte, wo die eigene Mutter blind geweſen.

So läutete Frau Rosa mitten in Frau Helenes Migräne hinein. Sie erzählte, was sie soeben erfahren, und fügte hinzu, daß in solchem Fall nur der Mann zu verdammen sei. Ein Gentleman empfange nicht am hellen Tage die Besuche unschuldiger Mädchen.

Helene war von diesem Zwischenfall freudig überrascht. Sie hatte es gerade schwarz auf weiß, daß die sogenannte Dame mit dem Pudel die Tochter einer Serpentintänzerin sei und auch selbst über einen, in recht schrägen Kehren auf- und niedersteigenden Lebenswandel verfüge.

Sie entschuldigte daher die verzeihliche Romantik, die nach Geheimnissen hascht, auch wo es nicht nötig wäre.

Frau Rosa, mit der Fülle praktischer Beschäftigung behaftet, seufzte. Daß sich Helene diese Romantik nicht abgewöhnen konnte. Selbst die Jahre hatten nichts daran geändert.

Sie antwortete unverhohlen, daß sie einen solchen Besuch weniger idyllisch als kompromittierend auffasse. Halb Berlin habe den Vorgang beobachtet, und ganz Berlin spreche darüber.

„Was für einen Vorgang?" fragte Frau Helene beunruhigt.

„Nun, den Besuchsakt," schrie Rosa zurück. Lauter, als es die vortrefflich vervollkommnete Erfindung Edisons benötigte.

„Kinderei!" flötete Helene zurück.

„Von welcher Seite?" fragte Rosa rasch zurück. Sie neigte, wie alle Sichaufopfernden, leicht zum Beleidigtsein.

„Von unserem Pärchen natürlich," rief Frau Helene doppelt sanft. „Von wem sonst?"

Noch eine ganze Weile tauſchten ſie in dieſer Weiſe ihre Meinungen über den Vorfall, ſich gegenſeitig immer deutlicher zum Bewußtſein führend, daß es ſich bei jeder von ihnen um eine werdende Schwiegermutter handelte.

Schließlich übernahm Helene als Mutter des männlichen Teils die weitere Verantwortung. Sie wollte mit Matthias reden und die Angelegenheit dahin führen, wohin die Familienehre ſie hingeführt zu werden verlangte.

„Tue das," ſagte Roſa und ſchluchzte auf. Wieder opferte ſie ſich, indem ſie einer anderen überließ, wonach jedes Mutterherz drängte...

Helene hatte gehofft, ihre Migräne noch heute abend in ein Familienfeſt umwandeln zu können.

Matthias aufzuſuchen war ausgeſchloſſen. Sie wünſchte ſich nicht noch einmal unliebſamen Begegnungen auszuſetzen. Durch den Fernſprecher aber ließ ſich dieſe nahegehende Sache noch weniger erledigen. Sie beſchloß, ihn durch einen Vorwand herzulocken. Den ſilbernen Halter, eine alte Goldſchmiedearbeit und ein Geſchenk von Matthias, in der Hand, überlegte ſie einen ſtichhaltigen Grund. Wichtige Familienangelegenheit würde kaum genügen. Matthias nahm die Familie leider nicht wichtig. Nur etwas wirkte immer: Erkrankung des Vaters oder der Mutter. Da war er ſofort zur Stelle und überſchwemmte die Wohnung mit Delikateſſen und ſeltenem Obſt. Einen Augenblick lang ſchmerzte Helene der Gedanke, dieſe Fürſorge fortan mit Betty teilen zu müſſen. Aber es mußte ſein. Beſſer mit Betty als mit einem Fräulein Melinda und nach und nach vielleicht mit einem ganzen Corps de ballet. Sie ſetzte die Feder an und ſchrieb, daß eine leidende Mutter ihres Sohnes bedürfe. Als ſie das große Büttenpapier verſiegelte, war ſie überzeugt, die Wahr-



Digitized by Google

heit geſchrieben zu haben. War ſie nicht leidend? Und brauchte ſie nicht Matthias, wenn ſie ihr Verſprechen halten wollte?

Es iſt lange nicht ſo ſchwer, ehrlich zu ſein, als man glaubt...

Mit dem Büttenbrief auf ſilbernem Teller ſchreckte Melchior ſeinen Herrn auf. Zur Mittagszeit, wo er ein geſichertes Recht zum Wecken hatte.

Matthias' Erſchütterung wäre größer geweſen, wenn er ſolchen Alarmruf zum erſtenmal erhalten, und wenn er ſich nicht des geſtrigen Zuſammenpralls mit Melinda erinnert hätte. So fragte er, nachdem er den Inhalt des Briefes überflogen, ob nicht ſonſt jemand dageweſen oder Nachricht gegeben.

Melchior meldete gehorſamſt, daß niemand dageweſen. Außer jenem ſchnauzbärtigen Herrn in Geſchäftsangelegenheiten. Der käme abends wieder.

Sein Lächeln bei dieſer Meldung zeigte deutlich, daß er ſich gedacht, jener Beſucher gehöre zu denen, die nicht verloren gehen.

Aber ſchon mußte er merken, daß Selbſtdenken meiſt ein Fehlgriff iſt.

Es war ſein Glück, daß Matthias Senf zu den wenigen Menſchen gehörte, deren Meinung es iſt, daß man ſich am höflichſten ſeinem Geſinde gegenüber benehmen müſſe.

Er bekam nur einige unartikulierte Laute zu hören und die ſpezifizierte Erklärung, daß er keine Beſuche auf eigene Fauſt abzuweiſen habe.

Matthias aber eilte an das Telephon, um möglichſt ſchnell Herrn von Priskows habhaft zu werden.

Dort antwortete eine Frauenſtimme, daß Herr von Priskow weder anweſend noch zu beſtimmter Zeit zurückerwartet

werde. Sie fragte nach dem Namen des Anrufenden und ob ſie etwas beſtellen könne.

Es war Herrn von Priskows Haushälterin. Die ihm, ſeit er Witwer war, die Wirtſchaft führte, ihm nicht nur die Pantoffeln wärmte und in alle Diskretion mit eingeſchloſſen war. Sie hätte Matthias leicht und billig ſagen können, daß dieſe Marie Schmied, die ſie der Photographie nach ganz niedlich, aber durchaus nicht ſo beſonders gefunden, daß man ſich ihretwegen in Unkoſten zu ſtürzen brauchte, das ſechſte Kind eines Amtsſchreibers war, der mit täglich achtſtündigem Ausſchreiben von Hundeſteuermarken und Fahrraderlaubnisſcheinen ſeine vielköpfige Familie ernährte. Das war gewiß keine Kleinigkeit. Und wohl aus dieſem Grunde war die achtzehnjährige Marie ſchon ſeit einem Jahr Verkäuferin in dem großen Warenhaus.

Man iſt der Wahrheit oft näher, als man ahnt.

Es fiel Matthias nicht ein, dieſer Dienſtbotenſtimme mit ſeinem Namen aufzuwarten. Er ſchloß das Geſpräch.

Es hieß nun den Tag bis zum Abend einzuteilen. Dieſen lichten, verſäumten Frühlingstag. Wenn er jetzt ſpeiſen ging, würde er Trettin treffen. Aber war er Bettys Rächer? Oder Trettins Vormund? Intime Angelegenheiten waren hinterher ſelbſt zu zweien peinlich. Zu dritt oder viert einfach unmöglich. So etwas tut man, aber man ſpricht nicht darüber. Es war ihm höchſt unangenehm, daß ihn Betty mit dieſer unnötigen Privatangelegenheit belaſtet.

Melchior kam und meldete, daß Karl, der Diener des Elternhauſes, im Namen der gnädigen Frau anfrage, ob der Herr Doktor keinen Brief erhalten habe.

Matthias ließ antworten, daß er ſofort kommen werde.

Zuerſt allerdings mußte er aus den Kleidern heraus, in

denen er am hellen Tage geſchlafen. Er kam ſich wie ein Strolch vor.

Als er ſeine Brieftaſche auf den Tiſch legte, ſtach er ſich. Das kleine Glasherz hatte ſich an ſeine Fingerſpitzen gehakt. Er nahm es hervor. Der billige Preis von 48 Pfennigen hing noch daran. In Kleinigkeiten war Herr von Priskow bis zur Übertriebenheit ehrlich.

Das Zimmer war voll Sonne, und die roten Glasſteinchen leuchteten, als wären ſie mit Blut oder Wein gefüllt. Matthias, der es bisher nicht fertig bekommen hatte, irgendeine Art von Imitation in die Hand zu nehmen, dachte, daß falſche Vorurteile um manche Freude bringen.

Und gleich darauf machte er ſich klar, welches Entzücken erſt der Licht einſaugende, wieder ausſtrahlende und doch immer in ſich ſelber funkelnde Edelſtein in einem jungen Weſen auslöſen müſſe, das ſo unſchuldsvoll die Schönheit im Steinchen aus rotem Glas aufzuſpüren verſtand. Oder ſpukte hinter jener jungen, goldumrahmten Stirn der auf Erden vergeſſene Traum eines Schmiedurahns der Goldhammerkunſt?

Das ſimple Herz, die wohlfeile Photographie deuteten auf Beſcheidenheit des Standes. Volksweiſen hatte die Geige nächtens geſungen. Selbſtgefundne oder irgendwo einmal gehörte, weiche Melodien, wie ſie am Rande von Italiens Landſtraßen den Wanderer begleiten oder von den Schweizer hohen Almen ins nahgerückte Blau ſteigen.

Aber war nicht jedes ſchöne Mädchen eine heimliche Prinzeſſin? Paßten auf dieſe ſchmalen Finger, die nur nach unberührten Blumen greifen wollten, nicht die edelgefeilteſten Ringe? Mußte nur der Prinz kommen, der Glück und Glanz zu geben verſtand.

Eine muntere Frühlingsfliege ſetzte ſich auf das rote Herz

und, heftig davon fortgeſcheucht, auf Matthias' Naſenſpitze. Matthias nieſte. Eine Körperfunktion, die er als beſonders lächerlich und unharmoniſch mißachtete.

Aber gegen Inſekten kann der Menſch ſo wenig an wie gegen die meiſten Schickungstücken. Die Fliege ſurrte, im Glück des kurzen Daſeins, unermüdlich zwiſchen Herz und Naſe.

Matthias packte den Schmuck haſtig fort und beeilte ſich, fertig zu werden.

Es wäre ihm allerdings ein leichtes geweſen, dieſen blindtaumelnden Bazillenübertrager mit einem Klatſch aus dieſer Welt zu ſchaffen. Aber er tötete kein Lebeweſen. Er wußte nicht, was ihn dazu berechtigte. Obwohl ihm anderſeits bewußt war, daß dieſes ekle, aufdringliche Geſchöpf imſtande war, im Lauf eines einzigen Sommers rund vierzigtauſend Nachkommen zu produzieren.

Gegen Familienereigniſſe zu kämpfen, gehört jedoch beſondere Kraft.

Matthias war nicht dazu geſchaffen.

Er wußte alſo auch wenig zu erwidern, als ſeine Mutter ihn, in ihrem mit Pfefferminz und Baldrian durchtränkten Boudoir, dazu zwingen wollte, Bettys Ehre durch eine umgehende Verlobung zu retten.

Den Sachverhalt aufzuklären ſchien ihm unritterlich. Alſo unmöglich.

So konnte er ſich nur in Myſtik hüllen. Geheimnisvolle Gründe ſchienen ihn zu hindern und für alle Zeit von Betty zu trennen.

„Seit wann?" forſchte Frau Helene erregt. Auf Myſtik gab ſie gar nichts.

Matthias versicherte, daß ihm Betty nie nahe gestanden hatte.

Frau Helene glaubte es ihm nicht. Sie sagte ihm offen, daß sie es besser wisse.

Wie Pfeile an einer Eisenmauer prallten alle Beteuerungen Matthias' an diesem Besserwissen ab.

Dazwischen pries Frau Helene, in dem ihr naheliegenden Überschwang, den Segen der standesgemäßen Ehe. Sie nannte die Ehe den Gipfel geistigen Verflochtenseins und andere menschliche Beziehungen den Abgrund aller Frivolität.

Zur Notwehr getrieben, antwortete Matthias mit der Frage, ob sie denn selber das höchste Erdenglück in diesem vielgepriesenen Stand gefunden.

Sie schmetterte ihm zurück, daß der Mensch nicht um des Glückes willen lebe. Sondern vor allen Dingen Pflichten zu üben habe. Und rasch stellte sie die Ehe als heiligste Menschenpflicht auf.

„Man lebt doch nur so kurze Zeit und ist so lange tot," summte es plötzlich aus dem Teekessel, der neben ihnen sang und dessen Flamme bei dem lebhaften Wortwechsel aufgeregt züngelte.

Matthias mußte lächeln.

Frau Helene, die gerade demonstrierte, daß die einfachste Pflichterfüllung in der Ehe das ethische Bewußtsein im Menschen fördere und ihn darum aufs höchste beglücke, konnte dieses Lächeln nur als Beleidigung auffassen.

Sie sagte, daß es ihr ein Rätsel wäre, daß Matthias ihr eigener Sohn sei. Und bat ihn, seine tiefgebeugte Mutter allein zu lassen.

Matthias erhob sich, verlegen nach einem einlenkenden Worte suchend.

Schließlich ſagte er, daß noch nicht aller Tage Abend ſei und auch er vielleicht noch eines ſchönen Tages dieſer Staatsbürgerpflicht nachkommen werde.

Frau Helene aber war aufgeſtanden und das Riechfläſchchen in der Rechten, rief ſie: „Du biſt durchſchaut, mein Sohn. Ich ſage, wenn auch mit Ekel, nur das eine Wort: Melinda!“

Darüber mußte Matthias unverſehens herauslachen.

Seine Mutter wandte ihm weinend den Rücken und er tappte betreten hinaus.

Auch Weinen und Lachen wollen richtig hantiert werden.

## Fünfzehntes Kapitel

Nichts iſt gut, wenn es übertrieben wird. Nicht einmal Wiſſensdurſt.

Herr von Priskow tupfte ſich die Stirn. Da lag zwiſchen ihm und Dr. Senf die Liſte, in der, neben den Eltern, alle ſieben Geſchwiſter von Fräulein Marie Schmied aufgeführt waren. Mit Namen und genauen Geburtsdaten. Denn wenn von Priskow auf dem Statiſtiſchen Amte arbeitete, ſagte er ſich: Wenn ſchon, denn ſchon. Und nun fragte dieſer übergründliche Klient ſeelenruhig nach den Urahnen dieſes Ladenfräuleins. Ob es Huf- oder Goldſchmiede geweſen.

Jedoch der Tüchtige muß ſich zu beherrſchen wiſſen.

Von Priskow lächelte und bedauerte höflich, daß heutzutage wohl mancher Hund und zahlloſe Pferde über einen Stammbaum verfügen, aber ſelten eine Warenhausangeſtellte. Und dann erlaubte er ſich den Rat, daß alle weiteren, gründlicheren

Forſchungen von dem Herrn Doktor perſönlich ausgeführt werden könnten. Selbſt ſei der Mann.

Matthias liebte nicht Ratſchläge von Leuten, die er bezahlte. Er ſtand auf, dankte Herrn von Priskow für ſeine Bemühungen, deren weitere Erledigung ſein Bankhaus übernehmen würde und entließ den Meiſter ſeines Berufs ohne Händedruck.

Undank iſt der Welt Lohn. Niemand wußte das beſſer als von Priskow. Gerade die Leute, die er von innen und außen kannte, pflegten ihn bei ſpäteren Begegnungen überhaupt nicht zu kennen. In dieſer Hinſicht waren alle ſeine Klienten blind oder gedächtnisſchwach. Aber man muß ſie nehmen, wie ſie ſind. Wären ſie alle miteinander Engel, wo bliebe ſein einbringlicher Beruf?...

So zufrieden mit der Weltordnung zu ſein war Matthias Senf nicht gegeben.

Er prüfte von Priskows Statiſtik. Seine Stirn verfinſterte ſich. Nicht weil die geſamte Summe von des Amtsſchreibers Einkommen ſo viel betrug, wie Dr. Senf gewohnt war für Seife auszugeben: Armut iſt keine Schande. Im Gegenteil. Anſpruchsloſigkeit ſchien Matthias bei anderen oft der gerade Weg zu ihrem ſogenannten Glück. Was ihn verdroß, war die ſonderbare Miſchung in der Namenauswahl von Fräulein Maries Geſchwiſtern. Wie ſchlicht und innig war der Name Marie! Aber ihr folgte eine Kunigunde, ein Sigismund, ein Florian und ein Mitglied der Familie Schmied war ſogar Melitta benannt. Melitta Schmied! Hieß das nicht bei einem jährlichen Familieneinkommen von dreitauſend Mark ein Mädchen geradezu für Abwege zu prädeſtinieren?

Matthias prüfte die Ziffern. Melitta war allerdings erſt

neunzehn Monate alt. Sie war die jüngſte. Marie die älteſte. Bald neunzehnjährig. Die Rüſtigkeit von Papa Schmied war beinahe peinlich. Wenigſtens für Menſchen, die den Wert im Individuum ſehen und nicht in der Maſſe. Aber was konnte Marie dafür? Er ſah ſie unſchuldsvoll lächeln. Man lebt doch nur ſo kurze Zeit ...

Matthias ſah nach der Uhr. Es fehlten zwölf Minuten an acht. Wenn er ſich ein Auto nähme und dem Kutſcher Trinkgeld gäbe, könnte er gerade noch kurz vor Schluß an den Toren des Warenhauſes ſein.

Er eilte hinaus. Aber ſelten geht etwas ſo raſch, wie man möchte. Die beiden Autos, die an der Straßenecke ſtanden, waren nicht zu gebrauchen. Das eine war grün mit gelb, wie Spinat mit Ei; das andere nicht nur roſenrot, wie Himbeerſpeiſe bei Kindergeſellſchaften, es hatte noch obendrein lila Räder. Wozu gab es eigentlich ſo viel Geſetze, Verwarnungen und Anordnungen im preußiſchen Staat, wenn die dringendſten Geſchmacksangelegenheiten jeder Willkür preisgegeben waren.

Endlich fand ſich ein dunkelgrüner Wagen, dem zu winken Matthias imſtande war.

Die Normaluhr auf dem großen Platze klingelte gerade die acht Feierabendſchläge in das unentwirrbar ſcheinende Knäuel von Menſchen und Wagen, durch das ſich das Auto mit Trinkgeldſchnelle Bahn riß. Kaum einen Augenblick ſpäter hielt es vor dem Seitenausgang des Warenpalaſtes.

Als Matthias raſch aus dem Wagen geſprungen war und gezahlt hatte, ſtutzte er.

Man glaubt oft der einzige zu ſein, um gleich darauf erkennen zu müſſen, daß man nur einer von vielen iſt.

Das Tor war von Wartenden belagert, wie ein Theater-

eingang. Junge, jüngſte, ältere und alte Herren, auch einige weibliche Weſen bewachten mit der Sicherheit altgewohnter Tätigkeit das große Bogenrund unter der gläſernen Schaufenſterwand. Überall krachten Eiſengitter vor Fenſter und Türen, wie wenn ſich die Maſſe der wohlfeilen Waren nachtsüber in Raubtiere verwandeln könnte. Nur dieſer Toraus=gang blieb frei. Allein bewacht von den ſpähenden Blicken. Schon hörte man Tritte und bald wogte es im rückſichtsloſen Gedränge durch das Tor. Haſtige Schritte eilten heraus, um, ſobald ſie das Freie gewonnen hatten, vom Lärm der Straße verſchluckt zu werden.

Menſchenanſammlungen waren Matthias ſchauderhaft. Nicht nur am Schluſſe von ſchwülen, die Hautfeuchtigkeit fördernden Tagen, wie heute. Aber wenn man ſtets herriſch verſucht hatte, nur das zu tun, was einem zuträglich ſchien, mußte man auch einmal die Probe vom Gegenteil ertragen können.

Matthias hielt ſtand im Gewühl. Er merkte nicht einmal, wie er von ſeinen neuen Genoſſen gemuſtert wurde. Die älteren Herren betrachteten ihn beſonders beunruhigt. Der jüngſte, waſſergeſcheitelte, der bald mit einem kleinen Fräulein, das tagsüber Pakete ſchnürte, um die Ecke bog, hatte ſogar halblaut angedeutet, daß ſolch Autoinſaſſe auf gutem Fuß mit ſeiner Portokaſſe ſtehen müſſe. Matthias hatte nicht Zeit gehabt, dieſe Bemerkung, die er kaum verſtanden hätte, zu hören. Er ſtand mit vorgerecktem Hals. Er wäre nicht der erſte geweſen, dem es mißlungen wäre, unter vielen die Rechte zu finden. Zu allem gehört Übung. Nicht gewohnt, in die Maſſe zu ſehen, begannen ſeine angeſtrengten Blicke bald zu verſchwimmen. Da tauchte ein ſchmales, von ſchwarzem Scheitel umrahmtes Geſicht auf, das ihn an etwas Ange=

nehmes erinnerte. Er blickte ein zweitesmal hin, um nun zu sehen, daß dicht daneben Marie Schmied schritt. Sie war es. Zweifellos. Bleicher als bei der ersten Begegnung. Was der heimlichen Prinzessin noch besser anstand.

Mit geübter Geschicklichkeit durchschnitten die beiden Mädchen die Menschenflut. Es war gar nicht leicht, ihnen zu folgen. Matthias staunte, wie aufrecht, ohne jemanden zu streifen, Marie in freier Ruhe daherschritt, wie in leerer Weite. Die kleinere Begleiterin dagegen bog sich wie eine Gerte im Sturm.

Wo der Tiergarten begann, schwenkten die Mädchen ab. Auf einer von Kastanienblättern überdachten Querallee strebten sie dem Moabiter Stadtviertel zu.

Dort wohnte die Familie Schmied. Wie Matthias wohl bekannt war.

Man nutzte also den milden Frühlingsabend zu einem Spaziergang. Mied, trotz vielstündiger Arbeitsmüh', die Stickluft der menschengefüllten, geschwinden Bahn.

Nicht lange, und man war wieder in belebteren Straßen. Das Grün des stillen Tiergartens war in schwarzes Nichts versunken. Laternen blendeten am Straßenrand und aus Schaufenstern. Und wieder wogte der Menschenstrom. Plötzlich neigte sich die hohe Blonde, gab der kleinen Brünetten einen schnellen Kuß und war in einem Hausflur verschwunden.

Matthias war gleichen Augenblicks stehen geblieben. Wie ein Motor, dem der Strom ausgegangen. Daß ihn die vorwärts wollenden Straßengenossen stießen und pufften, spürte er nicht. Hier wohnte sie also. Es war ein altes, gewöhnlich anmutendes Haus. Von der schmutzigbraunen Farbe, die

aus dem Dunſt vieler zuſammengepferchter, ungepflegter Menſchen und ewig prutzelnder Zwiebelpfannen gemiſcht zu ſein ſchien. Weder eine ſelbſttätige Mechanik noch ein biſſiger lebendiger Pförtner hüteten den Eingang. Die einzigen Hüter des Hauſes waren die ſpalierbildenden Kartoffelkörbe am Straßenrand. Sie ſchienen der Hauptfundus eines Gemüſegeſchäfts, deſſen Beſitzerin ſie jetzt, mürriſch und müde, in den Keller zu rücken begann.

Matthias hatte es ſchwarz auf weiß, daß die Familie Schmied das dritte Stockwerk bewohnte. Er ging auf die gegenüberliegende Straßenſeite und blickte zu den erleuchteten Fenſtern hinauf. An allen Scheiben hingen auf Glas gezogene Photographien. Liebhaberkunſt als Geburtstagsgeſchenk. Papa Schmied ſchien ein Fanatiker der Vervielfältigung.

Mitten im Straßengewühl tauchte vor Matthias ungerufen eine Wohnſtube mit roten Plüſchmöbeln auf. Über dem hochlehnigen Sofa ein großer Spiegel, der die Geſichter aller lebenden Familienmitglieder beſtändig anders zurückwarf, während um ſeinen breiten Plüſchrand ſämtliche Verſtorbene der glücklichen Familie eingerahmt und unter Glas, unbeweglich lächelten oder ſteifen Blicks und gerader Haltung auf einen Punkt in weiter Ferne ſtarrten.

Matthias begriff, daß er ſeiner Prinzeſſin in ihrem häßlichen Zauberbann nicht gegenüberzutreten vermochte. Und auch anderswo nicht als Dr. Matthias Senf.

Einmal im Leben ſollte ihm das Bergwerk nicht den Rang ablaufen. Hatte er das nicht bei jedem jungen Weib erlebt, deſſen Bekanntſchaft er gemacht? Kaum daß ſie ſich ſeinen Namen eingeprägt und ſich über ſeine Unabhängigkeit im bürgerlichen Wettkampf gewundert hatten, war ihnen von irgendeinem ihrer lebenskundigeren Familienangehörigen das

unergründliche Bergwerk in den Gedankenkreis geſchoben worden.

Sie begannen nach deſſen Höhe und Tiefe zu forſchen, wollten wiſſen, wieviel Arbeiter dort jahraus, jahrein, Tag und Nacht arbeiteten; ob es wirklich wahr wäre, daß man allein in Berlin über mehr als zwanzig Lagerplätze verfügte. Und wenn er geantwortet hatte, daß er davon gar nichts wiſſe und dieſes die Angelegenheit ſeines Vaters, Onkels und Vetters wäre, hatte er bald herausgefühlt, daß man ihn in der Stille der einfachen Herzen für minderwertig hielt. Ausgenommen den Punkt: Anteilſcheine.

Nein, er mußte Marie Schmieds Lebensſtraße als Standesgenoſſe kreuzen oder nie. Mochte ſie ſelbſt herausfinden, ob er mehr war, als er ſchien...

Er ſchritt jetzt wieder zwiſchen Bäumen. Das Ufer der Spree lockte ihn weiter. Bis er vor den bunten Lampen der „Zelten" ſtand. Aneinandergefädelte Gaſtwirtſchaften. Ein Warenſtand des Vergnügens. Stimmengewirr, Tellergeklapper, Bier- und Zigarrendunſt zeigten, daß man auch hier dem lauen Frühlingsabend ſeinen Tribut zollte.

Matthias ſagte ſich, daß die Familie Schmied hier manchen Sonntagnachmittag verbracht haben mochte. Vielleicht hatte man Marie ſchon im Kinderwagen hier an den Rand der Spree geſchoben.

Sollte ihm ein ſolcher Aufenthalt zu ſchlecht dünken? Er bog mit energiſchem Ruck in den warmen Dunſtkreis der vollbeſetzten Tiſche. Unſchlüſſig ging er zwiſchen den Reihen. Nirgends ein freies Tiſchviereck. Er ſchien wieder umkehren zu müſſen, obwohl ihm der umwedelnde Kellner erklärte, daß für einen einzelnen an jeder Ecke ein freier Stuhl wäre.

Endlich entſchloß er ſich, einem Paar gegenüber Platz zu

nehmen. Es war ein Soldat und wahrscheinlich eine Köchin. Sie saßen schweigend, aber eng nebeneinander und ließen nur von Zeit zu Zeit ihre Bierseidel wie zwei schwere Körper aneinanderprallen.

Der eifrige Kellner hatte sich zurückgezogen. Dieses Gartenteil gehörte nicht zu seinem Entfaltungsgebiet. Aber schließlich stand ein Kollege von ihm zwischen dem Soldatenpaar und Matthias und wimpelte mit einer Serviette, die er unter der dunkler glänzenden Achselhöhle hervorgezogen, über die rote Tischdecke. Trotzdem die Gasflammen flackerten, hatte Matthias sofort bemerkt, daß die Aufschläge seines schwarzgrauen Fracks ein einziges Kompler von Fettflecken waren. Auch wenn sich die Serviette nicht wieder in ihre feuchte Höhle zurückgezogen hätte, wäre ihm der Appetit genommen gewesen. Er bestellte zwei harte Eier und ein Mineralwasser.

Das Glas reinigte er mit seinem unberührten Taschentuch außen und innen aufs gründlichste.

Die Enggeschmiegte stieß ihren träumenden Soldaten in die Rippen, um ihn auf dieses Tun aufmerksam zu machen. Er glotzte verständnislos auf den emsig Beschäftigten. Das Mädchen erklärte. Natürlich war's ein Kellner auf Freistunde, dem's gewohnte Gewerbe noch in den Fingern juckte. Nun grinsten sie vereint zu Matthias hinüber.

„Jawohl, Gewohnheit ist 'ne gute Sache," sagte der Soldat.

Matthias sah erschrocken hoch. Er hatte gar nicht bedacht, daß die schweigend Versunkenen auch sprechen konnten.

Er lächelte zurück. Er freute sich über das rasche Verständnis dieser einfachen Leute. Über ihr schnelles, gesundes Erfassen der Situation.

Der Kellner brachte die Eier. Sie lagen auf einer sehr bunten Papierserviette und waren geschält. Auf jedem sah man deutlich den schwarzen Daumenabdruck der Köchin, die, vielbeschäftigt, nicht nur Eier zu schälen, sondern auch am rußigen Herd, heißbäckig, zu hantieren hatte.

„Wohl bekomm's!" sagte der Kellner und legte, nachdem er noch eilfertig eine zudringliche Mücke zwischen Daumen und Zeigefinger zerdrückt, eigenhändig eine Semmel neben das Gedeck des Gastes, dessen große Perle in der Krawatte er erst jetzt bemerkt hatte. Dann wimpelte er noch einmal mit dem Wäscheschatz seiner Achselhöhle um den Teller herum und sprang, auf einen fernen Messerruf gegen Tellerrand, endlich davon.

Matthias sah ängstlich auf sein Doppelgegenüber. Er wußte, daß er diese Eier nicht anzurühren vermochte. Aber was mußten diese gewiß hart arbeitenden Menschen von dieser Nichtachtung einer guten Gottesgabe denken?

„Schöne Eier," lobte das Mädchen. „Die bringt nicht jede Henne fertig. Aber wir hatten zu Haus eine Schwarze, die legte sechs solche Riesendinger in der Woche."

„So, so," murmelte der Soldat mit Anerkennung.

Und beäugte gleichfalls das wohlgelungene Hennenwerk auf dem Teller da drüben.

Matthias räusperte sich. Mehrmals.

Endlich war es gelungen; er hatte gefragt, ob er seinem Gegenüber die Eier anbieten könne.

Sie wehrten sich. So war es nicht gemeint gewesen. Jedem das Seine. Sein Magen würde wohl auch dafür Verwendung haben. Überfüttert sähe er nicht aus.

Matthias suchte ängstlich nach den rechten Worten der Überredung. Er wußte schließlich nichts Besseres zu sagen,

als daß die Eier sonst doch in den Kehricht kämen. Um dunkel über diese geschmacklose Taktlosigkeit zu erröten.

Wir handeln oftmals am richtigsten, wenn wir uns dessen gar nicht bewußt sind.

Das Mädchen lächelte geschmeichelt, sagte: „Na, denn bin ich so frei," griff ein Ei, steckte es erst einmal ins Salzfaß und noch ein zweitesmal, nachdem es abgebissen hatte.

Der Soldat folgte genau ihrem Beispiel.

„Vorzüglich," sagten sie einstimmig mit gefülltem Mund.

Matthias lächelte dankbar.

Aber gerade der Natürliche will Gutes mit Gutem vergelten.

Nun sollte Matthias auch einen Schluck aus dem Seidel des Soldaten trinken.

„Immer zu, junger Mann," überredete er. „Eine Hand wäscht die andere."

Matthias' Stirn wurde feucht. Erst nach der dritten verzweifelten Ablehnung kam er auf den glücklichen Gedanken, eine ansteckende Krankheit vorzuschützen.

Damit gab sich das Paar endlich zufrieden. Es nahm auch bald darauf Abschied.

„Gute Besserung," wünschte der Soldat, als er militärisch grüßte. —

Matthias fühlte nun doch, daß er auch heute das Essen so gut wie ganz vergessen hatte. Er war recht erfreut, als er im Brotkorb ein in Pergamentpapier luftdicht verschlossenes Päckchen mit Zwieback fand. Er knabberte es mit großem Behagen und sehr nachdenklich.

Mit unbeschwertem Magen hat man die besten Einfälle.

Matthias kam zu dem Entschluß, morgen früh den Besitzer des Warenhauses aufzusuchen, dem er gesellschaftlich oft ge-

nug begegnet war. Er würde ihn um eine Anstellung bitten. Ohne Gehalt, aber in demselben Reich, in dem Marie Schmied zu wirken hatte.

Er durchblätterte beim Flackerschein der bunten Flammen von Priskows Aufzeichnungen. Sie wiesen eine Lücke auf. In welcher Weise Marie Schmied tätig war, fand er nirgends vermerkt. Hier sollte wohl Matthias' eigene Forschungskunst einsetzen.

Nun, sie würde es auch.

Zufrieden schlenderte Matthias unter dem neuen, herb vom Nachttau duftenden Blättergrün nach Haus.

Nichts ist beglückender als der Glaube, ein neues Feld der Tätigkeit für sich entdeckt zu haben...

Selten aber breiten sich Hoffnung und innere Zufriedenheit über eine ganze Familie aus.

In Matthias' Elternhaus saß ein sorgendes Paar noch wach, als der Sohn schon lange, lächelnd, schlief.

Zum ersten Male hatte Frau Helene tiefste Teilnahme bei ihrem Gatten gefunden. Heute konnte sie sich nicht über ihn beklagen.

Sie hatte ihres Gatten Wissen zuerst mit der Nachricht bereichert, daß sich Matthias weigere, Betty zu heiraten. Trotzdem zweifellos ein intimes Einverständnis zwischen ihm und ihr bestand.

Darauf hatte Herr Senf, noch kartenlegend: „Unsinn" gesagt.

Auch der Besuch am hellen Tage galt ihm nicht als Beweis. Im Gegenteil. Er sah darin einen Gegenbeweis.

Frau Helene hatte geseufzt und bemerkt, daß ihr Gatte leider in allem, was sie sage, Gegenbeweise sehe. Sie wünschte nichts sehnlicher, als daß er heute mit seinem gewohnten

Widerſpruch recht behalten würde. Aber bittererweiſe hatte ſie das grauſame Geſchick den Schleier vor Matthias' Herzenskammer lüften laſſen.

Auch hier hatte Herr Senf noch ruhig ſeine Karten weitergelegt. Seiner Gattin in ihr romantiſches Gebiet zu folgen, hatte er nur im erſten Ehejahr für nötig gehalten.

Erſt als Frau Helene ihre Lippen damit beſchmutzte, daß ſie frei herausſagte, daß Matthias in naher Verbindung mit der einzigen Tochter einer in Vergeſſenheit geratenen Serpentintänzerin ſtände, glitten ihm die Karten aus der Hand.

„Entſetzlich," hatte er geſtöhnt.

Und jedesmal, wenn ſie in der fließenden Haſt ihrer Erzählung den Namen „Pudel-Melinda" — wie ſie dieſe freche Perſon in freier Privatrache eigens für ſich getauft hatte — erwähnte, ſtöhnte er wieder leiſe vor ſich hin.

„Das hüte Gott," hatte er mehr als einmal gemurmelt.

Er war doch hochmoraliſch. Helene war ſtolz auf ihn.

Schließlich war ſie es noch, die ihn tröſten mußte. Die ihn daran erinnerte, daß dergleichen lockere Beziehungen ſelten ewig währten und ſich meiſtens mit der Zeit von ſelbſt auflöſten. Man mußte ſeinem guten Geſchmack vertrauen und auch hier dasſelbe hoffen.

Zum erſten Male ſeit langer Zeit ſchied ſie von ihrem Gatten mit einem Kuß auf die Stirn.

## Sechzehntes Kapitel

Das iſt auch ſo ein rätſelhaftes Geheimnis, daß die koſtbaren Uhren ihre Pflicht meiſtens nur ganz langſam erfüllen, während ihre Kameraden in billigen Gehäuſen und ab-

genutzten Taſchen wie atemloſe Reiter mit der Zeit davonjagen.

Matthias ſaß auf ſeinem Balkon und ſah in kurzen Pauſen auf ſeine Uhr, die in ihrem dicken Goldpelz die Minuten langſam wie Honigtropfen abſickern ließ. Dabei war es ein ſonniger, wanderfriſcher Morgen. Aber Matthias mußte ſich in Geduld faſſen. So wenig er von geſchäftlichen Dingen verſtand, ſoviel wußte er doch, daß man keinen Chef eines großen Unternehmens aufſuchen konnte, ehe er die Morgenpoſt geleſen.

Endlich war die Zeit ſo weit vorgekrochen, daß er ſich zu Fuß auf den Weg machen konnte.

Als er dem Herrſcher des Warenhauſes gemeldet zu werden wünſchte, fragte man: „In welcher Branche?“

Er verſtand nicht ſofort und ſtotterte: „In eigener Angelegenheit.“

Er fühlte, daß er hier im Korridor, hilflos zwiſchen zahlloſen verſchloſſenen Türen, einen ſeiner nicht würdigen Eindruck machte. Er holte aus ſeiner Brieftaſche ſeine Viſitenkarte hervor und gab ſie dem grinſenden Meldejungen. Zum erſten Male ärgerte er ſich nicht über das auffallende Brillantmonogramm auf der Taſche, die ein Geſchenk ſeiner Mutter war. Um ſich allerdings einen Augenblick ſpäter noch heftiger darüber zu ärgern, daß es ihm in den Sinn kommen konnte, einem Botenjungen imponieren zu wollen.

Um dieſe Tölpelei einigermaßen zu verwiſchen, ließ er zu der Viſitenkarte eine kräftige Geldmünze gleiten.

Der Junge, der einen durchdringenden Blick auf das Monogramm geworfen hatte, ließ die Augen von Matthias auf das Geldſtück und ſchnell wieder zurückſpringen. Dann ſagte

er mit lächelnder Kennermiene: „Verſtehe, reiſen in deutſchem Sekt.“

Bald darauf bat er Matthias, näherzutreten.

Der elegante Machthaber dieſes weltbekannten Hauſes wandte nicht den Kopf nach dem Eintretenden. Er blätterte in einem Bauſch eingehefteter Briefe und ſagte, daß er gar keinen Bedarf in deutſchem Sekt habe. Die guten Sorten wären zu teuer und die billigen enthielten ſo viel Kohlenſäure, daß ſich das kaufende Publikum mit Recht ſagte, daß es den gleichen Effekt mit einer Selterflaſche für fünf Pfennig erreichen könne.

Matthias, im Bewußtſein, daß er an dieſen Mann mit einer Bitte herantreten wollte, wußte nichts Beſſeres vorzubringen, als daß er noch nie in ſeinem Leben deutſchen Sekt getrunken hatte.

Der Mächtige ſah auf. Blitzſchnell verwandelte ſich ſein Geſchäftsgeſicht in ein einziges Salonlächeln, und dem herzlich willkommenen Dr. Senf einen Klubſeſſel zurückend, erklärte er lachend, daß er durch eine hingeworfene Bemerkung dieſes Rindviehs von Meldejungen einen Weinreiſenden erwartet hatte. Viſitenkarten läſe er nie. In dieſem Raum käme es auf den Preis und die Qualität der Ware an und nicht auf die Namensklangfärbung ihrer Vertreter.

„Notabene mit Ausnahme,“ fügte er lächelnd hinzu, während er Matthias eine Zigarre anbot. Nicht aus der Kiſte, die aufgeſchlagen bereitſtand, ſondern aus einer, die er aus einem Wandtreſor hervorgeſchloſſen.

„Und womit kann ich dienen?“ fragte er, als man ſich mit den brennenden Zigarren gegenüberſaß. Selten hatte er dieſe Frage hier mit einem ſo liebenswürdigen Lächeln geſtellt

und mit ſolcher Sicherheit, auf kein Anliegen gefaßt ſein zu müſſen.

„Ich komme mit einer Bitte," ſagte Matthias.

In das Salonlächeln ihm gegenüber ſchob ſich ſofort die ſcharfe Jägerwachſamkeit des zielſicheren Kaufherrn.

Als Matthias jetzt um die Gefälligkeit bat, unentgeltlich in die Reihen der Warenhausangeſtellten eintreten zu dürfen, zuckte es kaum merklich in den ſcharfgeſchnittenen Zügen.

Nach zwei wohlgelungenen Rauchringen fragte der gewandte Kaufherr, ob Herr Dr. Senf vielleicht die Geheimniſſe des Warenhauſes zu einem literariſchen Verſuch zu verwerten gedenke. Davon würde er abraten. Das ganze Geheimnis wäre ein großes Rechenexempel. Eine bunte Wand, hinter der nichts als Zahlen ſtänden. Für einen Schönheitsſucher wäre da nichts zu finden.

Matthias lächelte und verſicherte, daß er gar nicht hinter die Wand zu ſehen gedenke. Er beabſichtige, mit ſeinem Vorhaben gewiſſermaßen eine Freundespflicht zu erfüllen. Ein Freund von ihm habe einer ſeiner Verkäuferinnen gegenüber die ehrlichſten Abſichten, halte ſie ſozuſagen für etwas ganz Beſonderes.

Hier ſeufzte der Maſſenbrotherr und murmelte: „Der Arme!"

Matthias überhörte es. Er hatte genug mit ſich ſelbſt zu tun.

Er fuhr in ſeinen Mitteilungen fort. Der Betreffende konnte natürlich die bewußte Dame nicht unbemerkt beobachten, und ſo hatte ſich ihm Matthias für dieſe Freundespflicht zur Verfügung geſtellt.

„Oreſtes und Pylades," ſagte der Kaufherr höflich. „Und

da ich in dieſem Fall zur Indiskretion gezwungen: um welche meiner Damen handelt es ſich?"

Matthias antwortete nach kurzem Zögern, daß ihn der Freund gebeten, den Namen der Dame nach Möglichkeit zu umgehen. Er ſolle nur zu erlangen verſuchen, in demſelben Rayon arbeiten zu dürfen wie ein gewiſſes Fräulein Schmied.

Der Chef ſtäubte die Aſche ſeiner Zigarre in den Rücken eines ſilbernen Schweines, das Goldſtücke im Maul trug, ſagte: „Schmied? Schmied?! Marie! Iſt das nicht ſo eine blonde Bohnenſtange?"

Matthias ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„Einen Moment," murmelte ſein Gegenüber, ſprach durch ein Telephon und bekam einen Augenblick darauf eine Liſte gebracht.

„Ja," ſagte er, nachdem er hineingeſchaut, „da könnte ich Ihnen den Poſten eines Aufſichtsherrn anſuggerieren. Es muß ja etwas ſein, was keinerlei Vorkenntniſſe notwendig macht."

„Gibt es denn das?" fragte Matthias, freudig erregt.

„In ſolchem Betrieb gibt es alles," erwiderte der Gefragte, den Blick ſchon wieder in den Papieren. Die Zigarre im Mund, erzählte er, daß ſolches Rieſenunternehmen manche Anſtandspflicht mit ſich bringe. Da gäbe es unglückliche Verwandte von Aktionären oder Nachkömmlinge alter Adelsfamilien ohne Einkommen, aber mit Empfehlungen höchſt einflußreicher Perſönlichkeiten, die hier verſorgt werden müßten. Noblesse oblige.

„So könnten Sie alſo die Stelle des gerade erkrankten Herrn von Wilkenſtein-Förſter in Vertretung übernehmen. Sie hätten da nichts weiter zu tun, als ſich während der Geſchäftsſtunden auf dem Ihnen angewieſenen Platz beſtändig

aufzuhalten und zu den Vorübergehenden: Achtung, Stufe, meine Dame, beziehungsweise mein Herr zu sagen. Es ist, wie ich wohl nicht erst anzudeuten brauche, gerade an dieser Stelle eine kleine Treppe, die sich im Bauplan, trotz aller Gegenversuche, nicht vermeiden ließ. Sie sehen, eine Tätigkeit, die Sie nicht ganz absorbieren wird und Ihren Beobachtungen den weitesten Spielraum gibt, denn Sie sind dort nur handbreit vom Käselager entfernt."

„Käselager?!" Matthias hatte sich halb vom Platz erhoben, als wolle er die Flucht ergreifen.

Sein künftiger Chef sah ihn scharf an, so daß er sich sofort wieder zurücksinken ließ.

Er fragte nur schüchtern, was er denn gerade neben dem Käselager solle.

„Ja, sprachen Sie nicht von Marie Schmied?" fragte sein Gegenüber, bei aller Höflichkeit nicht ganz ohne Ungeduld. Dieses wenig einbringliche Geschäft zog sich etwas in die Länge.

„Ich habe allerdings," fuhr er rasch fort, „eine ganze Herde Schmieds auf Lager, aber nur eine Marie."

„Das glaub' ich," sagte Matthias warm.

„Nun also, diese Marie schneidet Käse; teilt sich darin mit zwei Kolleginnen."

Matthias fragte, ob dies auch kein Irrtum sei. Schließlich, in solchem Riesenbetrieb sei alles möglich.

Der Ungeduldige sah nach der Uhr, räusperte sich und sagte: „Mein werter Doktor, ich habe es hier schwarz auf weiß. Aber, gewiß, Käse! Ich verstehe Ihr Bedenken. Man braucht in dieser Hinsicht nicht einmal so heikel veranlagt zu sein, wie Sie; vielleicht sprechen Sie noch einmal mit Ihrem Herrn Freund. Auch die Freundschaft hat schließlich ihre Grenzen."



Digitized by Google

Er ſah noch einmal nach der Uhr und ſtand auf.

Matthias erſchrak. Er begriff, daß die Entſcheidung drängte.

Auch paßte es ihm nicht, vor dieſem Manne, mit dem kalten Amerikanergeſicht, als ein Haſenfuß zu erſcheinen.

Er ſtand ebenfalls auf und ſagte, daß er keine Angſt vor Käſe habe. Wenn es dem Herrn alſo recht wäre, würde er ſchon morgen früh ſeine neue Tätigkeit beginnen. Wenn möglich, unter dem Namen Max Müller.

„Es wird meinem Hauſe zur Ehre gereichen," ſagte der Weltmann ihm gegenüber. „Nur müſſen Sie mir erlauben, Sie auf eins aufmerkſam zu machen. So tiptop aus der Werkſtatt eines Schneiders von Unter den Linden können Sie nicht auftreten, wenn Sie ungeſtört beobachten wollen. Sonſt halten Sie Ihre neuen Kollegen im beſten Fall für einen Polizeiſpitzel, wahrſcheinlich aber für das reiche Söhnchen eines auswärtigen Geſchäftsfreundes, der uns etwas abgucken möchte. Sie werden nicht als gleichgeſtellt angeſehen und außerdem gehänſelt und angepumpt werden."

„Ich werde mir ſofort einen billigen, fertigen Anzug kaufen," rief Matthias pflichtbeſeelt.

„Sehr gut," lobte ſein Chef. „Und dann dieſe entzückende Uhrkette."

Matthias erklärte, daß er ſie auf der Ponte Vecchio in Florenz entdeckt hatte, bei einem Goldſchmied, der darauf ſchwor, ein Nachkomme Benvenuto Cellinis zu ſein.

„Das müßte man in Kupferblech für fünfzig Pfennig das Stück nachmachen können. Das wär' ein Geſchäft," ſagte der andere träumeriſch, mit der Kette ſpielend, die Matthias im Eifer ſeiner Erzählung losgeneſtelt hatte.

„Ja, mein werter Herr Doktor, davon müſſen Sie ſich für

eine Weile trennen, wenn Sie Ihren neuen Beruf voll erfüllen wollen," fuhr er fort. „Die große Perle dagegen lassen Sie ruhig stecken. Die wird hier kein Mensch für echt halten. Die Uhrkette jedoch nochmal so breit, aber unecht und mit einigen Korallenzacken, Elefantenzähnen und wenn möglich auch einer Berlocke oder einem Siegelring in der Magengegend."

„Entsetzlich!" rief Matthias.

„Alles Geschmacksache," erwiderte der große Handelsmann kühl. „Ich mache darin einen jährlichen Umsatz von siebzigtausend Mark."

Matthias hatte diesmal Beherrschung genug, um nicht noch einmal: entsetzlich zu rufen.

Im Gegenteile. Er sagte: „Hochinteressant."

Man schüttelte sich die Hände, verbeugte sich und nachdem man sich noch mehrmals versichert hatte, daß man sich gegenseitig ein großes Vergnügen bereitet hatte, trennte man sich.

Draußen saß auf jedem Stuhl ein anderer Wartender.

Matthias lächelte sie alle herzlich an.

„Dem ist's geglückt," sagte ein Stellungsloser zum anderen und sah ihm neiderfüllt nach...

## Siebzehntes Kapitel

Während Matthias auf diese Weise einer neuen Biegung seines Lebens zustrebte, versuchte sein Vater, weite Serpentinstrecken zurück in die Vergangenheit zu nehmen.

Er saß in Herrn von Priskows Privatzimmer, den Stock mit dem schweren Silberknauf zwischen den Knien, und fragte, ob sein vielgerühmtes Gegenüber eventuell auch An-

gelegenheiten aufzuklären vermöge, die um mehr als dreißig Jahre zurücklägen.

Herr von Priskow, der zu Haus seinem Beruf in einer braunen Samtjoppe nachkam, lachte und sagte, daß von Priskow alles mache, wenn ...

Seine Hand in der Hosentasche klapperte einige Geldmünzen zusammen.

Matthias' Vater bemerkte darauf, daß dieses „wenn" kein Hindernis sein sollte und nannte seinen Namen.

Obwohl sich von Priskow weise genug gedünkt hatte, um sich nicht mehr wundern zu können, mußte er sich in diesem Augenblick eingestehen, daß er beinahe dumm vor Verwunderung aufglotzte. Aber er nahm diese Blamage gern in den Kauf. Diese merkwürdige Familie Senf schien sich zu einer Art von Altersversorgung für ihn auswachsen zu wollen. Er hatte nichts dagegen.

Es war darum mehr als gesellschaftliche Form, wenn er Herrn Senf senior jetzt versicherte, daß es ihm ein großes Vergnügen sei, ihn vor sich zu haben.

Herr Senf ging darüber hinweg und erklärte, daß es eine ganz unpersönliche Angelegenheit sei, die er behandelt zu haben wünschte.

„Selbstverständlich," schnarrte von Priskow dazwischen.

Herr Senf verzog das Gesicht und schien etwas darauf erwidern zu wollen. Wahrscheinlich aber fiel ihm ein, daß die erste Pflicht dieses Mannes Schnelligkeit war. Und nicht gesellschaftlicher Takt.

Er fuhr also fort und sagte nun, daß er auf Wunsch eines kürzlich verstorbenen Jugendfreundes in Erfahrung bringen möchte, wer der Vater einer gewissen Artistin Melinda ge-

weſen. Als Mutter gälte die bekannte Serpentintänzerin Marietta.

„Ganz recht, die Spanierin," rief Herr von Priskow untertänig dazwiſchen.

„Jawohl, aber aus Paſewalk," ſprach Herr Senf ruhig weiter. „Ich ſage das nicht, um die Dame bei Ihnen herabzuſetzen. Nichts läge mir ferner. Aber ich möchte Ihre Forſchungen natürlich in jeder Hinſicht erleichtern."

„Verbindlichſten Dank," ſagte von Priskow mit Verbeugung. Sein Herz hüpfte. Er begriff, daß er auf dem Wege war, ein Zehntel des großen Loſes zu gewinnen.

Er nahm das eleganteſte von ſeinen Notizbüchern zur Hand und ſagte, daß es alſo vor allen Dingen darauf anzukommen ſcheine, die ehemaligen, näheren Beziehungen der ſchönen Dame aufs genaueſte nachzuprüfen. Es würde dies gewiß ein Regiſter ſein, das nicht von heut auf morgen durchſtudiert ſein würde.

Herr Senf hob ſo plötzlich den Stock, daß ſich von Priskow unwillkürlich duckte. Was ihm nicht als Feigheit auszulegen war. Alle ſeine Klienten waren hochnervös.

Aber Herr Senf ließ den Stock nur dicht neben einer Fliege durch die Luft ſauſen und ſagte dann genau ſo ruhig wie das Vorige, daß mancher beſſer als ſein Ruf ſein ſolle.

Herr von Priskow erwiderte, daß ihn dies in dieſem Fall ganz ſpeziell freuen würde.

Herr Senf blickte ſchnell auf und fragte, nicht ohne Erregung: „Sie auch? Wieſo?"

Herr von Priskow antwortete: weil ſeine Aufgabe ſchon ohnedies ſchwer genug ſein werde. Denn auch als Laie werde Herr Senf begreifen, daß Vaterſchaft zu beweiſen ſchon auf

ſozuſagen friſcher Tat ſchwer ſei. Aber dreißig Jahre ſpäter und mehr, das ſei ein Rieſenunterfangen. Es ſei ungefähr dasſelbe, als wolle man einen vor beſagter Zeit verlorenen Brillantſplitter im Weltall wiederfinden.

Herr Senf ſagte, daß er den Finderlohn für einen großen Brillanten anwenden würde. Und erhob ſich.

Herr von Priskow verſprach zu tun, was in Menſchenkräften ſtehe.

Als Herr Senf wieder in ſeinem Privatbureau ſaß, fiel es ſeinem Schwager und Kompagnon auf, wie gealtert er ausſah. Er hatte ſelbſt in dieſen Tagen nicht viel Freude zu Haus, denn Betty fiel einfach in Ohnmacht, wenn man gewiſſe Dinge mit ihr beſprechen wollte und ſeine Frau verlangte, daß ſein Sohn Herbert Matthias zum Zweikampf fordere. Nicht aus Mordluſt, wie ſie ſagte, ſondern weil ſie zu wiſſen glaubte, daß dann Matthias aus Liebe zu ſeinen Eltern auf den rechten Weg geführt würde. Umſonſt hatte der Gatte ſie darauf aufmerkſam zu machen verſucht, daß ein Mann ſelten aus Liebe zu ſeinen Eltern heirate, aber ſie hatte ihm geantwortet, daß dergleichen nur jemand beurteilen könne, der ſelbſt ſein ganzes Leben den Seinen geopfert habe.

Das alles war gewiß nicht ſchön und gemütlich, aber trotzdem ließ ſich Herr Eduard Senf nicht davon herunterbringen. Er war überzeugt, daß es auch in anderen Familien im Wohnzimmer nicht ſo korrekt und heiter zuging, wie im Salon. Daß ſich ſein Schwager derartig von häßlichen Angelegenheiten ins Bockshorn jagen ließ, fand er memmenhaft.

„Große Kinder, große Sorgen," ſagte er gemütlich aufmunternd durch den Tabakqualm ſeiner vorzüglichen Zigarre.

„Ja, ja," murmelte Herr Senf teilnahmslos und ſtarrte weiter vor ſich hin.

Er ſchien irgendwo in weiter Ferne etwas zu berechnen. Setzte er da in Gedanken vielleicht ſchon ſein Teſtament auf?

Unbehagliche Vorſtellung, jemandem gegenüber zu ſitzen, der ſich mit einem letzten Willen beſchäftigt. Denn ſchließlich war es doch ein herrlicher Frühlingstag und genug zum Leben hatte man wohl auch.

Herr Eduard ſtand auf und ſagte, daß man nach ſeines Gegenübers Ausdruck denken ſollte, ein Grubenunglück wäre geſchehen. Statt der paar lumpigen Privatküſſe, die da geknallt ſein mochten. Und die noch obendrein in der Familie blieben. Wenn er als Tochtervater die Sache auf die leichte Achſel nehme, brauchte man ſich als Vater des Sohnes doch, weiß Gott, nicht zu alterieren. Um Himmels willen, man war doch in der eigenen Jugend auch kein weißes Schaf geweſen.

Herr Senf tauchte aus ſeiner Apathie auf und fragte, auf was Herr Eduard anſpiele.

Herr Eduard antwortete, daß er an ſchöne Zeiten denke, die leider vergeſſen und vorbei. Er ging an den Wandſchrank, goß einen dreigeſtirnten Henneſſy ein, bot ihn vergeblich ſeinem Kompagnon an, trank ihn darauf ſelbſt mit einem Seufzer des Genuſſes und verließ das Zimmer, wo es ihm nicht behaglich war.

Herr Senf aber ſprang auf, holte aus dem Geheimfach das Kontobuch ſeines Privatlebens und verſank in das Paradies der Erinnerung, unter deſſen Palmen ſelten jemand ungeſtraft wandeln darf.

## Achtzehntes Kapitel

Es gibt immer noch Leute, die überzeugt davon ſind, daß Einkaufen am meiſten Spaß macht, wenn man über viel Geld verfügt. Das iſt ein Irrtum. Wer viel Geld hat, gibt ſein Geld nur aus Langeweile aus. Wer aber nötig braucht, was er erſtehen will, kauft mit Genuß.

Zum erſtenmal in ſeinem Leben war Matthias Senf in dem glücklichen Zuſtand, etwas kaufen zu müſſen, deſſen er dringend bedurfte. Denn er war weder im Beſitz eines billigen Anzuges noch einer unechten Uhrkette nebſt Berloques.

Lange war er durch die Straßen geſtrichen. Schaufenſter ins Auge faſſend, die ſonſt kein Blick von ihm geſtreift.

Manches wohlfeile Modenſtück brachte ihn zu der Anſicht, daß es beſſer wäre, wenn auch die Leute von heute, wie einſt ihre Ahnen im Paradies, nur mit einem Feigenblatt bekleidet gingen. Bis ihn dann wieder die Proportionen mancher Paſſanten nachdenken ließen, ob nicht die körperbedeckte Ziviliſation, trotz aller damit verbundenen Geſchmackloſigkeiten, ein Segen ſei.

Schließlich reizte ihn ein Firmenſchild: „Zum billigen Kavalier". Das mußte das rechte ſein.

Er trat über die Schwelle. Ein Herr, dem ein rotes Taſchentuch aus der oberen Bruſttaſche leuchtete, fragte lächelnd nach ſeinem Begehr.

Matthias bat um einen ganz billigen Anzug.

Das Lächeln des Verkäufers wurde etwas zurückhaltender, als er langſam: „ganz billig" wiederholte.

Er verſchwand, um mit einem buntgeſprenkelten, braungelben Anzug über dem Arm zurückzukehren. Er ſagte, daß dies ein totſchickes Kleidungsſtück zu vierzig Mark ſei.

„Vierzig? Gibt es denn das überhaupt?“ rief Matthias aus und trat einen Schritt von dem rauhen Wollgebilde zurück.

„Wie beliebt?“ fragte der Verkäufer. Und als er Matthias' abweisende Züge sah, erklärte er kühl, daß man noch billigere Anzüge nicht führe. Da müsse sich der Herr schon nach der Chausseestraße und Umgebung bemühen.

Matthias verließ den Laden. Er fand das Betragen ungebührlich. Wenn er sich auch eingestehen mußte, daß er sich selbst unbeherrscht benommen.

Auf der Schwelle aber fiel ihm ein, wie oft manche heimliche Prinzessin ohne die gebührende Achtung behandelt werden möge, weil sie zum Sparen gezwungen war.

Er kehrte daher noch einmal in den Laden zurück und sagte: „Schämen Sie sich. Man taxiert den Menschen nicht nach seinem vermutlichen Geldbeutel.“

„Nebbich,“ antwortete der Verkäufer und hieß einen Lehrling die Tür hinter dem Herrn schließen.

Aber wenn man etwas wirklich will, erreicht man es. Schon wenige Schritte später fand Matthias einen ähnlichen Laden.

Er betrat ihn sicherer als den eben verlassenen. Der Verkäufer behandelte ihn höflich, mit einem Schuß Mitleid. Er hatte sofort den guten Schnitt von Matthias' Paletot bemerkt und sich gesagt, daß er jemand vor sich hatte, der bessere Zeiten gesehen. Er riet zu einem Anzug für achtzig Mark, der dunkelgrau mit schwarzen Streifen seiner Meinung nach den Gipfel der Distinguiertheit vorstellte. Von Billigerem riet er ab. Billig kaufen sollten nur ganz reiche Leute. Denn das wäre das Teuerste. Bei diesem Anzug aber erhielt jeder Käufer vollkommen gratis ein Quadratstück ähnlichen Stof-

fes. Zur Reparatur des bei ſitzenden Berufen, die ja leider die häufigeren waren, immer am erſten angegriffenen Hoſenbodens. Außerdem konnte Matthias jeden Sonnabendabend nach Geſchäftsſchluß ungeniert kommen, um ſich zum Sonntag die Bügelfalten aufplätten zu laſſen. Bei „a propos Sonntag" empfahl der Tüchtige auch einen ſchwarzen Anzug. Hochpreiswert. Für Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen geradezu unentbehrlich. Matthias dankte. Einen Sonntagsanzug beſaß er. Dagegen ſchien er zum drittenmal verſichert haben zu wollen, daß ihn der neue Anzug auch kleide.

„Forſch und adrett, wie ein aus dem Ei gepellter Gentleman," ſchwor der hinzugekommene Geſchäftsinhaber. Und der Verkäufer, angefeuert durch die Nähe des Prinzipals, gelobte, daß alle Mädchenherzen nur ſo krachen würden.

Matthias beeilte ſich, das Geſchäft abzuſchließen und fortzukommen. Den neuen Anzug nahm er als Paket mit...

Zur Uhrkette mit Magengarnitur aber ſollte er nicht gelangen. Obwohl man glauben ſollte, daß in den belebteſten Großſtadtſtraßen genug Talmi zu finden ſei.

Matthias war auf ſeiner emſigen Suche wirklich bis zur Chauſſeeſtraße gelangt. Als er aber in einem Schaufenſter angeprieſen fand, daß dort Uhrketten aus Menſchenhaar von Bräuten, Müttern, und ſo weiter jederzeit, raſch und preiswert, angefertigt wurden, fühlte er plötzlich, wie ſchwer das Paket in ſeiner Hand wurde.

Auch ein Päckchen zu tragen will geübt ſein.

Er beſchloß, ſich von Melchior eine Kneiferſchnur beſorgen zu laſſen, wie er ſie neulich bei einem Herrn beobachtet hatte, den Melchior irrtümlich vorgelaſſen und der ihn durchaus gegen Brand, Einbruch, Unfall oder Wetterſchaden hatte verſichern wollen.



Digitized by Google

Inzwiſchen nahm er, in Anbetracht, daß er den billigen Rock erſt in der Hand trug, ein einfarbiges Auto, das ihn aus dieſen menſchenüberfüllten Straßen raſch nach Hauſe brachte.

Als er den Anzug ausgepackt und gerade ausprobieren wollte, welche Art von Schlips dazu kleidſam ſein würde, ohne aufzufallen, meldete Melchior Herrn Trettin.

Trettins erſter Wunſch war ein Kognak. Dann fragte er, wo in aller Welt Matthias jetzt zu Mittag ſpeiſe. Er habe ihn täglich erwartet, um ihm ſein Leid zu klagen.

Matthias antwortete ſchnell, daß er ſich alles denken könne. Nur keine Bekenntniſſe.

Trettin ſagte, daß er rede, wie er's verſtehe. Gar nichts könne er wiſſen. Vor ein paar Tagen habe er ſich, aus purer Höflichkeit, dazu hinreißen laſſen, einer jungen Dame aus guter Familie das herkömmliche Zeichen der Hochachtung zu überreichen. Seitdem wage er ſich nicht mehr nach Haus.

In Matthias regte ſich Familienehrgefühl.

Er ſagte, daß er, ganz abgeſehen davon, daß ihm eine derartig übertriebene Höflichkeit zuwider ſei, nicht annehme, daß ſich Damen aus guten Familien zu Attentäterinnen ausbildeten.

Trettin, der ſich inzwiſchen behaglich in einem Korbſeſſel der Veranda verſenkt hatte, antwortete, daß es darauf ankomme, was man unter Attentat verſtehe. Zwölfſtrophige Gedichte, die ſich nur reimten, wenn man den Verſen hinten noch einen extra Fußtritt gebe, konnten in häufiger Wiederholung auch lebensgefährlich wirken. Beſonders, wenn außerdem große Vergißmeinnichtſträuße mit dem zarten Befehl: „Blümlein traut, ſprecht für mich" und Telegramme mit der Jubeldrohung: „J'y pense" dieſe Gefahr erhöhten.

Matthias ſchwieg darauf. Wie es immer ſeine Art war, wenn man Dinge erzählte, über die man nicht ſpricht. Aber er dachte, daß ein feinfühliges Geſchöpf, und wenn es im einfachſten Heim lebte, ſolcher aufdringlichen Torheiten niemals fähig wäre. Er lächelte ſtill.

Bevor Trettin jedoch dieſes Lächeln, das er für Senfſchen Größenwahn hielt, übelnehmen konnte, trat jemand auf die Veranda, der ſich von Melchior, mittels eines Zwanzigmarkſtückes, durchaus nicht hatte zurückhalten laſſen.

Es war Herbert, Bettys Bruder.

Seine Mutter hatte ihm geſagt, daß ſie ihn auf Knien anflehe, Matthias zu fordern. Sie ſagte, daß ihr zerriſſenes Mutterherz nach Satisfaktion ſchreie. Sie war ihr ganzes Leben lang nichts anderes gewohnt, als ſich zu opfern und würde es auch in dieſem Falle tun, ohne mit der Wimper zu zucken. Wenn ſie ein Mann wäre. Aber ſie hatte wohl genug ſchlafloſe Nächte an den Betten ihrer Kinder durchwacht, um von ihrem einzigen Sohne verlangen zu können, daß er dieſen anderen Senfs bewieſe, daß man nicht weniger wäre als ſie. Keine Beleidigungen von ihnen duldete. Außerdem war ſie überzeugt davon, daß ſich ein Duell nicht mit des Matthias' bekanntlich äußerſt idealen Prinzipien vertragen würde.

Herbert wußte, daß Prinzipien etwas zu Schwankendes waren, um ſich feſt darauf zu verlaſſen. Ebenſo war ihm nicht unbekannt, daß Matthias in Sevilla fechten gelernt und ſich in Tells Vaterland einen Sommer lang mit Scheibenſchießen amüſierte. Er wollte alſo nicht abwarten, bis ſich ſeine Mutter zu einer leidenſchaftlichen Tat in ſeinem Namen hinreißen ließ, ſondern nahm die Angelegenheit lieber ſelbſt in die Hand. Darum war er hier.

Trettin räuſperte ſich ſtark, als er Fräulein Bettys Bruder plötzlich vor ſich ſah.

„Nemeſis," ſagte er und ſtand ſtramm auf.

„Sie wiſſen?" fragte Herbert erſtaunt.

„Ich ſprach ſoeben mit großem Bedauern von der betreffenden Angelegenheit," ſagte Trettin und nahm einen Kognak.

Herbert wendete ſich zu Matthias, der ihm als ſo verſchloſſen bekannt. Er hielt nicht damit zurück, daß er ſich über das berührte Thema wundere.

Matthias erwiderte, daß ſich Herbert ruhig Kognak und Kaffee eingießen möge und den kleinen Zwiſchenfall nicht tragiſch nehmen ſolle. Trettin werde die Angelegenheit aufs zarteſte behandeln.

Damit eilte er hinaus. Es war ihm in Erinnerung geraten, daß er Melchior mit dem Einkauf der ſeidenen Uhrſchnur betrauen mußte.

Herbert ſah ihm nach. Matthias ſchien alſo ſeine Abſicht zu kennen und Herrn Trettin ſchon zum Sekundanten gewählt zu haben.

Den Wandſchmuck des Balkons bildeten buntgemalte Schweizer Schießſcheiben, die deutlich zeigten, wie oft Matthias ins Schwarze getroffen hatte.

Herbert folgte Matthias' freundlicher Aufforderung und nahm einen Kognak. Etwas bleich im Geſicht ſcherzte er, zu Trettin gewandt, daß ein kleines Duell im Anzug ſcheine.

„In Ihrer Eigenſchaft als Bruder verſtehe ich Sie," erwiderte Trettin. „Allerdings wäre ich genötigt, als Vertreter amerikaniſcher Intereſſen, das amerikaniſche Duell vorzuſchlagen."

„Inwiefern amerikaniſch?" fragte Herbert.

„Weiße oder ſchwarze Kugeln. Der Würfler der ſchwarzen hat nichts zu tun, als am andern Tage das Aufſtehen zu vergeſſen," erklärte Trettin liebenswürdig.

„Erinnere mich, auch ſchon davon gehört zu haben," ſagte Herbert.

Beide Herren leerten, nach leichtem Kopfnicken zueinander, ein volles Kognakglas.

Dann ſagte Herbert, daß ihm nur eines bei der Sache peinlich ſei. Es verſtoße gegen ſeine Prinzipien. Er ſei ein prinzipieller Gegner des Duells.

„Bliebe alſo nur feſtzuſtellen, ob Ehrgefühl oder Lebensprinzip der Vorrang gebührte," antwortete Trettin.

„Sehr richtig bemerkt," fiel Herbert ein.

Hier kam Matthias zurück. Aber er horchte nicht auf das Zwiegeſpräch. Die lebemänniſchen Anekdoten, die dort zu erwarten waren, intereſſierten ihn nicht. Dagegen verfolgte er mit blitzenden Blicken das Gebaren der Pförtnerfrau drüben in der Nebenvilla. Erregt lehnte er ſich über die Brüſtung. Wirbelte die Frau da mit trockenem Beſen dicke Staubwolken, während ihr Säugling offenen Mundes dicht daneben im Wägelchen ſchlief. Fünfmal am Tage ſäugte ſie ihn an der eigenen Bruſt, um ihn in einem einzigen Augenblick jede Sorte von Siechtum aufſchlucken zu laſſen. Er rannte hinaus. Man hörte ihn heftige Worte wechſeln.

Trettin ſagte, daß ihm Matthias heute einen erregten Eindruck mache.

Herbert fand dies begreiflich. Ein Zweikampf war nichts für moderne Menſchen. Er nahm wieder einen Kognak.

Dadurch überhörte er, wie Trettin bemerkte, daß die Zweikämpfe der andern ſelten gefährlich ſind.

Als er das Glas wieder niederſetzte, ſchien Trettin ſcharf nachzudenken.

Herbert fragte, ob er zu einem Reſultat gekommen ſei.

Trettin antwortete, ſorgfältig Ring nach Ring aus ſeiner Zigarre blaſend, daß er Kavalier genug ſei und nicht imſtande ſei, einem jungen Mädchen etwas nachſagen zu können. Aber ehe man ſeine ganzen Lebensprinzipien über Bord werfe, was er im Fall eines Zweikampfes, den er im allgemeinen nur noch Kannibalen zugeſtehe, unbedingt müßte, möchte er doch mit aller Delikateſſe andeuten, daß eigentlich das gnädige Fräulein bei der bedauerlichen Affäre ſozuſagen — den Anfang gemacht habe.

Herbert ſprang auf und rief, daß Betty drei Jahre lang in einer Genfer Penſion geweſen.

Trettin erinnerte ihn daran, daß man die beſten Dinge nicht in der Schule lerne.

Dann griff er in ſeine Bruſttaſche und ſagte, daß es ihm derartig widerſtehe, eventuell ein blühendes Menſchenleben vernichten zu müſſen, daß er es über ſich bringen werde, in ſeiner Indiskretion noch weiter zu gehen. Seiner Meinung nach habe ſich Fräulein Betty ſchon ſelbſttätig Satisfaktion geſchaffen. Und er legte ein hohes Bündel Briefblätter auf den Tiſch.

„In zwei Tagen ſechs Gedichte zu zwölf Strophen, fünf Kartenbriefe und drei Telegramme," erläuterte er.

Und fügte hinzu, daß er Katholik ſei und glaube, daß der Papſt ſelber darauf Abſolution erteilen würde.

Matthias kehrte zurück. Feuerrot im Geſicht, ſetzte er den beiden Herren auseinander, daß dieſe Frau dort ſchon ſieben Menſchen auf die Welt geſetzt habe und doch nicht wiſſe, daß

man mit jedem Staubkorn Milliarden Bazillen ſchlucke und in einem Menſchen ein ganzes Geſchlecht verſeuche.

Herbert, der für die Nachkommen einer unbekannten Portierfrau im Augenblick nicht das geringſte Intereſſe verſpürte, antwortete überleitend, daß Frauen nun einmal töricht wären. In jedem Stande. Davon habe Matthias doch erſt kürzlich einen Beweis bekommen. Wie töricht hatte ſich ſeine kleine Schweſter Betty ihm gegenüber benommen.

Matthias nahm an, daß Herbert von Bettys Beſuch rede und ſagte, daß er nicht einſehe, warum ein Mädchen nicht einmal ſelbſtändig handeln ſolle.

Herbert fand dieſe Antwort ſehr zartfühlend. Er gab ſich einen Ruck und ſagte, daß man unter Kavalieren ſchließlich deutlicher werden könne. Seine Mutter alſo verlange Duell oder Satisfaktion am Traualtar. Er ſelbſt und ſein Vater hatten eigentlich gewünſcht, daß Bettys Gatte einmal ſozuſagen auch der Firma zugute kommen ſollte, aber ſchließlich...

Er hatte zu Matthias gewendet geſprochen und ſchrak zuſammen, als Trettin jetzt aufſprang, ſeine Hände ergriff und ſagte, daß, wenn es ſein müſſe, er ſich ſchon einarbeiten werde. Geſchäft ſei Geſchäft. Er wäre viel zu ſehr Kavalier, als daß er eine ganze Familie hätte zwingen wollen, für einen einzigen Kuß ſeine ſämtlichen Schulden zu bezahlen, aber wenn man ihm ſo zartfühlend entgegenkomme...

In Herbert dämmerte es auf, daß er eine große Beſtellung an eine falſche Firma abgeführt habe.

Er murmelte, daß er geglaubt, daß Trettin als Vertreter eines anderen...

Aber Trettin unterbrach ihn lachend und erklärte ihm, daß

er in dergleichen Angelegenheiten ſtets für eigene Rechnung arbeite.

Herbert ſagte ſich, daß Aufklärung Herausforderung wäre. Amerikaniſches Duell. Als einziger Sohn war er verpflichtet, ſich derartigem nicht auszuſetzen.

Er ließ Trettin weiter ſeine Hand ſchütteln, ſchüttelte wieder und ſagte: „Alſo gut. Sie werden von uns hören."

Dann eilte er fort.

Nichts iſt ſchöner, als wenn ſich zwei Menſchen endlich verſtehen lernen.

## Neunzehntes Kapitel

Denn es iſt nicht leicht, Verſtändnis zu finden. Obwohl dies gar nichts mit Verſtand zu tun hat.

Herbert ſtand vor ſeiner Mutter und ſagte als Geſprächseinführung, daß er ſowohl Matthias wie den gerade bei ihm zu Gaſt geweſenen Trettin zum Zweikampf gefordert hatte.

„Wieſo beide?" rief Frau Roſa. Und fügte hinzu, daß zwei gegen einen eine Gemeinheit wäre.

Herbert bat, reden zu dürfen und erklärte, was er in Erfahrung gebracht.

Frau Roſa wollte es nicht glauben.

„In unſerem Privatauto?" fragte ſie empört.

Herbert vermutete in einem Mietsauto.

Frau Roſa wollte wiſſen, wie ihre Tochter dort hineingekommen wäre. Was ſie darin zu tun gehabt. Allein mit einem fremden Manne.

Herbert ſagte, daß er nicht der Hüter ſeiner Schweſter ſei.

Frau Roſa verbat ſich dieſe frivole Ummodelung des Bibeltextes.

Dann behauptete ſie, daß ſich Trettin unbedingt gegen Bettys Willen dieſe Ausſchreitung erlaubt haben müſſe.

Herbert ſagte, daß Betty freiwillig gehandelt habe. Und anſcheinend ſogar ſehr gern.

Frau Roſa hielt ſich die Ohren zu und bat, daß Herbert eine verzweifelte Mutter wenigſtens mit ſeinen Zynismen verſchonen ſolle.

Hörte aber doch, als Herbert zum Beweis für ſeine Behauptung die ſechs Gedichte zu zwölf Strophen, das Stück anführte.

Sie lächelte und ſagte: „Ja, ſie war immer ein hochbegabtes Kind."

Herbert nutzte dieſen glücklichen Moment und ſagte, daß ſie dann auch in dieſem Falle das Richtige getroffen haben werde. Trettin habe Schulden. Nun ja, er war eben ein Kavalier.

Frau Roſa wurde ruhiger und ſagte, daß Trettin eine tadelloſe Salonerſcheinung ſei.

„Na, alſo," ſagte Herbert.

„Aber die Schulden?" Frau Roſa ſah ängſtlich zu ihrem Sohn.

Herbert antwortete, daß dies Geſchäftsſache ſei.

Frau Roſa weinte.

Sie erinnerte daran, daß es ihr ganzes Leben lang in wichtigen Momenten geheißen habe: „Das ſei Geſchäftsſache." Immer hieß es ſchweigend opfern.

Herr Eduard kam aus dem Rauchzimmer. Wo ihn das nicht fremde Geräuſch des Schluchzens aus dem Nachmittagsſchlaf geſtört. Er trug einen Fes. Ein Scherz, den er ſeiner jüngſten Reiſe nach Konſtantinopel verdankte.

Er fragte, was es wieder gäbe, riet Kaffee trinken zu kommen und das übrige der Zeit zu überlaſſen.

Frau Roſa erklärte ihm, daß ihn der Türkenfes nur noch phlegmatiſcher mache. Alles Schwere müſſe ſie allein tragen.

Und dann teilte ſie ihm das Schwere mit, das ſie allein tragen müſſe.

Herr Eduard ließ die lange Türkenpfeife aus dem Mund gleiten und ſtieß einen Pfiff aus.

Herbert verließ das Zimmer. Dieſer Pfiff war ihm bekannt. Im Kontor wurde er gehört, wenn ein großer Schuldner als zahlungsunfähig bekannt gegeben.

Nach dem Pfiff ſchwieg Eduard. Er ging im Zimmer auf und nieder und vergaß zu ſagen, daß Roſa in Sachen des Haushalts und der Kinder alles beſſer verſtehe.

Roſa, die darauf gewartet hatte, ſagte daher, daß man nicht wiſſen könne, wozu es gut wäre, und daß Trettin eine tadelloſe Salonerſcheinung ſei.

Herr Eduard warf ſeinen Fes in die Ecke.

„Dieſes Prinzeßchen, das ſchon mit einem Jahr nicht weiter hatte aus der Taſſe trinken wollen, wenn ein anderer nur mit dem Löffel in der Milch gerührt hatte, küßt wildfremde, tadelloſe Salonerſcheinungen! Automobilvertreter!“ rief er und wandte ſich ab. Frau Roſa ſah auf. Weinte der Mann? Aber ein ſcharfer Pfiff durchſchnitt ihr Bedenken.

Frau Roſa erinnerte ihren Gatten erſt einmal daran, daß er keine Lokomotive ſei und dann, daß Trettin eine Weltfirma vertrete.

Ihr Gatte ging mit ſchnellen Schritten auf und ab und ſagte, daß ſein Troſt ſei, daß Mädchen bekanntlich veränderlicher wären als Wetterfahnen.

Frau Rosa rief empört, daß sich dies unmöglich auf Mädchen aus den besten Gesellschaftskreisen beziehen könne.

Aber Herr Eduard Senf sagte auch diesmal nicht, daß sein Röschen das besser verstehe als er.

Er ging an den Fernsprecher und rief seinen Hausarzt an.

Ein Hausarzt ist in einer guten Familie so notwendig wie ein Staubsauger. Ohne ihn würde sich die kleinste Familienkrisis zu einem unheilbaren Leiden auswachsen. Er allein versteht Krankheiten zu heilen, die noch gar nicht da sind. Vorbeugen aber ist die größte Kunst des Arztes.

Das sagte sich auch Frau Rosas Gatte, als er den Herrn Geheimrat jetzt bat, ihnen heute im Laufe des Tages die Ehre seines Besuches zu schenken, um seinem Töchterlein Betty eine Erholungsreise zu verordnen, die sofort angetreten werden mußte.

Der Herr Geheimrat versprach, diesem Wunsch mit dem größten Vergnügen nachzukommen. Er bat nur, wissen zu dürfen, ob auch Frau Rosa erholungsbedürftig sei und das junge Fräulein begleiten sollte.

Als ihm geantwortet worden, daß dies durchaus wünschenswert sei, wollte er sich gestatten, Pyrmont vorzuschlagen.

Herr Senf hatte nichts dagegen ...

Einige Stunden später erfuhr Frau Helene von ihrer Schwägerin Rosa, daß sie auf den dringenden Wunsch des Herrn Geheimrats eine kleine Reise mit Betty antreten werde. Nach Pyrmont. Sie war einmal als junges Mädchen dagewesen. Es hatte ein reizendes Theaterchen inmitten eines uralten Kurparks. So würde sie sich wieder opfern und im Haushalt alles stehen und liegen lassen, um das Kind zu begleiten.

Frau Helene war hocherfreut.

„Entfernung heilt alle Konflikte," rief ſie zurück.

Frau Roſa hatte ihrem Gatten verſprechen müſſen, über alles zu ſchweigen.

Sie ſagte alſo nur, daß nicht alles ſo wäre, wie Frau Helene glaube.

Dieſe antwortete, wo in aller Welt alles ſo wäre, wie man glaube. Und wünſchte von Herzen gute Reiſe.

Frau Roſa hätte gern wiſſen mögen, ob dieſe Antwort nichts weiter als eine Abart von Helenes bevorzugter romantiſcher Ausdrucksweiſe ſei, oder ob ſie mehr wiſſe, als man vermute.

Reiſevorbereitungen hinderten ſie, dieſer Grübelei näherzutreten.

Man ſollte viel weniger darum beſorgt ſein, was ſich unſere Mitmenſchen für Gedanken über uns machen, ſondern ſich zur Beruhigung ſagen, daß ſie meiſt an ſich ſelber denken.

Auch Frau Helene hatte bei ihrer Anſpielung auf die Welt, die meiſtens anders iſt, als man ſie ſich wünſcht, nur an den eigenen Umkreis gedacht.

Sie war beſorgt um ihren Gatten. Sie ſagte es ihm nicht, aber ſie riet ihm, die doppelte Portion von Lehmanns Lebensbalſam zu nehmen.

Er aber wollte nicht einmal etwas von der gewohnten Doſis wiſſen. Er ſagte, wer lange lebt, erlebt vielleicht mehr, als ihm lieb iſt.

Helene bereute bitter, daß ſie ſich von ihrem Heiratsprojekt ſo weit hatte hinreißen laſſen. Aber wie konnte ſie ahnen, daß das bißchen Aufregung ihren Gatten derartig angreifen würde.

Sie beobachtete ihn ängſtlich.

Erſt wenn wir etwas zu verlieren fürchten, merken wir, was es uns bedeutet.

Sie begriff plötzlich, wie weit ſie ſchon im Leben vorwärts geſchritten. Immer an der Seite dieſes guten Mannes. Sie erinnerte ſich der wirklichen Jugendjahre. Da beſaß man das Kupee mit den Apfelſchimmeln und war doch viel lieber zu Fuß gegangen. Dann kam Matthias. Das war wohl der glücklichſte Tag ihres Lebens. Zehn Jahre ſpäter kam das Auto. Wie jung man auch damals noch geweſen! Sie hatte Todesangſt bei der erſten Fahrt gehabt und ihres Gatten Hände feſt umkrampft. Er hatte ruhig wie immer gelächelt. Nie hatte ihn äußerlich etwas ſo erſchüttert wie unbegreiflicherweiſe dieſe Kinderei Matthias'. Sie wollte ihn daran erinnern, daß ihr Neffe Herbert wahrſcheinlich Beziehungen zu der ganzen Halbwelt Berlins unterhalte. Obwohl ſie zeitlebens getan, als wiſſe ſie gar nicht, daß es dieſe dritte Hemiſphäre überhaupt gäbe. Angſt macht ehrlich.

Herr Senf ſah erſtaunt auf, als Frau Helene ihren Seſſel raſch neben den ſeinen ſchob. Sie wollte in ſeine Karten gucken.

„Sie werden nicht aufgehen," ſagte er.

Sie aber lehnte ſich an ſeine Schulter und ſchluchzte.

Er rückte fort und brummte, daß ſie doch wiſſen ſolle, daß dies ſeine Iſchiasſeite ſei.

Sie ſtand auf. Doch nicht, um mit dem letzten Wort hinauszugehen. Sie ſetzte ſich ſtill auf ſeine andere Seite.

Es iſt mit den Ehen wie mit dem Wein. Je älter, je beſſer.

## Zwanzigſtes Kapitel

Auch der einfachſte Beruf verlangt Begabung dafür.

Matthias ſtand zwei Schritt vom Käſelager und fünf Stock über dem Erdboden, dicht unter dem Glaskuppeldach des Warenpalaſtes und wiederholte mit ganzem Eifer: „Vorſicht, Stufe!“

Er glühte am ganzen Körper. Er fühlte, daß er trotz alledem ſeine Sache nicht gut machte. Er ſprach zu zurückhaltend. Dies war bisher leider ſeine Art geweſen. Man ändert ſich nicht ſo raſch, als man möchte. Viele hatten ſchon gefragt: „Wie ſagten Sie?“ Und nur mit aller Kraftanſtrengung hatte er ſie vor dem Sturz bewahrt. Während er angſtvoll flüſterte: „Vorſicht, Stufe!“

Mehr als einer und eine hatten ihm ſchon bei dieſer Gelegenheit den Rat gegeben, das Maul aufzumachen, bevor man ſich alle Rippen gebrochen.

Er hatte dann beim nächſten mit aller Kraft geſchrien: „Vorſicht, Stufe!“ Um ſofort als Antwort zu bekommen, daß er nicht ſo zu brüllen brauche. Man wäre in keiner Taubſtummenanſtalt. Allen gefallen iſt ſchwer.

Schließlich überließ er ſich ſeinem Schickſal. Er murmelte, halblaut, unaufhörlich im gleichen Tonfall: „Vorſicht, Stufe!“

Um plötzlich entſetzt aufzuſehen, weil er nicht wußte, ob er nicht ſtatt deſſen geſagt: „Warum in aller Welt kaufen denn alle Menſchen heute Käſe?“

Er ſtand in einem unaufhörlichen Gewimmel von alten und jungen Damen, von älteren Herren und Dienſtmädchen.

Und wenn ſie ihn wenigſtens ruhig ſeines Amtes hätten walten laſſen.

Aber fortwährend unterbrach man ihn. Man wünschte zu wissen, wo es Knöpfe, Damenwäsche und Marmelade gäbe. Man fragte ihn selbst nach Gegenständen von so hygienischer Art, daß er nur in ehrlichem Erröten: „Vorsicht, Stufe!" zu flüstern vermochte.

Jede Dame mittleren Alters jedoch wollte wissen, ob sie hier recht am Käselager sei.

Nach vierzig schien sich der Geruchsinn der Frau zu vermindern.

Daß die Wageschale dieses Käselagers eine Prinzessin hielt, der zu Ehren er hier Palastdienst tat, war Matthias aus dem Bewußtsein geschwunden.

„Vorsicht, Stufe!" dachte er.

Und sonst nichts.

Als seine Mittagpause abgeläutet wurde, konnte er mit mattem Blick feststellen, daß am Käselager nur ein ganz junges Mädchen mit der Linken schläfrig in der Nase grub und mit der Rechten Fliegen abzuwedeln suchte.

Marie Schmied hatte also ihre Mittagspause schon angetreten. Matthias gönnte es ihr. Nur wer selbst hart arbeitet, weiß, was rasten heißt.

Matthias sah auf seine Glashüttenuhr, die er an schwarzer Seidenschnur tief versteckt hielt.

Eine Stunde und eine halbe hatte er Zeit.

Er jagte ins Gewühl des Potsdamer Platzes. Bei jedem Schritt murmelte er: „Vorsicht, Stufe!" Und sah sich angstvoll wie ein Taschendieb um. Endlich kam ein leeres Auto. Er stürzte hinein und sauste nun in Trinkgeldschnelle nach Haus.

Erst nach dem erfrischenden Bad unter der Brause besann



Digitized by Google

er ſich, daß er ganz vergeſſen hatte, auf die Farbe des Autos zu achten.

Müſſen iſt ein Hilfsverbum. Es erleichtert das Leben.

Matthias nahm ein kleines Mittageſſen ein. Da er eiliges Schlingen nur den Raubtieren zugeſtand, mußte er ſich wieder in Trab ſetzen, als er ſeine Zigarette anzünden wollte.

Als er mit langen Schritten durch die kühle Einfahrt des Warenhauſes ſchnellte, erinnerte er ſich einen Augenblick lang, daß draußen heiße Sonne lag. Volle grüne Baumwipfel ſich unter hellem Blau bauſchten. Man lebt doch nur ſo kurze Zeit...

Aber da war er ſchon mitten drin. In dem brauſenden Speicher wohlfeiler Bedarfsartikel.

Ehe er ſeinen Poſten antrat, ſah er auch das Goldhaupt Marie Schmieds. Sie lächelte eine alte Dame an und ſagte gerade: „Harzer Stinkkäſe? Drei Stück zehn Pfennig.“

Aber wie ſagte ſie es! Matthias wurde an eine ſüße, altitalieniſche Fiſchermelodie erinnert.

Aber er hatte nicht Zeit, ihr nachzuſinnen. Die Pflicht rief ihn. Schon war ein Kind geſtolpert. Es weinte laut. Matthias mußte befürchten, daß das Perſonal am Käſelager dahinter käme, daß er nicht einmal dieſen einfachen Poſten zu erfüllen verſtand. In ſeiner Verwirrung griff er in die Taſche und verſuchte, der erregt ſcheltenden Mutter ein Goldſtück zuzuſtecken.

Die Dame ſah auf, ſtieß ſeine Hand beiſeite und ſagte empört, daß ihr Kind keine Bonbons von Warenhausangeſtellten annehmen dürfe. Sie wäre die Baronin Güntzelwitz. Matthias entſchuldigte ſich mit einer Verbeugung und rief weiter: „Vorſicht, Stufe!“

Der junge Herr Baron hatte ſich beruhigt. Die Frau

Mama hatte ihm ein großes Segelschiff zu kaufen versprochen. Aber ehe sie ging, warf sie Matthias noch einen langen, strafenden Blick zu, der deutlich zeigte, wen sie für diese unvorhergesehene Ausgabe verantwortlich machte. —

Matthias bemerkte Schlimmeres. Tante Martine steuerte auf ihn zu. Auf ihn oder das Käselager. Die nächsten Minuten mußten es entscheiden. Matthias drehte sich wie eine Kompaßnadel. Ohne dabei seines Amtes zu vergessen. Seine Lippen arbeiteten.

Tante Martines Augen waren nicht mehr die besten. Aber um zu bemerken, was nicht gesehen sein sollte, dazu reichten sie Gott sei Dank noch aus.

Martine stutzte und nestelte ihren Lorgnon von der Kette.

Im gleichen Augenblick hatte Matthias einen vorüberwollenden Laufburschen an seine sich weit ins Gedränge blätternde Ohrmuschel gepackt, ihm zugeschrien, daß er sich bis zu seiner Rückkehr auf seinen Posten zu stellen habe, und war davongestürzt. Es gibt Naturereignisse, die jeder Chef gelten lassen muß.

Tante Martine wendete um. Sie glaubte zu lebhaft an Matthias gedacht zu haben. Seine Abneigung gegen Warenhäuser war ihr bekannt. Sie würde auch lieber bei teuren Hoflieferanten gekauft haben. Aber sie sagte sich, auch der Käse im Warenhaus ist Gottesgabe...

Als sie mit einem achtel Pfund Schweizerkäse im Fahrstuhl verschwunden, war Matthias wieder zur Stelle. Befreit aufatmend, daß inzwischen kein Unglück passiert. Der Lehrjunge erhielt eine Mark. Was ihn auf die Vermutung brachte, daß er hier dem Chef selber begegnet sei. Eine Hypothese, die ihm, als er ihr an anderer Stelle Ausdruck gab,

eine Ohrfeige einbrachte. Es wird einem nichts im Leben geſchenkt.

Matthias ſchalt ſich einen Narren, daß er ſchon die wenigen Käſekäufer des Vormittags ernſt genommen. Jetzt erſt kamen ſie. Scharen. Aus allen Ständen zuſammengewürfelt, ſchoben, drängten, ſtießen ſie ſich an Matthias und der gefährlichen Stufe vorbei. Alles um Käſe.

Es war heiß. Wie am Krater des Veſuvs. Matthias dachte, ob Marie Schmied auch echten Gorgonzola abzuwiegen habe. Gleichzeitig zuckte ſein Körper vor Schreck. Hatte er nicht eben deutlich geſagt: „Vorſicht, Veſuv!?“

Aber keiner aus der Menge ſchien etwas Beſonderes vernommen zu haben. Nur eine beleibte, ſtirntropfende Dame wollte wiſſen, ob ſie hier recht am Käſelager.

„Vorſicht, Stufe!“ murmelte Matthias, aufatmend. Laut, bewußt und feſt wie ein Gebet.

Wahre Pflichterfüllung verlangt, daß man nichts weiter ſieht als ſein Amt.

Matthias aber glaubte ſeit Tante Martines Erſcheinen fortwährend andere bekannte Geſichter zu ſehen. Sogar Verſtorbene tauchten auf.

Von Minute zu Minute fühlte er deutlicher, daß er dieſem ſchweren Poſten nicht gewachſen war. Daß hier Kenntniſſe nötig zu ſein ſchienen, die direkt von der Schulbank aus erlernt ſein wollten.

Sollte ſeine Untüchtigkeit brave, ahnungsloſe Menſchen zu Krüppeln machen? —

Er ſagte ſich, daß er die wenigen Arbeitsſtunden, die er noch am Platze war, ausnutzen mußte.

Darum näherte er ſich in der Kaffeepauſe dem Käſelager.

Er fragte Fräulein Marie Schmied, ob ſie einem Kollegen ein Stück Schweizerkäſe verkaufen wolle.

Marie Schmied muſterte ſeine Befangenheit und antwortete, daß ſie Kollegen nicht anders bedienen könne als andere Kunden. Gegen Kaſſenſchein.

Matthias ſagte: „Aber ſelbſtverſtändlich.“

„Durchſtechereien gibt's nämlich nicht,“ erklärte Marie Schmied, leckte ihren Zeigefinger, mit dem ſie den Käſe berührt, fein ſäuberlich ab und feuchtete ihn ein zweitesmal an, ehe ſie das pergamentene Einſchlagpapier aufflattern ließ. Denn auch die Papierblätter liebten das Zwei und Zweiſein.

Beim Käſekauf darf man nicht an Bazillen denken. Matthias tat es auch nicht.

Ihm war aufgefallen, wie ariſtokratiſch die Fingerſpitzen dieſes einfachen, blonden Mädchens zugeſpitzt waren.

„Noch etwas?“ fragte Marie.

Matthias wünſchte noch ein Pfund Holländerkäſe.

Marie Schmied fragte, ob er eine große Familie habe.

Matthias hörte nur den Klang dieſer Worte. Sie erinnerten ihn an die erſten Noten einer Bachſchen Fuge.

„Wo haben Sie nur ſprechen gelernt?“ murmelte er.

Marie Schmied lachte laut auf.

Matthias fürchtete, „Vorſicht, Stufe!“ geſagt zu haben. Er entſchuldigte ſich mit Berufsüberanſtrengung.

Marie, die ein abgefallenes Käſeſtreifchen zwiſchen die Lippen ſchob, ſagte, daß ſein Poſten mehr ein Amt für ältere Herren ſei.

Matthias gab ihr vollkommen recht. Sehr viel Erfahrung und innere Ruhe wären dazu nötig.

Marie Schmied ſah bedauernd auf.

Sie hatte gemeint, daß dieſe Aufgabe ihrer Meinung nach

eine abgerichtete Holzpuppe abzuplärren imſtande ſein müßte. Alte, ſchon vom Leben etwas Lädierte müßten genügen. Daß ſie nicht eines Mannes in den beſten Jahren bedurfte.

Aber nun begriff ſie. Dieſer dankte dieſen Protektionspoſten anſcheinend einem kleinen Gebrechen im Kopf. Armer Kerl! Sonſt ſah er beinah vornehm aus. Nur ſeine großen, grauen Augen hatten im Blick etwas ſo weit Entferntes. Wie die ihres armen Vetters Fritz, der plötzlich aus Überanſtrengung in einer Dampfnudelfabrik zu warten angefangen hatte, daß ihn der Kaiſer in einem Zeppelin abholen käme. Es gab viel Unheimliches in der Welt.

Matthias ſank immer tiefer in den Abgrund dieſer zärtlich auf ihn gerichteten dunklen Augen.

Bis eine Dame mit einem Kneifer auf der dickkurzigen, narbigen Naſe laut über die Käſemaſſen hinweg ſchrie, daß ſie jetzt zum drittenmal frage, ob echter Liptauer vorrätig wäre.

„Vorſicht, Stufe!“ murmelte Matthias auffahrend.

Fräulein Schmied ſchob ihm mitleidig den Kaſſenzettel hin, rief ihm laut, wie einem Tauben, aber mit wehmütigem Ausdruck zu, wo die Kaſſe ſei und löffelte ſchon mit einer großen Kelle in einer kümmelbeſtreuten Maſſe. —

Die Sprache der Augen wird nicht auf öffentlichen Schulen gelernt. Sie iſt Privatſtudium. Jeder muß ſelbſt zuſehen, wie weit er es darin bringt.

Matthias glaubte geleſen zu haben, daß es keine Aufdringlichkeit ſein würde, wenn er Fräulein Marie Schmied nach Beendigung des ſchweren Tagewerks ſeine Begleitung anbieten würde.

Aber als ſie hinauskam, ohne den weißen Schürzenkittel, noch einmal ſo reizend, als er ſie zu ſehen erwartet hatte,

fand er es überaus anmaßend, daß er es gerade sein sollte, der sie ein Stück Weges begleiten durfte.

Es gehörte Mut dazu, auf sie zuzutreten und zu sagen: „Ich glaube, wir kennen uns."

Aber es war wenigstens eine Behauptung, die Fräulein Schmied nicht leugnen konnte.

Die Art jedoch, wie sie es zugab, war königlich. Nur ein ganz wenig neigte sie das blonde Haupt, dessen goldne Krone jetzt der blumenhafte Hut verbarg.

Matthias fühlte sich klein, unscheinbar.

Aber er nahm sich zusammen und sagte: „Wer hätte geahnt, daß es so viel Käseliebhaber gibt."

„Wie beliebt?" sagte Fräulein Marie Schmied, während ihr Blick durch das Tor spähte.

Sie dachte nicht einmal inmitten ihrer Tätigkeit an den Käse. Geschweige, wenn die Arbeitszeit endlich abgelaufen.

Anderes beschäftigte ihre Gedanken. Ob sie nun Liptauer oder Holländer abwog, ob sie zu Haus am runden Familientisch saß, unter steilen Kastanienbäumen schritt oder im engen, mit Geschwisterbetten und Schränken gefüllten Schlafzimmer träumte, das war nur äußerlich ein Unterschied. In Wirklichkeit war Marie Schmied immer bei Wilhelm Hubermann. Das war ein Vetter mütterlicherseits, Turnlehrer der Kadettenanstalt, mit hochgebürstetem, rotblondem Schnurrbart und mit zwei blitzenden Kohlenaugen, die errötenden Mädchen wortlos von Dingen erzählten, die sie nicht wissen durften.

Einem einzigen besonders gut gesinnt sein, macht milde und nachsichtig auch gegen die übrige Welt.

So hatte Marie Schmied nichts dagegen, daß ihr der bläßliche, bartlose Schwachkopf seine Begleitung aufdrängte.

Und ebenso verstimmte es Matthias nicht, daß sich die

Freundin ganz selbstverständlich dazu einfand. Sie schien ihm in der Nähe nicht einmal häßlich. Ihre Augen, groß und grau, waren beinah schön zu nennen. Sie hatten ein innerliches Leuchten, das man bei Ladenmädchen nicht zu finden gewohnt war. —

Man drängte sich nun zu dritt in dem Wirbel arbeitsmüder Körper, die wie hungrige Raubtiere den Stätten ihrer Täglichbrotmüh' entliefen. Um wenigstens von der dunkeln Hälfte des Tages noch einen Schimmer Eigenleben zu erjagen.

Matthias hatte diese sinnlose Hast oft genug beobachtet. Vom Auto aus, wenn er ins Theater fuhr.

Sie erschien ihm heut nicht tierisch, sondern menschlich.

„Vorsicht, Stufe!" murmelte er. Und sah erschreckt zu seinen Begleiterinnen.

Sie lachten nicht. Der Lärm hatte seine Worte verschlungen.

Matthias fiel eine Aufforderung ein, die auf seinem Schreibtisch lag. Der Antilärmverein glaubte in ihm ein Mitglied begrüßen zu dürfen. Matthias war zufrieden, seinen Namen noch nicht darunter gesetzt zu haben. Lärm war das notwendige Atemgeräusch der Großstadt...

Als man den Potsdamer Platz überwunden hatte, sagte Matthias zur Freundin, ob man fragen dürfe, an welchem Lager sie wirke.

„Lager ist gut," antwortete Marie Schmied, statt der still Lächelnden.

Mehr sagte sie nicht. Hier war es ihr nicht der Mühe wert, zu berichten, was sonst ihr Stolz war. Nämlich, daß Toni von Strecker die Tochter eines Generals war, der viele Orden, fünf Töchter, aber gar kein Vermögen hinterlassen hatte, als er um die letzte Lebensecke gebogen. Sie war nur Ma-

lerin. Lehrerin am Kunſtgewerbemuſeum. Aber ſie hatte eine Verwandtſchaft, aus der bei allen möglichen vornehmen Anläſſen irgend jemand mit Titeln und Orden in den illuſtrierten Zeitungen zu ſehen war. Toni kümmerte ſich nicht darum. Aber Marie kaufte die Zeitungen. Sie machten in ihrer ganzen Familie die Runde. Angefangen natürlich bei Wilhelm Hubermann.

Verſchiedenheit iſt das Geheimnis freundſchaftlicher Gefühle. Wir ſchätzen am meiſten, was uns fehlt.

Toni Strecker, klein und dunkel, inmitten blondeſter Sippſchaft, fand die hohe, blonde Marie bewundernswert ſchön. Sie glaubte, die Verpflichtung zu haben, einem ſolchen Weſen klarmachen zu müſſen, daß eine herrliche Schale auch eines edlen Kerns bedürfe. Sie verſuchte ihr vor Sinn und Augen Kunſtgegenſtände zu rücken an Stelle Wilhelm Hubermanns. Sie legte ihr nahe, daß das Leben mehr ſei, als ein bißchen Verliebtheit und die Hoffnung auf drei hübſch ausgeſtattete Zimmer. Erklärte ihr, daß Lächeln angenehmer berühre, als lautes Gelächter.

Und ließ ſich auch nicht dadurch verdrießen, daß die Antwort des blonden Glückskindes meiſtens lautete: „Du ahnſt es nicht."

Nachſicht iſt die erſte Bedingung des guten Erziehers ...

„Lager iſt gut," hatte Marie wiederholt, und Toni von Strecker erzählte nun, ohne viel Aufwand, daß ſie keine Verkäuferin ſei. Sie leitete nur vorübergehend einige kunſtgewerbliche Arbeiten im Haus.

Matthias dachte, daß man an ſeinem Umgang zu erkennen ſei. Und warf einen zufriedenen Blick auf die hohe, blonde Mädchengeſtalt an ſeiner Seite.

Marie wunderte ſich, daß das gebildete Fräulein Toni den

blaſſen Herrn mit dem bißchen Schwachſinn ſo hölliſch ernſt nahm. Weiß Gott, ſie gab ihm ſogar recht, daß ſein Hopplaposten eine entſetzlich ſchwere Aufgabe ſein müſſe. Und ſagte ihm bedauernd, daß ſie ihm auf den erſten Blick angeſehen habe, daß er zu etwas Beſſerem geboren ſei.

Matthias war nicht gewohnt, bemitleidet zu werden.

Er ſagte haſtig, daß es ſich ſelbſtverſtändlich nur um einen Interimsposten handle.

„Selbſtverſtändlich," wiederholte Toni tröſtend.

Matthias achtete ihren Takt. Aber das ſchweigende Verſtändnis, das er aus der ganzen Haltung der anderen, ſtumm neben ihm dahinſchreitenden Mädchengeſtalt ſpürte, zwang ihm Bewunderung ab.

Schweigen iſt Gold.

Marie Schmied dachte natürlich an Wilhelm Hubermann. Erſt am zweiten Sonntag würde er wieder frei ſein. Vielleicht ließe ſich eine Familienpartie zuſtande bringen. Unter vielen iſt man am leichteſten allein ...

Man war nun im Tiergarten.

Matthias wendete ſich der Schweigenden zu und bemerkte ſanft und leiſe, wie wohltuend das Grün des Parkes gegen den Dunſt der Stadt wirkte.

„Daher der Name: maiengrün," antwortete Marie.

Matthias ſtimmte ihr lebhaft zu. Maiengrün. Der ganze Frühling war in dieſes Wort geſchloſſen.

„So ſiehſt du aus," murmelte die blonde Prinzeſſin vor ſich hin.

Sie lachte und dachte an Wilhelm Hubermann, der ſie neulich gefragt, warum die Bäume Blätter tragen. Um ihr dann zu erklären, daß die Bäume zu ſchwer wären, um an

den Blättern zu hängen. So einer war Wilhelm. Ihr Lächeln vertiefte ſich.

Matthias ſah von der Seite auf den lächelnden Mund.

Ihr Gemurmel hatte er nicht verſtehen können. Nur ein „Du" war ihm deutlich zugeſummt. Neckte ſie ihn aus der Sicherheit dieſes wundervollen, ſchweigenden Verſtehens heraus?

Es war etwas ungewöhnlich Geheimnisvolles um dieſes ſchöne Mädchen.

Beim Abſchied küßte Matthias Marien mit tiefer Verbeugung die Hand.

Sie hielt ihn nicht mehr für geiſtesſchwach.

Aber ſie neidete es Toni von Strecker nicht, daß ſie nun ſeine Begleitung allein genießen konnte.

Ehe ſie ins Haus bog, ſagte ſie: „Es war mir ein Hochgenuß."

Als ſie die dunſtige Flurtreppe emporſprang, hatte ſie ſchon beide vergeſſen. Sie dachte, daß auch Wilhelm hier oft gegangen und ſummte: „Du haſt ja keine Ahnung, wie ſchön du biſt, Berlin..."

## Einundzwanzigſtes Kapitel

Als Marie Schmied am anderen Morgen an die Halteſtelle der Straßenbahn kam, wartete dort auch im Morgenſchein der neue Herr Müller.

Marie dachte, wie ſchade, daß nie die Richtigen in der Nähe wohnten und die Kadettenanſtalten vor den Toren lagen.

Sie hatte von der Gemüſefrau bei einem kurzen Morgen-

geschwätz über den blauen Himmel und das Hübsche, doch Unpraktische im Wesen der weißen Waschbluse eine Probe der ersten Kirschen zugesteckt bekommen. Sie verzehrte sie mit Genuß. Die kleinen, glatten Kerne weit in die frische Morgenluft pustend.

Matthias beobachtete sie mit Rührung. Was war ein Mädchen nicht imstande zu tun, wenn es verlegen war? Es sah entzückend aus, wie sich die hohe Schlanke mit der goldumrahmten Stirn, anscheinend niemand bemerkend in solchen Bubenstreichen zu üben suchte. Das heißt, sie hatte es gar nicht nötig, sich zu üben. Sie konnte auch das. Als wäre es eine altgewohnte Tätigkeit. Gewisse Menschen können alles.

Fünf Kirschen lang erfreute sich Matthias dieses heitern Spieles.

Dann hielt er es im Interesse der öffentlichen Sicherheit für angebracht, sie anzusprechen und sie in ihrem reizenden, aber unsozialen Verlegenheitsmanöver zu unterbrechen. Kirschkerne auf der Straße waren gefährlich.

Er trat auf sie zu und fragte, an was das Fräulein heute morgen zuerst gedacht habe.

Sein Versuch glückte. Marie wurde feuerrot.

Sie hatte ihn gerade mit dem Maß gemessen, das ihr das Maß aller Dinge war, und sich gesagt, daß man zwei Herren Müller aus einem Wilhelm Hubermann schnitzen könne.

Matthias' Frage überzeugte sie davon, daß Fräulein Toni gestern ihr Geheimnis ausgeplaudert habe.

Mit den aristokratisch zugespitzten Fingern drehte sie Herrn Müller eine lange Nase und sagte: „Was Sie denken, ist nicht."

Matthias wollte gerade in Erfahrung bringen, was sie

denn glaube, daß er von ihrem Denken vermute, als ſie, über ſeine Schulter ſpähend, rief, daß, wer zuerſt kommt, auch zuerſt mahlt und ſich ſchon in einem Knäuel Menſchen geſchickt auf eine Straßenbahn hatte wirbeln laſſen.

Von einem rotſpitzigen Kirchturm ſchlug es dreiviertel.

In fünfzehn Minuten mußte ganz Berlin ſein Handwerkszeug im Gange haben.

Matthias erinnerte ſich, daß er nicht mehr Privatier war.

Bei dem nächſten Straßenbahnwagen warf er ſich blindlings in den Strudel.

Aber er war noch nicht lange genug Herr Müller. Er trat in beſtürzter Höflichkeit zurück, als er einen Haufen Weiblichkeit hinter ſich bemerkte. Wodurch er auch die ihm nachgeeilten männlichen Stürmer zurückdrängte. Er wurde Eſel, Pöbel, Tölpel genannt, geſtoßen, gepufft, geknufft, gedreht, bis er endlich, als der vollbeſetzte Wagen davonfuhr, wieder mitten auf der Straße ſtand.

Als ſein Schlips auf der Seite ſaß, ſein Hut fünfmal wieder aufgefangen worden, gab er den Kampf auf. Er ſetzte ſich in Trab. Er wollte trotzdem pünktlich ſein. Er ſchämte ſich, unbeholfener zu ſcheinen als eine Achtzehnjährige. Alle Automobile, die ihm in den Weg kamen, waren beſetzt. Er raſte. Zehn Minuten nach acht ſchwenkte er durch das Tor. Er war nicht der einzige. Von allen Seiten keuchten Nachzügler heran.

Als er, ohne ſeinen Schritt zu mäßigen, nach ſeinem Schlips ſuchte, der, dem Kreislauf der Erde gehorchend, ſchon bis zum Genick gelangt war, ſauſte das große Tourenauto des Chefs in die Halle.

Zwei Stunden früher als ſonſt. Der große Kaufherr wollte den Maitag zu einem Ausflug in den Harz benutzen.

Und nicht allein. Er war bei beſter Laune.

Als er Doktor Senf ſah, winkte er fröhlich, ſprang heraus, hakte Matthias unter und ſchleppte ihn mit in ſein Privatkontor.

Er ſagte, daß er geſtern an Doktor Senf vorübergefahren ſei. Alſo zu wiſſen glaube, was ihm die Ehre von Doktor Senfs Bemühungen um ſein Warenhaus verſchaffe. Er könne ihm nicht ganz unrecht geben. Sie war ein wertvoller Menſch. Und nicht einmal häßlich. Obwohl es auf den erſten Blick ſo ſchien.

„Unmöglich," warf Matthias lebhaft ein. Und ärgerte ſich ſofort darüber. Die Haſt des Hereilens durchjagte ihn noch.

Der andere lächelte und ſagte, daß ihr ſtörriſcher Schönheitsſinn natürlich Doktor Senf ſofort angezogen habe. Er ſelber habe darum manche Differenz mit ihr. Sie ordne nämlich ſeine Ausſtellungsräume. Das Wort „praktiſch" wirke wie Gift auf ſie. Nur ſchön ſollte alles ſein.

Matthias merkte, daß ſich der Gutgelaunte ſo ſtellte, als glaube er, daß ſein Intereſſe Fräulein Strecker gelte. Dieſes Taktgefühl nahm ihn für ihn ein.

Er lächelte, als der andere, während er Briefumſchläge aufſchlitzte und ſchnelle Blicke auf Geſchriebenes warf, im Strom ſeiner guten Laune weiterſchwatzte.

Er verriet, daß er ſich perſönlich von Mädchen aus guter Familie grundſätzlich fernhalte. Er ſei ein Ehrenmann. Er wiſſe, daß er nicht heiraten wolle. Die Ehe war nichts für großangelegte Naturen. Für Menſchen, die mit Maſſenlieferungen arbeiteten. Mit Millionen rechneten.

Damit kam er auf die Reize der Frau zu ſprechen. Die

auch mannigfaltig waren. Er lobte die Brünette vor der Blonden.

Womit er seine eigene Freude schüren wollte. Denn seine Begleiterin von heute würde dunkel und zierlich sein. Er hatte ihr noch nicht einmal die Fingerspitzen geküßt. Aber da er sie eine Woche lang aus der Herrenloge des Varietés durchs Opernglas beobachtete, während sie in rosa Trikot auf silbernen Leitern beschäftigt war, glaubte er auch hier nicht die Katze im Sack zu kaufen.

Er sagte, daß bei den großen Blondinen die paar Gramm Hirn zu wenig seien im Vergleich der übrigen Proportionen.

Matthias fand, daß des anderen Taktgefühl zu weit ging.

Er erinnerte an sein Amt, um sich verabschieden zu können. Eine halbe Stunde war verstrichen.

„Unbesorgt," ermunterte sein Chef. „Die Firma ist natürlich gegen derartige Unfälle versichert. Die Gesellschaften ersetzen uns jeden zerbrochenen Käufer."

Das Fräulein vom Eierlager, das die Tüten nur auf Verantwortung des Käufers verschnürte, hatte die Vertraulichkeit des Chefs gegen Herrn Müller bemerkt. Und nicht nur am Eier- und Butter-, sondern auch am Käselager darüber gesprochen.

Arm in Arm mit dem Chef!

Matthias fühlte sich heute von Marie Schmied beobachtet. Die blanken Rehaugen unter der weißen, goldbekränzten Stirn begegneten seinen vorsichtigen Blicken, sobald sie das Käselager zu streifen suchten.

In aufrechter Haltung murmelte Matthias: „Vorsicht, Stufe!"

Er nahm sich eisern zusammen. Er kämpfte mit starker Übelkeit. Am Käselager wurden zweitausend alte Harzer zu

Engrospreiſen verkauft. Zu ſeiner anderen Seite hatte man einen Schellfiſchſtand errichtet.

Matthias ſagte ſich, daß in früheren Zeiten ritterliche Männer die ſchwerſten Proben für ſchöne Frauen zu beſtehen wußten. Was uns mühelos geſchenkt wird, hat keinen Wert.

Als jedoch neben die Schellfiſche noch Hühner kamen, die ſchon in Ungarn geſchlachtet worden, fühlte er, daß er den heutigen Tag ausnützen müſſe. Was hilft es, daß man ein Gott ſein möchte. Man bleibt ein Menſch. Einem dritten derartigen Tag würde er nicht gewachſen ſein.

Er ſagte ſich, daß kleine Unglücke häufiger ſeien als große und er im Fall einer Verſtauchung oder eines einfachen Bruches dem Betroffenen eine nicht unbedeutende Summe anonym zukommen laſſen könne.

Somit unterbrach er ſein Amt mit beſtem Gewiſſen im Augenblick, als er ſah, daß ſich Marie Schmied zur Mittagspauſe rüſtete.

Jedesmal, wenn Marie in die Mittagshelle vor das Tor trat, dachte ſie, wenn doch Wilhelm Hubermann einmal davorſtände. Um ihr zu ſagen, daß er in der Lotterie gewonnen und ſie jetzt eine flotte Autofahrt machen und in drei Wochen heiraten würden. Oder auch nur, daß er die Anſtellung bekommen. Oder ſchließlich auch dies nicht einmal, ſondern überhaupt nur da wäre.

So lächelte ſie, als ſie in den blendenden Glanz ſchritt.

Matthias lächelte auch.

Als er neben ſie trat, fragte er, ob ſie Überraſchungen liebe.

Sie antwortete nicht. Ihr Herz klopfte zu ſehr. Sie hatte wirklich gedacht, daß es Wilhelm geweſen. Nächſtens verwechſelte ſie ihn noch mit einer Mücke.

Matthias verlangte keine beſſere Antwort, als dieſes errötende Erſchrecken. Schweigend ſchritten ſie ſchnell und nebeneinander vorwärts.

Matthias verſtand ſie. Worte entheiligen Gefühle.

Marie hätte am liebſten geſagt, daß Herr Müller mit des Teufels Großmutter Fangball ſpielen möge.

Aber Arm in Arm mit dem Chef?

Nach einer Weile erzählte ſie ihm doch, daß Toni von Streckers Vater General geweſen. Auch die Orden verſchwieg ſie nicht. Und daß Fräulein Toni ſie zwänge, am Sonntag Franzöſiſch mit ihr zu treiben. Sie auch häufig in Muſeen ſchleppe.

Matthias fand es bezaubernd, wie dieſes ſchöne Weſen ſeinen angeborenen Hang zum Beſſeren hinter der Freundin zu verſtecken ſuchte.

Er ehrte ihr Schamgefühl. Und ſagte ſcherzend, daß dies ihr gewiß höchſt unangenehm ſei.

„Na, ob!“ antwortete Marie ehrlich.

Matthias dachte, daß Schelmerei eine der reizendſten weiblichen Eigenſchaften ſei.

Marie ſagte, daß er wohl nicht aus Berlin wäre. Er ginge ſo langſam. Wie ein Kleinſtädter oder ein ſehr reicher. Na, das letztere...

Sie lachte und ſagte: „Vorſicht, Stufe!“

Matthias hatte gerade gedacht, wie unrecht ſein Verſteckensſpiel war.

Er ſagte, daß er in Berlin geboren ſei. Alſo nach ihrer Meinung nur reich ſein könne.

„Erſt können vor lachen,“ meinte Marie.

Matthias fragte, was ſie für einen Beweis verlange.

Marie forderte, daß er mit einer kühnen Handbewegung ein Auto heranwinken solle.

Schon stand ein Auto vor ihnen.

Sie flüsterte Matthias zu, daß solcher Witz eine halbe Mark koste. Sie habe keinen Pfennig bei sich.

Matthias zog sie lächelnd in den Wagen. Schon sausten sie davon. Über den glatten Asphalt, neben dem hellgrünen Saum von Rasen und Bäumen. Ein frischer Lufthauch umwehte sie.

„Fein," sagte Marie. „Ich gebe die Hälfte zu."

Sie lehnte sich stolz zurück und dachte, daß es doch schön wäre, wenn Wilhelms Los gezogen würde.

Matthias beobachtete sie und konnte sich nicht verhehlen, daß nur wenige Prinzessinnen so tadellose Erscheinungen waren. Sie schien für das Autopolster geboren.

Leise sagte er, wie sehr sie von ihrem Beruf leiden müsse. Diese zweitausend Harzer ...

Marie meinte, daß ihr das nicht viel ausmache. Nach irgend etwas rieche es schließlich überall in der Welt.

Matthias war beschämt. Wie philosophisch verstand dieses einfache, junge Wesen zu denken. Er konnte viel von ihr lernen.

Marie aber war bei ihren Worten der feine Duft aufgefallen, der ihres Nachbars Kleidung anhaftete.

Sie fragte, ob er früher am Parfüm- und Seifenlager gearbeitet.

Er verstand ihre Anspielung. Wie rasch hatte sie durchschaut, daß er nicht das war, was er vorgab.

Aber nun bogen sie schon in die Straße, wo die Familie Schmied zu Hause war. Matthias fragte, ob er einige Häu-

ſer früher halten ſolle. Aber davon wollte Marie nichts wiſſen.

Denn ſie wünſchte, von der Gemüſefrau geſehen zu werden.

Matthias fühlte ſich von ihrem, jede Verheimlichung ablehnenden Stolz freudig beſchämt.

Lächelnd fuhr er allein weiter.

Er ſah einen großen Biedermeierſeſſel vor ſich, in deſſen königsblauem Polſter eine hohe blonde Geſtalt Goethes Jugendgedichte las.

Wir ſelbſt müſſen Welt und Dingen den Wert geben.

Auch in der Familie Schmied hielt man es nicht anders.

Man nannte das Gericht, um das man zu ſieben um den Tiſch ſaß, Hammelfleiſch mit Wirſing, weil von dem halben Pfund Hammel jeder den Geſchmack und der Vater das Fleiſch bekam.

Marie zeigte nicht viel Appetit. Sie war noch im Auto.

Die Mutter, die immer fürchtete, daß der Inhalt der Schüſſel nicht ausreichte, aber doch beleidigt war, wenn nicht jeder kräftig zugriff, fragte, ob der hohen Dame das Eſſen nicht fein genug ſei.

Marie hatte nämlich nicht verſchweigen können, auf welch vornehme Art ſie nach Haus gekommen war.

Alle dachten an das Auto. Alle hatten es rattern gehört, ohne denken zu können, daß ihre Marie darin ſaß.

Aber die Kinder durften bei Tiſch nicht reden.

Der Vater jedoch nahm Erziehung und Hauptmahlzeit zu ernſt, um ſie miteinander zu verquicken. Der Mutter ging es nicht anders. Beide hatten ſich ſtillſchweigend vorgenommen, dieſer Angelegenheit erſt nach dem Rhabarberkompott auf den Grund zu gehen.

Nur daß die Mutter noch einmal wiederholte, ob Marie zu vornehm für Wirsing geworden.

Marie schmeckte am besten Wilhelm Hubermanns Name in schönster Schrift auf einen Papierstreifen geschrieben, dann über einem Licht verbrannt und als Asche auf Butterbrot gegessen. Sie dachte sich das Haushaltführen einmal unendlich leicht...

Der Mutter Gedanken dagegen beschäftigten sich mit einem der vielen Welträtsel, die ihr das Leben aufgegeben. Nämlich warum Dinge, ängstlich betreut, viele Stunden kochen mußten, und in fünf Minuten aufgegessen sein konnten.

Als sich auch heut dies Wunder vollbracht, fragte der Vater, wer dieser Herr Müller sei.

Marie erzählte, soviel sie zu wissen glaubte.

Die Mutter wünschte zu erfahren, wer diesen Herrn Arm in Arm mit dem Chef des Warenhauses gesehen.

Da die Zeit drängte, sagte Marie einfachheitshalber, daß sie dies selbst bemerkt.

Herr Schmied erkundigte sich nach der Tätigkeit des Herrn Müller. Am Amt erkennt man den Mann.

Marie antwortete, daß er einstweilen vor zwei Stufen stehe, aber eine große Laufbahn vor sich habe.

Schließlich hatte ihr dieser Herr Müller nichts Böses getan. Sie sah nicht ein, warum sie ihn vor den mißtrauisch tuenden Eltern herabsetzen sollte. Außerdem fand sie, daß man sich mit achtzehn Jahren nicht mehr so ausfragen zu lassen brauche.

Herr und Frau Schmied hatten in manchem elterlichen Sorgengespräch beschlossen, jede Herrenbekanntschaft, die ihre Töchter machen würden, sofort ins Elternhaus zu laden.

„Nur ganz ehrliche Abſichten halten einem Familienverkehr ſtand," ſagte Frau Schmied häufig.

Und dachte dabei an die eigene Jugendzeit. An manchen Stattlichen, deſſen beglückende Begleitung ſtets an der Haustür geendet hatte. Nicht alle Männer waren ſo edlen Charakters wie Herr Schmied.

Eigene Erfahrung iſt die lehrreichſte.

Als Marie fortgeeilt war, ſagte Frau Schmied zu ihrem Gatten, daß ſie heute die Tochter ſelber aus dem Warenhauſe abholen werde. Sollte dieſer Herr Müller wieder ſo liebenswürdig geweſen ſein, Mariechen ſeine Begleitung anzubieten, ſo wollte ſie als Mutter ihn für den Sonntagnachmittag zum Kaffee bitten. Sie hatte ohnehin die Abſicht gehabt, einen Napfkuchen zu backen.

Vater Schmied hatte nichts einzuwenden.

Er ſagte, daß man bei gutem Wetter, und wenn die Gemüſefrau nicht gerade die leeren Heringstonnen auf dem Hofe ausſonnen ließe, ſehr gut auf dem Balkon veſpern könne. Vielleicht würde er auch eine Platte ſeines Kodaks ſpendieren. Das Photographiertwerden mache den jungen Leuten immer viel Spaß.

Frau Schmied ſeufzte über die leidenſchaftliche Paſſion ihres Mannes und ſagte, daß man zuvor den erſten Eindruck abwarten ſolle. Verſchwenden war leichter als eingeſpart.

In der Tür fragte Vater Schmied noch, wie das mit Wilhelm Hubermann ſei. Würde er nicht auch dieſen Sonntag zu erwarten ſein?

Frau Schmied erinnerte ihn daran, daß der Neffe erſt den zweiten Sonntag frei haben konnte. Und fügte außerdem hinzu, daß man ſich in Hinſicht auf Wilhelm keinen übertriebenen Hoffnungen hingeben ſolle. Abgeſehen davon, daß

ſie nicht glaube, daß ein Mann mit ſo dreiſten Augen die übrigen vierzehn Tage blind ſei, es war ihr genug, daß er aus ihrer Familie ſtamme. Sie habe aus dieſer Sippſchaft noch nichts Gutes wachſen ſehen.

Vater Schmied widerſprach nicht.

Von den vielen Angelegenheiten, die nicht mit Radfahrſcheinen und Hundemarken zuſammenhingen, traute er ſich nur in der Photographie ein kompetentes Urteil zu...

## Zweiundzwanzigſtes Kapitel

Gefühl iſt nichts Handgreifliches. Praktiſche Leute geben ſich daher möglichſt wenig damit ab.

Nur auf ſein Ahnungsvermögen kann man ſich dabei verlaſſen.

Matthias machte davon Gebrauch. Er war voll froheſter Erwartung.

In der Kaffeepauſe hatte ihn Marie aufgeſucht und ihm eine Mark aufgedrängt. Als Halbteil der Autokoſten.

Matthias hatte das Geld nicht nehmen wollen.

Sie hatte geſagt, daß er ſich nicht zieren ſolle. Sie glaube ihm doch nicht, daß er ſich die Stiefel mit Kaviar wichſen könne.

Schließlich hatte er das Geldſtück, das in ihrer Hand geruht, annehmen müſſen. Es war ganz blank. Kein Bazillenherd. Ein Talisman. In einen ſchmalen Perlenrand gefaßt, konnte es ein Brautgeſchenk ſein. —

Schon ſchien dieſer Talisman zu wirken. Die Schellfiſche waren ausverkauft. Ein ſauberes Brettergerüſt wurde aufgeſtellt. Matthias hoffte auf Obſt.

Glaube wie Aberglaube müſſen manche Probe beſtehen.

Ein grauenhafter Mordgeruch ſtieg auf.

Jedesmal, wenn Matthias „Vorſicht, Stufe!“ rief, drang er ihm mit Blutgeſchmack bis tief in den Magen.

Man ſchüttete auf das ſaubere Brettergeſtell Einer auf Eimer voll roter Herzen, lila Lungen, gelblicher Lebern, vibrierender, ſchleimiger Eingeweide. Alles, was die weiſe Schöpfung im Innern des Rindviehs zu verbergen beſtimmt hatte.

Matthias ſagte ſich, wenn er auch dieſer Prüfung bis Abend ſtandhielt, hatte er ſich das Recht erworben, Marie, und der Form wegen auch Fräulein von Strecker zu einem beſcheidenen Abendbrot zu bitten.

Er harrte aus.

Aber nicht jede Heldentat belohnt ſich.

Als Matthias im Schrittgedröhn der Pflichtbefreiten an Maries Seite ſchnellen wollte, tat eine ſchmale Frau das gleiche.

Was Matthias ſofort an ihr abſtieß, war ihr Hut, an dem zwei plumpe, gelbe Kunſtblumen ſtrotzten. Er hatte ſich oft genug darüber gewundert, wie es dieſe Mißgeburten der Putzſucht fertigbrachten, daß man doch ahnen mußte, daß ſie Teerоſen vorſtellen ſollten. Dieſe grellen Stoffbündel, die nichts gemeinſam hatten mit der Vornehmſten der Roſen, die ſich nie ganz erſchloß und mit ihrem Duft das ferne Japan herzuzaubern vermochte.

Von dieſen Gedanken konnte Frau Schmied nichts ahnen. Sie hatte ihren beſten Staat an.

Sie ſagte, daß ſie die Mutter ihrer Tochter ſei und annehme, den Herrn von den zwei Stufen vor ſich zu haben.

Dieſe Worte ließen die Roſen im milderen Licht erſcheinen.

Einer achtfachen Mutter war es zu verzeihen, wenn ſie keinen Sinn für Putz hatte. Dagegen hörte Matthias aus dieſer Anrede, daß Marie zu Hauſe von ihm geſprochen hatte. Sprechen hatte müſſen. Wem das Herz voll iſt, geht der Mund über.

Er antwortete, daß es ihm eine große Ehre ſei, die Mutter von Fräulein Schmied kennen zu lernen.

Frau Schmied wußte ſofort, daß ſie einen Mann von Bildung vor ſich hatte. Kummervoll durchzuckte ſie der alte Verdruß, daß Marie nicht einmal Buchführung hatte lernen wollen. Nicht einmal Schreibmaſchine ſchreiben. Sie hatte geſagt, daß zu dem Beruf, den ſie ſich wünſche, keine Vorſtudien gehören. Und dabei der Photographie Wilhelm Hubermanns, im Sammelrahmen der Familienbilder, einen Naſenſtüber gegeben.

Man war ſchwach geweſen damals. Die Erſparnis eines Lehrgeldes war nur allzu gelegen gekommen. Es war nicht leicht auszukommen, wenn man immer weniger hatte, als nötig geweſen.

Laut ſagte ſie, daß Marie ein Mädchen ſei, das das Herz auf dem rechten Fleck habe.

Matthias war überzeugt davon.

Sie ſchritten hinter den jungen Mädchen her.

Matthias bewunderte wieder das Unbeirrte an Mariens Gang.

Die Mutter ärgerte ſich darüber, daß Marie den hellen Kleiderrock nicht einmal bei den Bordſchwellen etwas hob. Wer hatte die Arbeit des Inſtandhaltens? Die überbeſchäftigte Mutter. Wenn das Mädchen erſt ſelbſt einen Haushalt hätte, würde es vielleicht begreifen, was man für ſie getan.

Frau Schmied verhehlte Matthias nicht, daß ſolch junges

Mädchen ein Schatz sei, den nur die Mutter wirklich beurteilen könne. Der Gedanke, sie einmal fortgeben zu müssen, sei nicht auszudenken. Und dann fragte sie teilnehmend, ob er mit dem Chef des Warenhauses verwandt sei. Sie hatte auch Verwandte, die im Golde scheffelten. Aber sie wäre zu stolz, um mit ihnen zu verkehren.

Als sie hörte, daß Herr Müller nicht im geringsten mit dem Warenhausdirektor verwandt sei, sagte sie, daß Bevorzugung, die man sich selbst verdanke, mehr wert sei, als Familienprotektion und lud ihn zu einer Tasse Sonntagskaffee ein.

Matthias erschrak. Er murmelte eine unverständliche Entschuldigung.

Frau Schmied war von seiner Bescheidenheit wohltuend berührt, sagte, in nachsichtigem Verständnis zwinkernd, daß er auch ohne schwarzen Anzug kommen dürfe, und nahm die Einladung als angenommen an...

Da eine Mutter viele Pflichten hat, verabschiedete sich Frau Schmied jetzt, um mit Marie eine Straßenbahn zu besteigen.

Matthias gelang es noch, einige Worte mit Marie zu wechseln.

Er zeigte auf eine fleischmassige Blumenverkäuferin, die neben der Haltestelle Maiglöckchen feilbot und sagte, daß er neulich beobachtet habe, wie ein blondes Fräulein ihre Blumen nicht von solchen Markthänden berührt zu haben wünschte.

Marie lachte und sagte, daß auch dies eine Idee des Fräulein von Strecker gewesen. Sie selbst sei weniger zimperlich geraten.

Mit diesem neuen Beweis von Vornehmheit, die sich nicht gelobt zu sehen wünscht, mußte sich Matthias für heut begnügen.

Er blieb mit Fräulein von Strecker allein zurück.

Wer liebt, muß Opfer bringen. Und hat ſogar Freude daran.

Matthias ſah ſich genötigt, mit Fräulein von Strecker den Abend zu verbringen.

Die ſchlichte Sonntagseinladung hatte ihn gerührt. Sie galt dem beſcheidenen Herrn Müller. Eine Mutter hatte ihr Kind durchſchaut und wollte dem jungen Herzen beiſtehen. Er aber durfte dieſer Einladung nur unter ſeinem richtigen Namen folgen. Denn er hatte die Familie Schmied zu achten begonnen.

Fräulein von Strecker aber war eine ſichere, formengewandte Perſönlichkeit, die obendrein in der Familie Schmied beſondere Geltung genoß. Sie mußte die Angelegenheit zu ordnen wiſſen, wenn er ſie im Lauf des Abends mit der Wahrheit bekannt machen und ſie um ihre Vermittlung erſuchen würde.

Er bat ſie, mit ihm ein einfaches Abendbrot im Freien zu teilen.

Fräulein von Strecker dankte für ſeine Liebenswürdigkeit, ohne hinzuzufügen, daß ſie ſie annehme. Denn das wollte ſie nicht. Aber es wurde ihr ſchwer, dieſem liebenswürdigen Menſchen, der die beſte Herkunft noch mit jeder Bewegung verriet, offen zu ſagen, daß ſie nicht imſtande war, in gewöhnlicheren Speiſehäuſern zu eſſen. Wenn ſie auch unter irgendeinem Vorwand nur ein Mineralwaſſer hätte zu ſchlukken brauchen, ſie war im voraus ſicher, daß ſich mindeſtens einer an den Nebentiſchen vom Fiſch über die widerſpenſtigen Schoten hinweg bis zum Käſe alles mit dem Meſſer in den Mund ſäbeln würde. Das erregte bei ihr Brechreiz. Sie konnte nichts daran ändern. Vielleicht war ihre gute Erziehung daran ſchuld. Die eigentlich eine ſchlechte war, wenn

eines Tages von den ſilbernen Tellern nichts weiter übrig blieb als die zerſchrammten Lederbehälter. Vielleicht war es auch nur Vererbung. Man ſagte, daß ihr Großvater einem Duell zum Opfer gefallen war, deſſen Urſache geweſen, daß er in einem Gaſthofzimmer einen ihm völlig fremden Herrn am Nebentiſch geohrfeigt hatte, weil er das Prachtexemplar einer Lachsforelle mit Meſſer und Gabel wie ein Stück Roſtbeaf zu tranchieren begonnen hatte.

Es iſt ſchade, daß man gerade von den beſten Ahnen ſelten etwas anderes erbt, als Anekdoten.

Toni nutzte dieſes Erbgut wenigſtens heute, um ſich aus der Verlegenheit zu helfen.

Sie erzählte Matthias dieſes merkwürdige Ende ihres Großvaters Ullrich und erklärte damit ihre Abneigung gegen jedes Wirtshausgehen.

Matthias war entzückt von dieſem Großvater.

Er ſagte, daß Fräulein von Strecker ſtolz auf ihre Ahnen ſein könne. Daß einem Manne, wie dieſem Ullrich von Strecker, ungezählte, ſeinem Weſen gleichende Nachkommen zu wünſchen wären.

Toni erzählte, daß ſie ſein Bild auf einem ſilbernen Nadelkäſtchen beſitze, das einſt ihrer Großmutter, Ullrichs Frau, gehört habe. Die übrigens weniger Verſtändnis für ſeine Eigenart gehabt haben ſoll, als Herr Müller es zeige. Sie hatte ihn nicht anders als Bullrich genannt. Auch von ihr beſäße ſie ein Miniaturbild. Ein ganz entzückendes, kleines Kunſtwerk. Wenn Herr Müller Intereſſe für dergleichen habe, ließe ſich ſeine Einladung vielleicht umkehren, und er würde ihr beſcheidenes Abendbrot teilen.

Matthias war unangenehm überraſcht. War es Fräulein von Strecker gewohnt, Herrenbeſuche zu empfangen? Der

Gedanke war ihm höchſt peinlich. Er hatte begonnen, ſie ſehr hoch zu ſtellen. Und nicht nur, weil ſie mit einer Marie Schmied befreundet war.

Aber gerade dieſe Verwunderung trieb ihn dazu, der Aufforderung nachzukommen. Er beſorgte damit, wozu die pflichtüberbürdete Mutter Schmied wohl keine Zeit gefunden. Er prüfte den Umgang ihrer Tochter.

Als ſich die Tür von Fräulein von Streckers Atelier geöffnet hatte, mußte ſich der Blick erſt an den Glanz gewöhnen, den der Abendſchein der ſinkenden Sommerſonne durch das Glasdach warf. Zwei ſchillernde Strahlenbündel zerſchnitten den Raum. Das eine ergoß ſich in einen großen Feldblumenſtrauß, der in einer opaliſierenden Vaſe dieſen Abendſegen hochaufgerichtet einſog. Der andere rundete ſich als Glorienſchein über einer großen, holzgeſchnitzten Madonna.

Fräulein von Strecker und ihr Gaſt waren nicht weit von der Schwelle ſtehengeblieben.

In dieſem Augenblick bedauerte es Toni, dieſen fremden Herrn Müller in ihre liebe Zufluchtsſtätte geführt zu haben. Dieſen ſeltenen Glanz hätte ſie gern allein genoſſen.

Aber die gute Erziehung ſiegte.

Sie bat Herrn Müller, näherzutreten und ſich in den bequemen Seſſel zu ſetzen, der vor dem großen Fenſter ſtand. Und um jeder Bemerkung über den ſie ergreifenden Abendglanz vorzubeugen, ſagte ſie ſchnell, daß man das Lichtanzünden alſo noch ſparen könne.

Matthias genoß ſchweigend. Ja, das war ein Raum, wo ſich eine Marie Schmied wohlfühlen mußte. Hierhin alſo flüchtete ſie ſich aus der Enge des kleinbürgerlichen Eltern-

hauſes. Sie wäre wohl auch kaum auf den Gedanken gekommen, daß man in ſolchem Augenblick Licht machen konnte.

Mit tiefem Behagen genoß er Raum und Farbenwirkung. Als das herankriechende Dunkel langſam die Farben erbleichen machte, ehe es ſie in ſich aufzog und violette Nebel die Umriſſe der Madonna, der Blumen und aller übrigen Gegenſtände zu verſchleiern begonnen, ging ſein Blick hinaus über die Wüſte von Dächern und rauchgeſchwärzten Schornſteinen, die ſich von Augenblick zu Augenblick ſchneller in Nichts aufzulöſen begannen. Wie einen Rhythmus, der dazu gehörte, empfand er dabei leichte, ruhig-feſte Schritte in dem dunkelnden Raum.

Gerade als der letzte violette Schimmer erloſch und ſich das Dunkel als Unbehaglichkeit fühlbar machen wollte, ſagte Fräulein von Strecker: „Nun raſch einen unangenehmen Augenblick beſtehen. Ich mache Licht.“

Matthias ſchloß die Augen, wobei er angenehm den herben Duft der Feldblumen ſpürte und dachte, daß, wenn die beiden Freundinnen zuſammen wären, gewiß Marie dieſe Warnung rief. Wer ſonſt von den Menſchen, denen man gewöhnlich begegnet, gibt ſich mit ſo viel Feingefühl ab.

Als er die Augen öffnete, hob das milde Licht einer grünbeſchatteten Lampe einen zierlich gedeckten Tiſch aus dem Dunkel.

Das erſte, das Matthias' Blick auf ſich lenkte, war ein großer Amethyſt, der mitten auf dem Tiſche glitzerte. Er war ein wenig ausgehöhlt und als Salzbehälter dienſtbar gemacht.

Matthias hätte gern gefragt, ob ſich nicht Marie Schmieds Hände ſtets ſofort nach dieſem glatten Farbenbündel ſtreckten, um ſich daran aus nächſter Nähe zu erfreuen.

Die einfachſten Fragen werden uns meiſt am ſchwerſten.

So konnte Dr. Senf auch nicht erfahren, daß es Mariens feste Überzeugung war, daß dieser Stein, der wie echt aussah, viel besser als Gürtelschloß verwendet sein würde, anstatt auf dem Tisch nichts weiter zu tun, als zu glänzen.

Matthias' Blick war inzwischen auf kleine nickelgeflochtene Kuppeln gefallen, die sich überall wölbten, wo Eßbares lag.

Fräulein von Strecker lächelte verlegen.

Sie bat ihren Gast, sie nicht auszulachen. Aber sie habe ein Grauen vor Fliegen. Trotzdem sie anerkenne, daß die Blaugeflügelten von weitem schöne Geschöpfe seien. Aber ihre skrupellose Lebensweise widere sie an. Eben noch auf Kot und dann mitten auf dem Butterbrot.

„Sie auch?!" sagte Matthias, aufs angenehmste berührt.

„Wie denn?" fragte Fräulein von Strecker zurück.

Matthias aber faßte ihre auf dem Tisch ruhende Hand, drückte sie und sagte, daß er ihre Art und Gesinnung ehre.

Und dann setzte er Marie Schmieds Freundin seine Theorien über die einfachsten Lebensbedingungen auseinander.

Selten hatte er sich so verstanden gefühlt. Aber wie konnte es anders sein. Bei einem Wesen, das täglich mit einer Marie Schmied verkehren durfte. Bei allem, was er sagte und was erwidert wurde, hatte er die Entfernte vor Augen. Zustimmend, lächelnd, schien sie mit dem blonden Haupte Beifall zu nicken.

Man kam von einem aufs andere.

Fräulein von Strecker erzählte, daß sie den Amethysten auf ihrer Stipendienreise durch Italien, auf dem Campo di Fiori in Rom gekauft habe.

Matthias berichtete von einer entzückenden Lapislazulisammlung, die er an selber Stelle erworben. Es zeigte sich, daß beide auf dem gleichen, den Fremden meist unbekannten

Gaſſenweg, der an dem unvergleichlichen Schildkrötenbrunnen vorüberführte, dem bunten, ſonnenſtrotzenden Marktplatz zuzueilen liebten.

Nie hatte Matthias ſo viel gegeſſen. Er merkte es nicht. So wenig wie es ihm auffiel, daß Fräulein von Strecker das Kauen nur markierte. Denn ihr Menü war ſolchen Anforderungen nicht gewachſen.

Sie ſagte ſich, daß dieſem vornehmen Menſchen natürlich das Geld zum Mittageſſen gefehlt, weil ihn Mariens Albernheit zu der Autoausgabe gereizt hatte.

Er rührte ſie. Im Eifer ſeiner Erzählungen hatte er es nicht bedacht, wie ſehr er den verwöhnten Mann verriet. Was mochte ihn auf dieſen Jammerpoſten neben das Käſelager gebracht haben? Sie dachte an ihre Verwandten in hohen Stellungen. An Protektion. Sie machte Pläne für ihn. Es gab gewiß nicht viel Menſchen, die über ſo viel Feingefühl verfügten wie er.

Sie ſprachen nun über die holzgeſchnitzte Madonna, die Fräulein von Strecker in Florenz für wenig Geld erhandelt hatte.

Matthias ſagte, daß es unfaßbar wäre, daß es ſo etwas ſchon vor Jahrhunderten gegeben und Menſchen von heute trotzdem imſtande wären, ihre Zimmer mit billiger Baſarware zu füllen.

Fräulein von Strecker lächelte und meinte, das Tragiſche wäre, daß gerade noch die Reichen den ſchlechteſten Geſchmack hätten.

Sie lachte auf. Ihr war eingefallen, wie Marie Schmied einmal, als ſie ſich ihr gegenüber zu ſolcher Erörterung hatte hinreißen laſſen, geantwortet habe, daß reich werden trotzdem das ſchönſte Vergnügen ſein müſſe.

Matthias rauchte, ſtarrte in den Amethyſten und dachte an eine Holzſchnitzerei im Florentiner Bargello, an die ihn die Madonna erinnerte. Ihm war unendlich wohl. Die großen Fenſter waren geöffnet. Der Atem der kühlen Mainacht fächelte aus und ein. Das Klingeln elektriſcher Bahnen ſummte in weiter Ferne.

Fräulein von Streckers Lachen ſchreckte ihn auf.

Er entſann ſich endlich, wozu er hier war, und begann damit, daß er eigentlich mit einer Bitte auf dem Gewiſſen heraufgekommen ſei.

Toni rechnete ſich aus, daß ſie ihm hundert Mark ganz gut borgen könne. Man muß ſich auf ſein Gefühl verlaſſen. Dieſer Mann konnte kein Schwindler ſein.

Matthias fuhr fort und ſagte, daß das gnädige Fräulein gewiß gehört habe, daß Frau Schmied ihn zum Sonntag eingeladen habe. Er würde ihre Liebenswürdigkeit ungern verletzen.

Toni ſchüttelte unwillkürlich den Kopf. Wie das Leben zu demütigen verſtand. Da gab ſich dieſer vornehme Menſch, um einer Taſſe warmen Kaffees willen, Schmiedſchem Familienverkehr preis. Wäre er wie andere, würde man denken können, daß ihn Maries äußerliche Schönheit betört haben konnte. Aber bei ſeiner Feinnervigkeit mußte er unter den beſtändigen Jargonausdrücken Maries geradezu leiden.

Matthias vertraute weiter, daß er jedoch, bevor er die achtbare Familie aufſuchen könne, eine Kleinigkeit geregelt haben müſſe.

Tonis Augen wurden feucht. Er hatte alſo ſeinen ſchwarzen Rock aufs Leihamt tragen müſſen. Ein Mann von dieſer Exkluſivität.

Es gab Dinge im Lebenskampf, die Ullrich von Streckers Enkelin mehr grauenhaft schienen, als Tod im Duell.

Ehe noch ihr Gast etwas hinzufügen konnte, sagte sie, daß es keiner weiteren Erörterungen bedürfe. Sie glaube genug erraten zu haben und wäre von Herzen gern bereit...

„Ich hoffte, daß Sie mir auf halbem Wege entgegenkommen würden," rief Matthias erfreut. „Also natürlich nicht Müller. Dr. Matthias Senf."

Er bat seine liebenswürdige Wirtin, ihm die nähere Erklärung, wie und warum er zu diesem Posten und diesem Versteckspiel gekommen sei, gütigst erlassen zu wollen. Er kehre ohnedies nicht auf sein Amt zurück. Er glaube es nicht mehr nötig zu haben.

Toni begriff, daß dieser Mann solchem Posten nicht standhalten konnte. Auch wenn er es, wie es leider den Anschein hatte, recht nötig hatte. Sie glaubte zu ahnen, was ihn so weit gebracht haben konnte. Sie hatte auch ihre Lebenserfahrung. Spielschulden. Sie waren in der Familie von Strecker die Ursache aller Karrierenstürze.

Es war also keine höfliche Redensart, wenn sie jetzt versicherte, daß sie auch Unausgesprochenes zu verstehen glaube.

Matthias nickte dankbar und sagte, daß ein Wesen von der Art, wie er sie diesen Abend hatte kennen lernen dürfen, gewiß an Sympathie auf den ersten Blick glaube.

Fräulein von Strecker gab leise zu, daß sich dergleichen zutragen könne.

Matthias rief darauf, daß, wenn sie dieses wisse, sie alles verstehen werde. Es würde ihr gewiß ein leichtes sein, Fräulein Schmied zart anzudeuten, daß die Ursache seines vielleicht wunderlich scheinenden Benehmens keine unehrenhafte gewesen.

Es schmerzte Toni, wie an diesem Mann das Ehrgefühl zerrte. Selbst einer Familie Schmied gegenüber.

Sie fühlte sich ratlos. Fürchtete, nicht zartfühlend genug auf den Geldpunkt zurückkommen zu können.

„Und was das übrige betrifft," begann sie einlenkend.

„Das übrige muß sich von selbst ergeben," unterbrach sie Matthias schnell mit kurzem, verlegenem Lachen.

Jetzt erst begriff er, wie weit er Fräulein von Strecker in sein Vertrauen gezogen.

„Ich bin aber gern bereit," versuchte es Toni noch einmal. Und drehte ihr Geldtäschchen auffällig hin und her.

Matthias dankte für ihren guten Willen und sagte, daß es bei den Andeutungen bleiben müsse. „Selbst ist der Mann. Zumal in gewissen Dingen," fügte er scherzend hinzu.

Er verabschiedete sich.

„Leben Sie wohl, liebe Freundin," sagte er mit Nachdruck.

Auch Toni nannte ihn Freund, als sie seinen kräftigen Händedruck erwiderte.

Die Wurzel aller Freundschaft ist das Geheimnis...

## Dreiundzwanzigstes Kapitel

Auch anderswo war das Leben weiter gegangen.

Auf dem großen Doppelschreibtisch der beiden Herren Senf mischten sich zwischen die großen Geschäftsschreiben mit den vielstelligen Zahlen schmale Privatbriefe, die, wenn sie auch nicht von Ziffern redeten, doch zum Rechenexempel des Lebens gehörten.

Vor jedem der wohlgepflegten alten Herren stand die Photographie seiner Gattin.



Digitized by Google

Neben Helenes Bild prangte eine Rose. Helene selbst sorgte seit ihrer Verheiratung dafür, daß ihr hier stets eine frische Blume zur Seite stand. Mit Rücksicht auf den Kundenkreis.

Matthias' Vater sah heute wieder bedeutend wohler aus.

Seit gestern hatte er von Herrn von Priskow eine erfreuliche Antwort in Händen. Nicht etwa schon die sichere Präzisierung des gesuchten Gegenstandes. Aber immerhin eine Feststellung, die Herrn Senfs quälenden Verdacht dezimieren könnte.

Von Priskow hatte statistisch nachgewiesen, daß bis zu Melindas Mündigkeit zweiunddreißig Väter die Kosten ihrer Erziehung getragen.

Jeder natürlich in dem Glauben, der einzige zu sein. Denn die Menschen neigen leider nur allzu leicht dazu, ihre Handlungen für etwas Besonderes anzusehen.

Daß Herr von Priskow auch Herrn Senfs Namen unter diesen zweiunddreißig prompten Zahlern gefunden, glaubte er nicht erwähnen zu müssen. Wer mit Gebildeten zu tun hat, muß gewisse Kenntnisse bei seinen Klienten voraussetzen können. Außerdem wußte Herr von Priskow genau, wo die Diskretion anfängt, Ehrensache zu werden.

Dagegen hatte er angefragt, ob Herr Senf noch genauere Angaben benötige. Er wäre zu allem bereit. Halte auch weitere Forschungen nicht für aussichtslos, denn im Vergleich zu der Milliardenzahl der Erdbewohner war die engere Wahl von zweiunddreißig klein zu nennen.

Herr Senf hatte sich dieser Meinung angeschlossen und auf weitere Forschungen bestanden.

Auf diese Bemühungen hin hielt er nun das angenehmste Resultat in der Hand. Herr von Priskow glaubte beweisen zu

können, daß das liebenswürdige Fräulein Melinda sechs und dreiviertel Jahr älter war, als ihre fürsorgliche Mutter angab. Es war ziemlich einwandfrei bewiesen, daß sie schon in einer pommerschen Dorfschule an den ersten Enden des Abc kaute, als ihre gute Mutter die ersten Serpentinen zog und sich bald darauf, als Spanierin, die vielstellig erwachsende Vaterliste für ihr niedliches kleines Mädchen anzulegen begann.

Die Spur der Vaterschaft verlor sich sozusagen im Schornstein. Denn in Pasewalk selbst herrschte die Ansicht, daß ein gewisser Kaminkehrer, der abends als Laternenanzünder fungierte, Melindas Papa sei. Nicht ihr natürlicher, sondern ihr rechtmäßiger. Denn Marietta war, ehe sie eines warmen Sommerabends, während der Kaminfeger damit beschäftigt war, Pasewalk zu erhellen, ihre Laufbahn unvermittelt mit einem Impresario begonnen hatte, fraglos die gesetzliche Gattin dieses soliden städtischen Beamten gewesen. Der Impresario dagegen war eigentlich nur nach Pasewalk gekommen, um eine alte Tante zu begraben. Man vermutete, daß von dem schmalen Nachlaß dieser Tante, die niemals Zucker in ihren Kaffee genommen, und die aus einem Tassenkopf Milch, Rahm, Magermilch und weißen Käse ausreichend für zwei Tage zu gewinnen verstanden hatte, die ersten Serpentinschleier für Marietta angeschafft worden waren.

Alles steht im Zusammenhang. Wenn man sich erst in das Auffädeln der Geschicke einläßt, hat man sie bis auf einige widerspenstige Knoten bald alle miteinander von der Spule gerollt.

Was Herrn von Priskow nun noch zu tun übrig blieb, wäre, je eine Abschrift des Trau- und Geburtsscheines aufzutreiben, die auf dem Pasewalker Standesamt nicht vorzufin-

den gewesen. Wahrscheinlich, weil diese beiden tugendlichen Handlungen an einem anderen Ort stattgefunden hatten.

Herr Senf war ein zu guter Kaufmann, um nicht zu wissen, daß Erfahrung erst praktisch verwertbar wird, wenn sie dokumentiert ist.

Er tauchte also die Feder ein und schrieb auf ein Telegrammformular, daß er Herrn von Priskow danke, und ihn ersuche, seine Bemühungen in angedeuteter Weise zu vervollständigen.

Herr von Priskow war offiziell in Pasewalk geblieben.

Das heißt, er hatte Vorkehrungen getroffen, daß ihm Nachrichten von dort möglichst rasch nach Berlin gesandt wurden. In Wirklichkeit war nur sein Geist in Pasewalk gewesen. Was schließlich die Hauptsache war...

Herr Eduard Senf hatte indessen an der anderen Hälfte des schweren Eichentisches einen Brief revidiert, den er gestern von seiner Gattin Rosa aus Pyrmont erhalten hatte.

Rosa schrieb, daß es kein kleines Opfer wäre, auf nüchternen Magen zwei Becher kalten, prickelnden Wassers zu trinken. Aber man mußte sich wohl seiner Familie zu erhalten suchen. Die kohlensauren Bäder dagegen wären unangenehm warm und machten faul und müde. Daher sollte er sich nicht wundern, wenn sie nicht viel schriebe. Das Theater war noch so entzückend, wie zu ihrer Mädchenzeit. Leider aber auch der erste Liebhaber. Betty hatte ihm schon am ersten Abend, natürlich hinter ihrem Rücken, einen Busch roter Nelken auf die Bühne geschickt. Der Himmel mochte wissen, woher das Mädchen diese heißblütige Veranlagung hatte?

Hier folgte eine Reihe steifgedrehter Fragezeichen, ehe die Mitteilungen weitergingen.

Sie besagten weiter, daß erst aus der Antwort des liebens-

würdigen Künſtlers eine immer beſorgte Mutter Bettys eigenmächtiges Vorgehen erfahren. Und natürlich nicht mit Vorwürfen zurückgehalten hatte.

Betty aber habe nur gelacht und daran erinnert, daß man ſich bei der Stahlkur nicht aufregen ſolle.

Wie aber war das möglich? Denn gleichzeitig flirtete Betty derartig mit einem Baron von Schröder, der ſich hier ein Leiden auskurieren ſollte, aber nur den ganzen Tag mit jungen Damen Tennis ſpiele, daß eine ältere Dame, mit der ſie als faſt immer ſich ſelbſt überlaſſene Mutter beim Kurkonzert gemeinſam Kaffee trank und Handarbeiten machte, ſchon mehrmals gefragt hätte, wann man gratulieren dürfe. Dieſe durchaus reſpektable Dame habe ihr auch erzählt, daß der Herr Baron von Schröder, der übrigens ein reizendes Kerlchen war und ſie oft an die Tänzer der eigenen Jugendbälle erinnerte, ſehr viel Ahnen, aber wenig Vermögen beſaß.

Wenn ſie auch, weiß Gott, reichlich genug in der Lage wären, ihrem Kinde eine Liebesheirat gönnen zu können, ſo bliebe doch Bettys Benehmen eine beſtändige Aufregung für eine beſorgte Mutter. Noch dazu bei einer Stahlkur. Denn ſchließlich war es doch noch nicht eine Woche her, daß man um dieſen Herrn Trettin die ſtärkſten Nervenerſchütterungen durchmachen mußte. Am erſten Reiſetag hatte ihm Betty noch ſieben Depeſchen und einen Kaſten voll Tuberoſen geſchickt. Heute war endlich ein Antwortgruß von ihm gekommen. Auf durchaus vornehmen Briefpapier. Betty hatte einen Fidibus daraus gedreht und ſich eine Zigarette damit angezündet. Wo lernten die jungen Mädchen von heute dergleichen Dinge? Von ihren Müttern gewiß nicht.

Das Schreiben verlor ſich nun ganz in Reflexionen. Bei Seite ſechzehn, dem vorletzten Blatte, legte Herr Eduard

Senf den Brief mit leichtem Gähnen fort. Nicht ohne ſich des Gedankens erwehren zu können, was ihn erwartet hätte, wenn die kohlenſauren Bäder nicht faul und müde machten.

Er hielt von Reflexionen wenig. Wenn ſie nicht der Hebel von Taten waren.

Er hatte darum die Quinteſſenz aus ſeiner Gattin Schreiben gezogen.

Er hatte auf einem Geſchäftsbogen Günther Trettin zu einer Privatunterredung gebeten.

Die Antwort lag vor ihm. Auf ſtarkem Kavalierpapier. Trettin verſprach, ſeine Aufwartung zu machen.

Herr Eduard Senf nahm ein anderes Schreiben auf, das ſich darüber geſchichtet hatte. Eine Abonnementsleiſtung der Auskunftei Rappengold, die ihn auf ſein Erſuchen mit den Schulden Günther Trettins bekannt machte. Der Schnelligkeit wegen nur in Pauſchalſumme. Sie genügte Herrn Eduard Senf.

Dieſe drei Schreiben vor ſich blickte der tüchtige Kaufmann überlegend den blauen, regelmäßigen Ringen ſeiner guten Zigarre nach.

Sie lenkten ſeinen Blick auf ſein Gegenüber, ſeinen Schwager und Kompagnon, den ſie wie kleine Glorienſcheine umkreiſten. Es fiel ihm auf, mit wie kräftigen Bewegungen er Helenes Bild und die ebenfalls im Wege ſtehende Roſe beiſeite ſchob, weil er den Streuſand ſuchte. Auch ſeine Züge waren wieder friſcher und ruhiger, ſeine ganze Haltung belebter und kräftiger. Eigentlich war es beleidigend, wie gut es dieſem nahen Verwandten bekam, daß Betty nicht ſeine Schwiegertochter zu werden ſchien.

„Was haſt du nur gegen meine Betty?“ ſagte er daher

unvermittelt, als ſich Matthias' Vater gerade zufrieden den Wortlaut ſeiner Depeſche noch einmal überlas.

Herr Senf blickte erſtaunt auf und antwortete, daß er gar nichts gegen ſeine Nichte habe, ſeine Frau Helene dagegen ſogar eine beſondere Vorliebe für ſie empfinde.

Herr Eduard Senf nahm den Pyrmonter Brief zur Hand und ſagte: „Sie ſind noch nicht drei Tage dort, und ſchon bewirbt ſich ein Baron um ſie."

„Schreibt Roſa," ſagte Helenes Gatte.

„Allerdings," war die ſcharf betonte Antwort.

„Laſſen wir die Familie," lenkte Matthias' Vater ein. Und fügte noch hinzu, daß auch die umworbenſte Tochter ſchließlich nur einen Mann auf einmal heiraten könne.

Herr Eduard wollte darauf heftig erwidern, daß ſich ein einziger Sohn allerdings ungefährdet die zahlreichſten Abenteuer leiſten könne, als ihm rechtzeitig einfiel, daß er auch nach dieſer Seite hin Vater war.

Vaterſchaft iſt kein Kinderſpiel.

Auch Matthias' Vater hatte dies begreifen gelernt. Er erhob ſich jetzt, um ſein Telegramm eigenhändig aufzugeben. Es gibt Dinge im Leben, die auch der bedienteſte Mann ſelbſt ausführen muß...

Herr Eduard Senf ſah auf die Uhr. In einer halben Stunde erwartete er Trettin.

Er durchblätterte noch einmal Roſas Brief. Roſa liebte es, die wichtigſten Nachrichten irgendwo an den Rand zu klemmen. Er durchforſchte jetzt noch einmal haſtig das lange Schreiben. Richtig, da ſtand, daß der Baron einen Roſenkorb geſchickt und mit Betty ein Vielliebchen gegeſſen habe, wonach beide verpflichtet waren, ſich drei Tage lang gegenſeitig beim Vornamen zu nennen. Der Baron hieße Aler.

Ein süßer Name, behauptete Betty. Aber auch sie, als Mutter, fände ihn distinguiert.

Rücken an Rücken mit dem Datum, fand sich noch die Bemerkung, daß der Baron sächsischer Adel wäre und seine Mama eine Gräfin Köckeritz gewesen.

Wer sucht, der findet. Diese wenigen Zeilen schienen Herrn Eduard Senf das Vernünftigste des ganzen Briefes.

Er klingelte die Auskunftei Rappengold an und bat um möglichst geschwinde Nachrichten über einen Baron Alex von Schröder. Die näheren Angaben, die ihm bekannt waren, fügte er hinzu.

Als er das Hörrohr wieder anhängte, wurde ihm Trettin gemeldet.

Trettin war eigentlich immer der Anschauung gewesen, daß Heiratsanträge zu den Privatangelegenheiten gehörten. Aber er war stets bereit, zuzulernen. Wünschte sein künftiger Schwiegerpapa erst einmal zu konstatieren, wie er sich in dem Privatbureau der berühmten Firma ausnahm, so war er auch zu dieser Probe bereit.

Wenn sich Trettin jetzt die näherrückenden Konsequenzen seines Heiratsentschlusses zog, bangte ihm vor dem Augenblick, wo ihn Frau Rosa, die schon bei manchem Souper seine Tischnachbarin gewesen, mit der ganzen Kraft ihrer Opferfähigkeit an sich reißen und zum ersten Male „geliebter Schwiegersohn" nennen würde.

Er grübelte dann beunruhigt, ob nicht zu einem solchen Kopfsprung in eine fremde Familie eine Liebe von geradezu klassischer Größe nötig wäre. Hero und Leander. Romeo und Julia. Faust und Gretchen.

Eine derartige Gefühlshöhe verhinderte aber Bettys aparte

Augenſtellung. Trettin war der Meinung, daß Pirouetten mit den Beinen ausgeführt werden mußten.

Daher wäre viel eher ſeine Zuneigung zu der rhythmiſchen Etelka auf klaſſiſches Maß zu bringen geweſen. Sie aber hatte nicht einmal Verwandte. Nur einen Onkel, der ihre Ausbildung bezahlt hatte.

Aber wie behaglich war es bei ihr. Wie verſtand ſie Tee zuzubereiten und einzuſchenken. Mit welcher Grazie wußte ſie Zigaretten zu drehen. Wie tadellos glückte es ihr, Likörgläschen zu füllen. Genau bis zum Rand, aber keinen Tropfen darüber. Sie war die geborene Hausfrau. Und wenn ſie ſang: „Laßt uns die Stunden genießen, ſo lang uns die Erde noch dreht", dann kam die ganze Lebensbahn in Schwung. Die Schulden, Vergangenheit und Zukunft rutſchten in ewige Verſenkungen und nur der Augenblick ſchwang ſich leicht und bunt, wie eine Seifenblaſe, durch den behaglichen, von Tabakrauch blauverhangenen Raum.

Laßt uns die Stunden genießen, ſo lang uns die Erde noch dreht.

Aus dieſem Gedankengang mußte ſich Herr Günther Trettin reißen, als er an die Tür von Herrn Eduard Senfs Privatbureau pochte.

Die Begrüßung beider Herren war ſehr höflich. Beide waren ſich ſofort einig über die Schönheit des Wetters, beide lobten mit derſelben Wärme die ungewohnte, erfreuliche Beſtändigkeit dieſes Frühlingsmonats.

„Nur einmal blüht im Jahr der Mai", bemerkte Trettin und erlaubte ſich nach den Nachrichten zu erkundigen, die Herr Senf von Frau Gemahlin und Fräulein Tochter erhalten habe.

Herr Senf berichtete dankend, daß dieſe Berichte ſehr zu-

friedenſtellend wären. Sein Töchterchen ſcheine ſich von dem kleinen Bleichſuchtsanfall ſchon am erſten Tage dort erholt zu haben.

Trettin drückte ſeine Freude darüber aus und ſtellte feſt, daß Luftveränderung oft Wunder tue.

Herr Senf gab dies ohne jede Einwendung zu.

Hier wurde ihr Geſpräch jedoch durch den Fernſprecher unterbrochen.

Die Firma Rappengold meldete ſich. Herr Senf bat ſeinen Beſuch um einen Augenblick Pardon.

In dieſem liebenswürdig geſtatteten Augenblick erfuhr er, daß Baron Alex von Schröders Lebensgang flott, aber makellos geweſen und die Höhe ſeiner Schulden klein ſei im Vergleich mit der großen Ausſicht auf das Majoratserbe eines kinderloſen Onkels und die Zahl ſeiner Ahnen, die bis in die Zeit der Kreuzzüge nachgewieſen werden konnten ...

Herr Senf dankte, legte den Hörer auf die wie Nerven vibrierende Nickelgabel zurück und entſchuldigte ſich zu Trettin gewandt, lächelnd noch einmal wegen der kleinen Störung.

Trettin ſagte, daß er dergleichen für ſelbſtverſtändlich halte. Geſchäft ſei Geſchäft.

Und knüpfte ſofort daran an, daß er ſeit ſeiner früheſten Kindheit beſonderes Intereſſe für Bergwerke empfunden habe. Er fände einen eigenartigen Zauber damit verbunden.

Bei den Worten „eigenartigen Zauber" hatte Herr Senf wieder zu lächeln begonnen.

Er ſagte nun, daß er ſich erlaubt habe, Herrn Trettin herzubitten, um eine zwiſchen ihnen ſchwebende Angelegenheit aufzuklären. Er möchte dabei nur vorausſchicken, daß er leider, ſo unbeugſam als Geſchäftsmann, ſo ſchwach als Vater eines einzigen Töchterchens ſei.



Digitized by Google

Trettin glaubte, daß in dieſer Schwäche viel Beglückendes liegen müſſe.

Darauf erwiderte Herr Senf nichts. Er blickte nur den ſich ſchnell in nichts auflöſenden Rauchringen nach.

Trettin räuſperte ſich.

„Sie haben recht," ſagte Herr Senf darauf. „Unſer beider Zeit iſt koſtbar. Ich wollte ſie alſo bitten, meine Tochter ..." Er zögerte.

Herr Trettin fand dieſen Vater, der eine Tochter mit ſolcher Mitgift dem Freier ſelber antrug, rührend.

Er beeilte ſich, das Peinliche der Situation zu mildern und ſagte raſch, daß er das Fräulein Tochter ſelbſtverſtändlich auf den Händen tragen werde.

Herr Senf erwiderte, daß er, im Gegenteil, gerade bitten wollte, alles derartige bis auf weiteres hinauszuſchieben. Eventuell ganz zu unterlaſſen.

Er tupfte ſich mit dem Seidentuch die Stirn und ſagte, daß es wirklich ein ungewöhnlich heißer Maitag ſei.

Trettin war emporgeſchnellt.

Herr Senf erhob ſich auch. Er ſprach ſchnell weiter und ſagte, daß er ſich für dieſe Gefälligkeit natürlich erkenntlich erweiſen würde.

Und endlich in das Geſchäftsgebiet geratend, wo er Herrſcher war, erklärte er nun klar und ruhig, daß ihm ein Mann, der ſeiner einzigen Tochter auch nur einen Augenblick nahe geſtanden habe, wert genug ſei, um ihm das Leben erheblich erleichtern zu helfen. Kurz geſagt, wenigſtens zehn Prozent ſeiner Schulden zu übernehmen.

Trettin antwortete, er hoffe, daß ihn Herr Senf nicht abſichtlich beleidigen wolle. Und griff nach ſeinem Hut.

Herr Senf lächelte und ſagte, daß er ſich beleidigt fühlen

müſſe, wenn Herr Trettin ihm dieſe kleine Bitte abſchlagen würde. Er bat ihn, nicht ſo zu eilen und den kleinen Scheck gleich mitzunehmen.

Trettin zündete ſich nervös eine Zigarette an. Etelka hatte ſich den Spaß gemacht, ſie mit ihrem neueſten Parfüm „Schwarze Lilie" zu übergießen.

Der ſüßliche Duft ſtieg auf.

Laßt uns die Stunden genießen, ſo lang uns die Erde noch dreht ...

Herr Senf und Herr Trettin ſchieden im beſten Einvernehmen.

Kavalier bleibt Kavalier ...

## Vierundzwanzigſtes Kapitel

Kein Geſicht, das ſich zwei Tage hintereinander gleicht. Wenn dies nicht jedem bekannt iſt, ſein Friſeur weiß es ſicher.

Trotzdem wunderte ſich der Herr Haarkünſtler an dieſem Sonntagmorgen über Herrn Dr. Senfs Ausſehen. Obwohl er genug Kunden hatte, die Feiertags nicht wieder zu erkennen waren. Aber von dieſer Sorte war Herr Dr. Senf nicht. Der hatte es nicht nötig, ſich auf den Sonntag zu freuen. Im Gegenteil, er gehörte zu denen, die es als perſönliche Beleidigung anſahen, daß an einem ganzen Tag der Woche der kleine Mann mit ſeiner großen Familie Straßen und Plätze regierte.

Auch der Überbürdetſte hat ſeine kleinen Freuden.

Kein Sonntagmorgen, wo nicht der Herr Friſeur den verdrießlich dreinblickenden Dr. Senf daran erinnerte, welch an-

genehme Sonntagsruhe heute herrſche. Einmal in der Woche kann man wohl auch zum Schweigſamſten ein Wörtchen wagen.

Aber beinahe wäre dem tüchtigen Manne heute das Raſiermeſſer ausgerutſcht. Dr. Senf hatte freundlich aufgelacht und erwidert, daß es ein rechter Maiſonntag ſei. Heut wäre jedem eine Freude zu gönnen.

Der Friſeur hatte ſich zu fragen erlaubt, ob auch der Herr Doktor heute etwas Beſonderes vorhabe. Er ſähe, wenn er ſich die Anmerkung erlauben dürfe, ausnehmend heiter aus.

Der Herr Doktor aber hatte ſchon wieder die Wochenſchweigſamkeit aufgeſteckt. Nur einmal ſagte er noch heftig, daß man ihn nicht etwa heute gerade mit einem Schnitt verunzieren ſolle.

Da dachte ſich der Verſchönerer ſelber ſein Teil.

„Ja, ja, der Mai!“ ſagte er lächelnd, als er ſich verabſchiedete ...

Matthias hatte auf ſilbernem Tablett mehrere Einladungen präſentiert bekommen. Aber nur eine nahm er immer wieder zur Hand. Sie war an das Warenhaus adreſſiert geweſen und ihm von dort zugeſandt worden.

In der ſauberen Handſchrift der einſtigen Oberlehrertochter ſchrieb Frau Thereſe Schmied, daß ihre Aufforderung der Perſönlichkeit gegolten und keinem Namen. So wäre ihr und den Ihren der Herr Dr. Senf nicht weniger willkommen, als der Herr Müller.

Matthias freute ſich, daß der Urſprung von Mariens Vornehmheit in der Mutter zu finden ſei. Er hatte Fräulein von Strecker nichts als ſeinen ſimplen Namen genannt. Sie aber war wirklich in der Finanzwelt zu fremd, um aus dem Namen ſofort das dahinterſteckende Bergwerk zu hören.

Alles Wissen ist nur Vermutung. Sogar wenn wir recht haben, können wir irren.

Fräulein von Strecker hatte sich allerdings nicht um des sympathischen Dr. Senfs nähere Lebensumstände gekümmert. Sie glaubte genug davon zu wissen. Aber zu Marie von der pekuniären Bedrängnis eines Mannes zu sprechen, den dieses Mädchen niemals zu würdigen verstehen würde, wäre ihr Herabwürdigung gewesen.

Marie aber, die gerade heute aus der Kadettenanstalt eine Ansichtskarte bekommen, auf der ein Maikäfer ein rotes Herz hielt, auf dem die Worte standen: „Es muß doch Frühling werden," hatte bei der Nachricht von des blassen Herrn Müllers Pseudonym fröhlich geantwortet, daß er ihretwegen auch Mostrich heißen könne. —

Eltern aber müssen mehr wissen als ihre Kinder. Ihre Wünsche sehen weiter.

Daher sagte Frau Schmied am Sonntagmorgen, wo sie und ihr Gatte das Aufstehen etwas gemächlicher nehmen und ihren Sorgen einmal am hellen Morgen anstatt nach ermüdendem Tageswerke nähertreten konnten, daß sie schon deutlich eine neue Plüschgarnitur im Salon vor sich sähe, die ihr der reiche Schwiegersohn verehrt. Eine grüne. Oder vielleicht auch geblümelter Gobelin. Der jetzt wieder recht in der Mode war.

Herr Schmied schlüpfte just in ein Unterkleid, das durch die sorgsame Ausbesserkunst der Gattin mit den Jahren einem Schachbrett sehr ähnlich geworden war.

Er dachte dabei, daß es einem reichen Mann einen ungeheuren Spaß machen müsse, einem alten Schwiegervater, der sich in nichts, was die junge Ehe anging, je einmischen würde, mit einem photographischen Meisterapparat zu über-

raſchen, den Herr Schmied bei jedem kleinen Einkauf nötiger Utenſilien prüfend und bewundernd in die Hand nahm.

Er ſeufzte und ſagte: „Wenn Marie nur etwas mehr Hang zur Bildung hätte. Ich glaube, daß ſie nicht einmal orthographiſch richtig ſchreiben kann.“

Frau Thereſe gab ihrem Lebensgefährten, gleichfalls ſeufzend, recht. Aber ſie erinnerte ihn daran, daß ein brieflicher Verkehr vor der Verlobung als unpaſſend verhindert werden müſſe, und außerdem Liebe nicht nach Verdienſt frage. Wo ſie hinfalle, da falle ſie hin.

Zudem wäre Kunigundchen nur dreiviertel Jahr jünger als Mariechen. Sie wiſſe ſchon jetzt bei jedem noch ſo unbekannten Zitat, aus welchem Klaſſiker es ſtamme und ihr Wunſch, das Lehrerinexamen zu machen, zeige deutlich ihr Verlangen nach Beſſerem. Allerdings, ſie liſpelte ein klein wenig. Aber Frau Thereſe wußte von einer Familie, die auch durch Zufall einen ſteinreichen Hausfreund gewonnen hatte, der, weil ein Narr immer viele mache, durch ſeine, wenn auch unentſchloſſene Bewunderung für die Töchter, Bewerber in Hülle und Fülle angezogen und ſelber dann endlich, als alternder Mann, die Allerjüngſte heimgeführt habe. Schließlich wäre es auch ein beruhigender Gedanke, eine Verſorgungsausſicht für Melittachen zu haben. Wer weiß, wo man ſchon war, wenn ſie erwachſen.

Nach dieſem Galopp in die Zukunft kamen Frau Thereſes Gedanken wieder auf Näherliegendes zurück. Sie ſagte, daß ſie auf jeden Fall doppelt ſoviel Roſinen in den Napfkuchen getan als ſonſt, daß ſie auch ein viertel Pfund Kaffee beſter Qualität kaufen werde, und erinnerte mit ſanftem Seufzer daran, daß doch eigentlich alle Laſt des Lebens auf der Hausfrau und Mutter ruhe.

Sie ſtand jetzt vor dem Spiegel und ſteckte eilig ihr Haar auf, das immer weniger geworden, je mehr die Sorgen zunahmen.

Herr Schmied war damit beſchäftigt, die Kanten eines weißen Stehkragens mit einem Stearinlicht zu glätten.

Jeder ſucht auf ſeine Weiſe den Schärfen des Daſeins entgegenzutreten.

Er meinte, daß ihn ſeine Gattin auch manchmal unterſchätze. Wäre es ihm nicht bei dem Namen Senf ſofort ins Gedächtnis gekommen, daß eine Familie gleichen Namens allein hundertzwanzig Mark Hundeſteuer im Jahr zahle, und zwar für ſogenannte ſibiriſche Windhunde, von denen jeder koſtbarer wäre als das Klavier, das man ſich noch immer nicht hatte zulegen können. Hätte er ſich hierdurch nicht zu genauem Nachſchlagen veranlaßt gefühlt, würde man heute ebenſowenig wiſſen, wen man als Gaſt bekam, wie die Kinder, denen man es vorſichtshalber bis auf weiteres vorenthalten hatte.

Frau Thereſe wollte ordnungshalber gerade bemerken, daß der Gedanke genauer Nachforſchung der ihre geweſen, als ſich Melitta in der abgenutzten Wiege zu rühren begann. Sie hatte goldblondes Haar, wie Marie, aber ſie machte noch keine Sorgen. Beide Eltern blickten ſie entzückt an. Herr Schmied nahm ſie auf den Arm und verhalf ihr mit der Sachkenntnis eines achtfachen Vaters zu allem, was ſie jetzt nötig hatte. Das war auch eines ſeiner Sonntagvergnügen, das er ſich nicht nehmen ließ, obgleich Frau Thereſe jedesmal ſagte, daß es erſtaunlich ſei, wie ungeſchickt Männer in allen praktiſchen Dingen wären.

Heute aber bewunderte ſie nur Melittas Lieblichkeit. Sie

beſchloß, ihr am Nachmittag das weiße Taufkleidchen mit den roſa Schleifchen anzuziehen...

Um Mittag verfinſterte ſich der Sonntagshimmel.

Frau Thereſe Schmied, die ihre Söhne beauftragt hatte, die wilden Weinranken auf dem Balkon etwas nach Privatvillenart zu arrangieren und hochzubinden, und die ſelbſt die Holzſtangen mit einigen Glaskugeln des Weihnachtsbaumes verziert hatte, mußte befürchten, daß man trotz alledem den Kaffeetiſch im roten Wohnzimmer werde herrichten müſſen. Sie holte auf jeden Fall friſche, weißgehäkelte Decken heraus, die im Notfall auf Sofa und Seſſel verteilt werden ſollten. Acht Kinder laſſen eben, trotz aller Mühe und bei der beſten Erziehung, im Laufe der Jahre Spuren auf Sammetmöbeln zurück.

Herr Schmied ſagte, den Blick auf die Wolkenwand gerichtet: „Wer weiß, wozu es gut iſt."

Der Heringsgeruch des Gemüſekellers machte ſich an ſolchem ſchwülen Tage recht bemerkbar. Verwöhnte Herren waren in ſolchen Dingen vielleicht penibel.

Frau Schmied war der Anſicht, daß man dieſen Geruch nur bemerke, wenn man vorher wiſſe, daß die leeren Tonnen auf dem Hofe ſtänden. Aber wie dem auch ſei, das Wetter war ein Ding, das man, wie leider ſo viele andere Dinge, dem Himmel überlaſſen müſſe...

Matthias ſaß, als ſich das Blau des Maihimmels zu umwölken begann, bei ſeinen Eltern am tadellos gedeckten Tiſch. Außer ihm waren die Herren Eduard und Herbert Senf, die Verlaſſenen, zu Tiſch gebeten, und ebenſo aus Anſtand und Verwandtenliebespflicht Tante Martine.

Matthias hatte ſeiner Mutter heute eine beſondere Freude machen wollen. Er hatte ihr eine japaniſche Ente gebracht.

Es war ihm beinahe ſchwer geworden, ſich von dem in ferne Landſchaftsräume lockenden Kunſtwerk zu trennen. Denn es war etwa keine ausgeſtopfte Leiche, ſondern ein Meiſterwerk japaniſcher Fingerfertigkeit aus künſtlich verſchlungenen Seidenfäden. Das buntgeſtickte Gefieder war von märchenhafter Farbenwirkung.

„Reizend, mein Kind," ſagte Frau Helene. „Exotiſch. Apart."

Sie ſchwärmte für Meißner Porzellanpuppen. Aber Matthias ignorierte dies leider.

Auch Tante Martine beäugte die bunte Ente lange durch die Brille. Um ihren praktiſchen Zweck zu ergründen. Als ſie erfuhr, daß das bunte Ding weder als Nähkäſtchen noch wenigſtens als Leuchter gedacht war, wunderte ſie ſich wieder einmal, daß man ſogar bei den Chineſen ſo viel unnützes Zeug herſtellte. Gelb war für ſie gelb, in Raſſefragen.

Herbert vergnügte ſich damit, die ſibiriſchen Windhunde nach der Ente ſpringen zu laſſen, ohne daß ſie ſie packen durften. Matthias freute ſich an den ſchlanken Bewegungen der Raſſentiere. Ohne zu ahnen, auf was für entlegene Spuren ſolche koſtbaren Tiere führen könnten...

Jetzt bei der Mahlzeit fragte Frau Helene mit Herzlichkeit, was für Nachrichten ihr Schwager von ſeinen Lieben aus Pyrmont habe.

Herr Eduard ſagte: „Ausgezeichnete."

Und faßte unwillkürlich nach der Bruſttaſche, wo ein heute eingetroffenes Schreiben Roſas kniſterte.

Frau Roſa ſchrieb darin, daß dieſe Reiſe ihr früher Tod ſein werde. Betty habe das Duzrecht mit dem — apropos wirklich reizenden — Baron von Schröder auf eine Woche verlängert. Trotzdem aber müßte man jeden Abend auch bei

größter Hitze ins Theater gehen. Wo der erſte Liebhaber im Rockaufſchlag ſtets die gleiche Blumenart trage, wie Betty am Kleiderausſchnitt. Betty behaupte zwar, daß dies auf Zufall beruhe. Aber ſchließlich wäre es doch noch keine Ewigkeit her, daß man ſelber jung geweſen.

Herr Eduard hatte auf dem Wege hierher ſeine Antwort auf dieſes Schreiben der Poſt anvertraut. Er hatte der Gattin geſchrieben, daß er „bezugnehmend auf ihr heute erhaltenes Schreiben" ihr noch einmal nahelege, Bettys Freundſchaft mit dem Baron keine übertriebenen Beſorgniſſe entgegenzuſetzen. Man müſſe die Welt nehmen, wie ſie ſich drehe, und ſich damit abfinden, daß Männer und Mädchen von heute nicht mehr ſo prüde wären als einſtmals. Auch im Geſchäftsleben habe ſich vieles geändert. Auch er handle nicht mehr wie ſein Papa. Dagegen ermächtige er ſie natürlich, jeder näheren Bekanntſchaft mit dem Sommerſchauſpieler energiſch entgegenzutreten. Sonſt aber ſolle ſie ſich ſo viel Angenehmes vergönnen wie möglich und nur an ihre Geſundheit denken.

Helenes verwandtſchaftliches Intereſſe befriedigte er jetzt weiter durch die Nachricht, daß Roſa den vornehmſten Verkehr und das unterhaltendſte Leben zu haben ſcheine.

Helene erkundigte ſich, ob der erwähnte Baron ein älterer Herr wäre.

Herr Eduard zog ſeine Brieftaſche hervor, blätterte eine Weile in der Gattin Schreiben und ſagte dann bedauernd, daß darin nichts darüber zu finden ſei.

Helene ſagte, daß ſie Roſa von Herzen jede Freude gönne und nur hoffe, daß ſich Roſa den Aufenthalt nicht wieder verleide, weil ſie ihn für ein Opfer halte.

Hier miſchte ſich Tante Martine ins Geſpräch und ſagte,

daß mancher ſogar verſuchen müſſe, ganz ohne Stahlbad alt zu werden.

Sie war gereizt. Es gab ihr Lieblingsgericht: Hühnerfrikaſſee. Da war es kein Vergnügen, dem hochherrſchaftlichen Diener überlaſſen zu müſſen, wieviel er für gut befand, einem davon gnädig auf den Teller zu legen. Wenn man ſich zu ſagen erlaubte: „Bitte, auch ein paar Morcheln, einige Krebsſchwänzchen, lieber Karl," antwortete der Livrierte ſo herablaſſend: „Gern, gnädiges Fräulein," als hätte man ihn um ein Almoſen gebeten.

Aber ſchließlich waren wohl auch die herrſchaftlichen Diener vom Allerhöchſten erſchaffen. Sein Wille war unerforſchlich.

Allerdings gab es auch manches, das man beſtimmt zu wiſſen glaubte.

Als Herbert ein Ballett lobte, wo ſiebenhundert Damen in Trikot auf einmal auf der Bühne waren, bemerkte Tante Martine, daß der Herr der Welt dieſe Damen ſicher nicht zu dieſem Zweck nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen habe.

Dagegen hatte das Wort Trikot auf das Geſicht von Matthias' Vater einen roſigen Schein geworfen. Obſchon Herr Senf heute ſo wohl ausſah, daß es eine Freude für ſeine Angehörigen war.

Nichts ohne Urſache. Er hatte heute zwei koſtbare Scheine in ſeine juchtene Brieftaſche legen können. Den Trauſchein eines Schornſteinfegers und die Geburtsurkunde einer einmal auch klein geweſenen Pommerin. Melinda war ſogar ſiebenunddreiviertel Jahr älter, als alle ihre zweiunddreißig Papas hätten vermuten müſſen.

Dinge, die weit zurückliegen, beurteilt man mit Nachſicht. Dieſe aber macht gerecht. Herr Senf fand es im höchſten Grade bewundernswert, daß Mutter Marietta damals noch

derartig liebreizend und jugendlich zu ſein vermochte, wie ſie es unſtreitig geweſen.

Eine ſtillfrohe Heiterkeit ging von ihm aus. Schluckweiſe genoß er den prächtigen Burgunder. Geduldig lächelnd ließ er ſich von der neugewonnenen Zärtlichkeit der Gattin die beſten Biſſen auf den Teller legen. Weiß und glänzend, wie das Tiſchtuch vor ihm, war ſein Gewiſſen. Aber das wußte nur er. Die anderen glaubten an eine geheilte Iſchias. Und er war beſcheiden genug, ſie in dieſem Glauben zu laſſen.

Matthias freute ſich der gedämpften Heiterkeit des Elterntiſches. Mehrmals hatte er denken müſſen, daß in ſo kleiner Runde nicht einmal eine ſtille Verlobungsfeier etwas Abgeſchmacktes haben würde.

Aus ſolchem Sinnen ſtörte ihn die Frage ſeiner Mutter, ob er wieder neue, intereſſante Bekanntſchaften gemacht habe.

Er wurde rot, wie als Schulknabe, und beeilte ſich zu erzählen, daß er ein liebenswürdiges, junges Mädchen kennen gelernt habe. Ein Fräulein von Strecker.

„So, ſo," ſagte Tante Martine ganz laut.

Obwohl Helene damit gerechnet hatte, daß die zweite Portion des Frikaſſees ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen würde.

Herbert war ihr ſchon bei einer Familie, deren Bekanntſchaft er ſich häufig rühmte, begegnet. Er ſagte, daß ſie zu den Frauenerſcheinungen gehöre, von denen man nicht wiſſe, ob ſie ſchön oder häßlich wären. Ihr Adel verſchaffe ihr viele Aufträge. Sie habe ſicher ein beſſeres Einkommen als mancher Mann.

„Nicht zu glauben, was es jetzt alles gibt," ſagte Tante Martine, einen Krebsſchwanz im Mundwinkel. „Zu meiner

Zeit brauchten adlige Leute kein Geld zu verdienen.“ Und ſie ließ ſich den Namen dieſer Dame einzeln vorbuchſtabieren.

Frau Helene fragte, ob dieſes begabte Fräulein etwa mit einer hochgeſtellten Perſönlichkeit gleichen Namens verwandt ſei.

Dies rief Matthias die angenehmen Augenblicke zurück, wo ein vornehmes Mädchen an ſeiner Seite in ſeiner liebreizenden Beſcheidenheit nichts anderes zu plaudern gewußt hatte, als die Vorzüge einer Freundin aufzuzählen.

Mit ſanftem Lächeln bejahte er die Frage ſeiner Mutter.

„Auch mit dem Freund des Miniſters, deſſen Bild erſt neulich in allen Wochenſchriften geweſen?“ fragte man haſtig zurück.

Soviel Matthias wußte, war dieſer Herr Fräulein von Streckers Onkel.

Wieder hörte er Mariens klingende Stimme die vielen Orden aufzählen, mit denen dieſer fremde Freundinnenverwandte auf allen Bruſtbildern geſchmückt war. Welch kindliches Gemüt hatte dieſes große, blonde Mädchen.

„Aber dann führe doch dieſes reizende Geſchöpf in unſer Haus,“ rief Frau Helene lebhaft. Und fügte nicht ohne Pathos hinzu, daß die Freunde ihres Sohnes auch die ihren wären.

„Bringe ſie mir,“ rief ſie noch einmal.

„Wen denn?“ fragte Matthias verwirrt.

Allen fiel es auf, daß er ſich wie ein ertappter Verbrecher im Seſſel bog.

„So, ſo,“ ſagte Tante Martine wieder einmal laut und deutlich und nahm über die Brillengläſer hinweg den Lieblingsneffen ſcharf ins Auge. Während ſie ſchon überlegte,

was sie von ihrem bunten Kram als Hochzeitsgeschenk für solch sonderliches Paar auffrischen lassen würde.

„Alter Adel. Also natürlich blond," sagte sie und behielt die Augen fest über der Brille.

Herbert lachte und sagte, daß dieses Fräulein auch darin eine Ausnahme mache. Sie wäre brünett.

„Schade, blond bringt Glück," sagte Tante Martine und berichtete von dem Bauernbrauch mit der Sau und der blonden Locke ihres Heimatsortes.

„Blonder Adel," summte es durch Matthias als süße Melodie.

Er lächelte, weit entfernt von den anderen.

Und ebenfalls lächelnd hob Frau Helene die Tafel auf.

Den Kaffee wollte man auf der Veranda einnehmen.

Der Regen hatte ausgebraust. Die Luft war frisch wie am Ufer weiten Wassers. Von den jungen Blättern und Gräsern sickerten einzelne schwere, glitzernde Tropfen.

„Brauttränen," schwärmte Frau Helene.

„Wie Minuten einer großen Uhr," verbesserte Tante Martine.

Sie war auch die erste, die den Blick zum Himmel richtete und den großen Regenbogen entdeckte.

Heiteren Blickes folgte man ihrem spitzen Zeigefinger.

Jeder sah seine eigenen Wünsche in den bunten Himmelsbogen gewebt.

Herr Eduard Senf war zufrieden, daß er Rosa noch einmal genaue Dispositionen bezüglich des Barons gegeben. Er wußte, was Rosa und dadurch auch er, als ihre andere Hälfte, leiden würden, wenn man sich hier in die höchsten Adelskreise hereinzuheiraten begann. Gleichberechtigung ist der Grundgedanke des Familienlebens.

Matthias freute ſich, daß ſich ſolche Himmelserſcheinung über ganz Berlin erſtreckte. In mancher Familie erwartete man jetzt eine heitere Sonntagshälfte.

Am weiteſten folgte Matthias' Vater als Wiedergeneſener den bunten Farben dort oben.

Er hörte gar nicht, daß Martine ſagte, daß man mit allen Pinſeln und künſtlichen Farbentinkturen nicht hinter dieſe Malkunſt von Gott dem Herrn kommen würde.

Er hätte in dieſer köſtlichen Luft gern noch einmal den Trauſchein des Schornſteinfegers in aller Muße ſtudiert.

Wie reizend war Marietta alſo noch nach faſt zehnjähriger Ehe mit einem Kaminkehrer geweſen. Eine Fee der Jugend, des Liebreizes, des Leichtſinns. Das gab es heutzutage nicht mehr.

Was waren die Farben dieſes Regenbogens gegen die ſchillernde Pracht ihrer leichten, flatternden Schleier. An die ſie ihn allerdings erinnerten. Stark erinnerten.

Der Regenbogen bindet die Erde, auf Augenblicke wenigſtens an den Himmel...

## Fünfundzwanzigſtes Kapitel

Die Natur iſt mitleidlos.

Was nützte Frau Thereſe der Regenbogen da oben, wenn auf dem Balkon alles naßgeklatſcht war, wie in einem Schwimmbaſſin?! Wenn die ſchöngewundenen Weinranken wieder durcheinanderflatterten, wie zerzauſtes Haar?!

Selbſt daß die Sonne jetzt wiederkehrte, konnte Frau Thereſe nichts mehr helfen. Denn ihre Strahlen lagen nun

drüben und putzten die Heringstonnen blank. Sie kennt keinen Hochmut.

Es blieb nichts anderes übrig, als die Häkeldecken auf die Plüschdecke zu legen und den Kaffeetisch im Wohnzimmer zu rüsten.

Nach Hering roch es hier nicht. Nur ein wenig nach Kampfer. Aber der reiche Herr Senf würde es wohl nicht übelnehmen können, daß man sein bißchen Hab und Gut vor Mottenschaden zu schützen suchte.

Marie lachte, als ihr die Mutter befahl, dieses stellenlosen Herrn Senfs wegen ein Spitzendeckchen auf die gestopfte Stelle des einzigen Damasttuches zu legen. Auch wollte sie nur sehr ungern ihr frischgewaschenes, hübsches Mullkleid anziehen. Sie wünschte es sich für den nächsten Sonntag aufzusparen, wo sie mit Sicherheit besseres Wetter zu erwarten behauptete.

Frau Therese rügte ernstlich Mariens Hang, die Menschen entweder zu unterschätzen oder in den Himmel zu heben.

Sie hatte bei den letzten Worten den Sammelrahmen der Familienbilder in der Hand und blies gerade an der Stelle, wo Wilhelm Hubermann forsch lächelnd steckte, etwas Staub fort.

Es war sonntäglich still in der Wohnung, die jetzt der Duft des extra Kaffees zu durchziehen begann. Man hatte den größten Teil der Kinder beurlaubt.

Außer Marie war nur Kunigundchen und natürlich das Melittachen daheim. Und außerdem Florian, der kurz vor der Reifeprüfung stand und nicht von seinen Büchern fortzubekommen war. Wenn sich in der reichen Verwandtschaft oder sonst durch Glücksfall ein Protektor für ihn fände,

würde er nach bestandenem Examen das Polytechnikum besuchen.

Er war es, der Dr. Senf heute die Tür öffnen sollte.

Auch spielte er nett Geige. Er pflegte bei allen Familienfestlichkeiten entzückende Stimmung zu machen...

Gerade der erwartete Gast kommt meist im unrechten Augenblick.

Als Matthias nach langem Zögern vorsichtig die Klingel zog, die für Mariens Familie der Melder guter und böser Nachrichten war, mußte an Melittachen, das schon längst in dem Taufkleid mit den rosa Schleifen steckte, gerade ein feuchtgewordenes Wäschestück erneuert werden.

Auch Herr Schmied war in keinem Zimmer zu sehen. Infolge des mittaglichen Sauerkrautes.

So kam es, daß Matthias, als er von dem glattgescheitelten Primaner zwischen die roten Plüschmöbel geführt wurde, nur Marien und Kunigundchen gegenüberstand.

Der Rahmen verändert das Bild.

Im Salon seiner Eltern hatte sich Matthias in seinem tadellosen Gesellschaftsanzug bei einem Blick in den venezianischen Spiegel nicht abstoßend gefunden. Er hielt es für möglich, daß sich auch ein ungewöhnlich schönes und vornehm veranlagtes Mädchen über seinen Besuch freuen könnte.

Als er sich bei seiner Verbeugung vor den beiden weißgekleideten, jungen Mädchen unvermutet im roten Plüschrahmen gespiegelt sah, glaubte er einen unbeholfenen Dorflehrer zu erblicken. Blaß, mager, ungelenk.

„Gotte doch," sagte Marie leise zu Kunigunde. Und dachte an Wilhelm Hubermanns Art, über die Schwelle zu treten. Da spürte jede wackelnde Vase, daß ein Mann ins Zimmer gekommen war.

Kunigundchen mußte kichern. Mit ſechzehn Jahren ſitzt das Lachen loſe.

„Meine Schweſter Kunigunde. Mein Bruder Florian," ſagte Marie.

Matthias antwortete, daß er ungemein erfreut ſei und ſchüttelte beiden kräftig die Hände.

Mariens Hand ergriff er nicht.

Die natürlichſten Dinge erſcheinen uns oft unmöglich...

Man hätte ſich vielleicht lange in peinlichem Schweigen gegenübergeſtanden, wenn ſich nicht Florian, in deſſen Augen die beiden Schweſtern, genau wie alle andern Mädchen, nur Kälber waren, höflich erkundigt hätte, ob Herr Dr. Senf den bunten Regenbogen bemerkt habe.

Eine ganze Weile beſprach man nun ausführlich, wie ſtaunenswert bunt ſolch Regenbogen ſein konnte.

Als Matthias das Wort Spektrum erwähnte, bekam Kunigunde wieder einen Lachkrampf. Trotz ihres Hanges zur Bildung und zum Lehrerberuf. Und trotz der häufigen Ermahnungen der Mutter, die Worte mit dem Buchſtaben „S" ſo viel als möglich zu vermeiden, wiederholte ſie das ihr ſo heiter erſcheinende Wort ein dutzendmal hintereinander. Sie mußte nämlich dabei an Speck denken und fand Herrn Dr. Senf ſo mager.

Sie lachte noch, als Frau Schmied, zwei rote Hitzflecken im Geſicht, endlich hineingeeilt kam. Sie hatte Kunigundens albernes Gekicher mit Schreck bis in die Küche gehört. Und während ſie dieſer Tochter einen Schweigen gebietenden Blick zuwarf, rief ſie faſt im gleichen Augenblick lächelnd: „So iſt's recht. Jugend muß heiter ſein."

Sie ſprach ſehr laut, denn ſie ſuchte zu vermeiden, daß man Melittachens Geſchrei von draußen hörte. Die Kleine

wollte leider Gesellschaft. Kinder sind oft nicht besser als Erwachsene.

Kunigunde, die nicht imstande war, die Schaukel ihres Lachens mit einem Ruck zum Halten zu bringen, bekam einen drohenden Wink, zu verschwinden. Sie sollte Melitta beruhigen und dann die Kaffeekanne bringen.

Matthias fühlte sich etwas sicherer, als sie hinaus war.

Frau Therese bat ihn lächelnd, endlich Platz zu nehmen und sprach nun ebenfalls mit Gewandtheit vom Wetter. Vom Regen sowohl wie vom Balkon.

Endlich kam auch Herr Schmied.

Er legte die eine feuchte Hand in Matthias' Rechte hinein und die andere darüber, hielt sie so eine Weile schweigend umschlossen und sagte dann: „Willkommen, mein lieber Doktor Senf."

Dann setzte er sich und begann ebenfalls seine Ansichten über das Wetter kundzugeben. Er rühmte die Sonne. Ohne sie keine gelungene photographische Aufnahme.

Frau Therese bemerkte, daß die Sonne zu allem nötig sei. Nicht nur zu Passionen.

„Selbstverständlich," pflichtete Matthias höflich bei.

Er hatte keine Ahnung von dem, was er oder die andern sprachen.

Er beobachtete Marie. Sie spielte mit dem hellen, blauen Seidenband ihres weißen Mullkleides, während sich ihre Blicke zum Fenster hinaus im Glanz der Sonne verloren.

Matthias begriff sie. Sie, die nichts mit diesen Leuten hier gemeinsam haben konnte. Zu wem gehörte sie? Auf was wartete sie? Er schalt sich einen feigen Zögerer. Charakterlos. Warum hatte er von jeher das bedächtig-vorsichtige Drehen des bürgerlichen Kreises gehaßt? Wenn er selbst nicht

den Mut des raſchen Handelns fand, wo es endlich einmal geboten.

Man lebt doch nur ſo kurze Zeit und iſt ſo lange tot. Wer hatte ihn dieſe Worte, die er nicht mehr vergeſſen konnte, gelehrt. Ohne es zu wiſſen.

Indeſſen hatte Frau Thereſe im ſchweigenden Raum auseinandergeſetzt, daß es kein größeres Glück geben konnte als Kinderſegen. Überhaupt der eigene Herd. Und wenn er noch ſo beſcheiden wäre, er war goldeswert. Wie das alte Sprichwort richtig ſagte. Was iſt der einzelne? Ein im Winde flatterndes Blatt.

Endlich folgten die Augen der einſtigen Oberlehrertochter den abweſenden Blicken ihres Gaſtes, um mit Schreck zu bemerken, daß Marie wieder, wie die Faulheit ſelber, auf ihrem Stuhle klebte.

Die beladene Mutter räuſperte ſich und tippte mit der Lackſpitze des Sonntagsſtiefels ſo lange auf den bunten Teppich, bis Marie endlich die Gefälligkeit hatte, ſich zu erheben, um den Kaffee zu holen.

Marie war damit beſchäftigt geweſen, erneutes Regenwetter herbeizuwünſchen. Es war ihr angenehmer, daß an den Sonntagen, die Wilhelm Hubermann nicht unter ihren Augen verbrachte, ſchlechtes Wetter die Laune regierte.

Sie ſtand gehorſam auf und ging hinaus.

Auch das Bild ſchmückt den Rahmen. Genau wie umgekehrt.

Als Marie nicht mehr im Raum war, ſah Matthias mit einem Blick den roten Plüſch, die gehäkelten Decken, den Sammelrahmen Schmiedſcher Familienbilder und dahinter die große Gipsvaſe mit den künſtlichen Roſen und den Pfauenfedern.

„Gräßlich," ſtieß er hervor, ſprang auf und tupfte ſich, das feine Tuch in den ſchmalen Fingern, erregt die Schläfen.

Allein ſolche Gipsvaſe genügte, um Seekrankheit hervorzurufen. Auch ohne Wachsblumen und Pfauenfedern. Mit aller Macht gegen ſein Übelbefinden ankämpfend, ging er auf und nieder.

Was mußte Marie hier zu überwinden gelernt haben? Welches Wunder war es, daß ſie die Kraft gefunden hatte, in aller ihrer Eigenart aufzublühen.

„Wie beliebt?" hatte Herr Schmied gefragt.

Und hatte beunruhigt zu ſeiner tüchtigen Frau hinübergeſehen.

Hatte ihr Gaſt nicht, als Marie hinausging, laut und deutlich: „gräßlich" hinter ihr hergeſagt?

Auch Frau Thereſe war es ſo vorgekommen. Aber ſie war ihrer Sache nicht ſicher. Sie war aufgeregt und wie immer recht übermüdet. Ja, wenn man erſt einmal Großmama ſein würde. Da fänden ſich gewiß auch ein paar ruhige Stunden.

Wieder ſtraffte ein Lächeln das erſchlaffte Muttergeſicht zuſammen.

„Sehen Sie ſich nur alles an," ſagte ſie freundlich zu dem auf und ab ſchreitenden Gaſt und machte ihn noch beſonders auf einen Öldruck aufmerkſam, der den Untergang Meſſinas im Augenblick des großen Erdbebens ſchauerlich naturgetreu und packend wiedergab.

Und da der ſtille Gaſt noch kein Wort mit Marie gewechſelt, begann ſie Kunigundchen zu loben. Dieſes begabte Kind. Mit dem Hang zur Bildung und Poeſie. Die unverleugbare Nachkommin tüchtiger Oberlehrer.

Dabei dachte ſie: Wo bleiben die Bälge mit dem Kaffee? Natürlich kichern ſie draußen wieder zuſammen. Wenn

Schmied doch nur das Geringſte zur Unterhaltung beitragen würde, daß ſie auf einen Augenblick hinauskomme. Aber er lächelte nur.

Trotz aller Bemühungen entſtand eine Pauſe.

Aber Florian, ihr guter Junge, rettete auch diesmal die Situation.

Er holte eine Schachtel mit Zigaretten aus der Taſche und bot ſie dem Gaſte freundlich an.

„Fünf Pfennig das Stück," ſagte er dabei.

Herr Dr. Senf nahm dankend eine der koſtbaren Zigaretten und legte ſie neben ſeine Kaffeetaſſe.

Nun kam auch Marie mit der Kaffeekanne.

„Aha! Oho!" riefen alle Schmieds im Chor.

Daß ihr Gaſt erſchreckt zuſammenzuckte, entging ihnen. Nun hingen aller Augen an der Kanne. Alle Naſen ſogen den ungewöhnlich kräftigen Duft ein.

Neu belebt, ſchenkte Frau Thereſe die Taſſen voll. Siegesgewiß ließ ſie das blanke Meſſer durch den roſinenſchweren Kuchen wetzen.

„Donnerwetter, da wimmelt's ja vor Roſinen," ſtieß Florian unbedacht hingeriſſen hervor, als die erſte Scheibe fiel.

„Nicht anders als ſonſt," ſagte Frau Thereſe mit ſtrafendem Blick. Und legte dieſe erſte Scheibe eigenhändig auf den Teller des Gaſtes.

„Kaffee, du meine Wonne," ſagte Marie und nahm einen langen, ſchlürfenden Schluck.

Matthias ſah erſchreckt zu ihr hinüber. Sie lächelte ihn an und ſchlürfte mit Behagen weiter.

Matthias lächelte zurück. Bei dieſem Mädchen war auch dieſe Untugend voll Liebreiz. Beſonders, wenn man ſich ſa-

gen mußte, daß es nichts anderes ſein konnte als mädchenhafte Verlegenheit.

Er mußte daran denken, wie harmoniſch jedes Zuſammenſein war, wenn ſich Fäulein von Strecker an Mariens Seite befand. Da fühlte ſich das junge Weſen am rechten Platz.

Dreimal hatte Frau Schmied inzwiſchen verkündet, daß Kaffee für ſie ein Lebenselixier wäre.

Und Herr Schmied, durch ſtrenge Gattinnenblicke daran erinnert, daß er kein Ziergegenſtand, ſondern Familienvater ſei, miſchte ſich endlich auch in die Unterhaltung, indem er bekanntgab, daß er für ſeine unmaßgebliche Perſon dem Tee den Vorzug gebe.

Matthias löſte ſeine Blicke auf einen Augenblick von Marie und ſagte auf gut Glück, daß dann Herr Schmied wohl meiſtens Tee trinke, wenn ſeine Gattin ſich des Kaffees erfreue.

Aber er hörte es ſchon wieder nicht mehr, daß Herr Schmied lächelnd erwiderte, daß dies zu umſtändlich wäre und ſeine Gattin und er ſich daher in ihrem Geſchmack entgegenkämen. Sie tränken alle beide Kaffee.

Marie blieb ſtumm. Ihre Blicke ruhten auf dem Kuchenſtück auf ihrem Teller.

Sie dachte: ſoviel Roſinen darin, ſoviel Wartejahre auf Wilhelm Hubermann. Das Orakel ſagte: neun. Marie ſeufzte.

Matthias rüſtete ſich zu der Frage, was Marie nachdenklich und ſeufzend mache.

Aber da ging die Tür auf. Auf Kunigundes Arm kam endlich Melittchen den Gaſt zu begrüßen. Sie ſah reizend aus in dem Taufkleid mit den roſa Schleifen.



Digitized by Google

Als man ſie Matthias zeigte, ſtreckte ſie beide Armchen nach ihm aus. Nicht einmal, ſondern zweimal, dreimal.

Herr und Frau Schmied warfen ſich einen langen, ſchweigenden Blick zu. Kindliches Spiel enthält oft tiefen Sinn.

„Ei, lala," trällerte Matthias ſchließlich verlegen, als man ihm das dicke, fremde Kind immer dichter vors Geſicht hielt.

„Sieht ſie nicht wie eine Anſichtskarte aus?" fragte Frau Thereſe beglückt und nahm Melitta endlich auf den Schoß.

Matthias erinnerte ſich plötzlich, daß dies hier alſo die arme Kleine mit dem Dirnennamen war.

Mit Freude bemerkte Frau Thereſe ſeinen nachdenklichen Blick.

Kinder aber ſind unberechenbar. Nur zu oft durchkreuzen ſie die Pläne ihrer Eltern. Frau Schmied ſah ſich genötigt, mitten aus ihren freundlichen Gedanken mit Melitta hinauszueilen.

Matthias wendete ſich zu Herrn Schmied und ſagte, daß ſowohl Melitta wie Florian ungewöhnliche Namen wären.

Herr Schmied bat um Vergebung und teilte mit, daß die meiſten ſeiner Kinder nicht wie Müller und Schulze hießen. Sie dankten dies dem Bildungstrieb ſeiner Frau. Deren Vater Oberlehrer geweſen. Wenn ſie noch ſo müde war, ſie konnte nicht einſchlafen, ohne ein wenig geleſen zu haben. Nach den Lieblingsgeſtalten der jeweiligen Lektüre aber waren die guten Kinderchen benannt worden.

Und weil es Herrn Schmied endlich gelungen war, etwas ins Reden zu kommen, und er dadurch hoffen durfte, ſich auch einmal nützlich zu machen, fügte er hinzu, daß Kunigundchen dieſen ſchönen Leſetrieb geerbt habe.

Matthias aber blickte längſt wieder auf die ſtill lächelnde Marie.

Sie hatte gerade insgeheim ausprobiert, daß, wenn der Vater drei Worte hintereinander sprechen würde, ohne mit den Wimpern zu blinken, Wilhelm Hubermann in diesem Augenblick gleichfalls an sie dächte.

Der gute Vater hatte nicht mit der Wimper gezuckt.

Kinder sind leichter zu beglücken, als die meisten Eltern ahnen...

Marie lächelte froh in Matthias Augen.

Und sagte, daß sie nicht begreife, wie die Menschen die vielen dicken Bücher zusammenschreiben konnten. Schließlich hätte das ganze Alphabet doch nur fünfundzwanzig Buchstaben.

Matthias glaubte ihren Spott zu verstehen.

Er dachte an die ausgewählten Bände auf Fräulein von Streckers altgeschnitztem Bücherbrett. Vor dem er deutlich empfunden, daß jeder der wertvollen Bände in Mariens Hand geruht haben mußte.

Frau Therese hatte gerade bei Mariens Bemerkung das Zimmer betreten. Sie räusperte sich stark. Nicht einen Augenblick konnte man hinaus, ohne daß sich eins der Mädchen blamierte.

Sie fühlte, dies war der Augenblick, wo Florian der Stimmung auf die Beine helfen mußte. Einleitend fragte sie, ob Herr Dr. Senf musikalisch sei. Ob er am Ende Geige spiele? Gar auf auf diesem Instrument etwas zum besten geben wolle?

Matthias sagte, daß er nur für sich selber ein wenig Musik treibe, sich aber nicht berufen fühle, sein bißchen Kunst vor anderen zu zeigen.

Frau Therese bestätigte mit nachsichtigem Kopfnicken, daß

das wahre Talent eine seltene Gottesgabe sei, und winkte Florian, die Geige aus dem Futteral zu nehmen.

Matthias erhob sich unruhig.

Aber Florian stimmte vorerst die Saiten. Er beschwor damit ein ähnliches Geräusch herauf wie die elektrischen Bahnen bei scharfen Schienenkreuzungen.

Matthias sprang wie schützend neben Marie.

Sie rührte sich nicht. Sie war diese Töne gewöhnt. Als Großstadtmensch wie als Schwester.

Außerdem dachte sie daran, daß Wilhelm Hubermann das ganze Geigengezirp verachtete. Nur in Posaune und Fanfare lag seiner Meinung nach Musik drin.

Matthias bewunderte aufs neue Maries Beherrschung und nahm sich fest zusammen.

Florian begann zu geigen. Ein schwarzes Sammetkissen mit gestickten Veilchen unter dem Kinn. Mit dem Zeh des linken Fußes sanft den Takt auf dem Teppich tippend und dadurch den ganzen Körper leicht wiegend mit den Tönen mitschwingend.

Das Lied des Tannhäusers: „O, du mein holder Abendstern".

Herr Schmied neigte das melierte Haupt lächelnd im Takt. Er war nicht musikalisch. Aber die allgemeine Ruhe, die beim Geigenspiel einzutreten pflegte, tat ihm wohl.

Frau Therese ruhte tief im Sessel. Sie lauschte mit geschlossenen Augen. Jetzt konnte sie auf einige Augenblicke alles sich selbst überlassen.

Und Florian geigte. Die Takte mit den vielen Vorzeichen möglichst behutsam. Die leichten dagegen schnell und freudig.

Matthias sah auf Marie. Ihr schönes Gesicht war schmerzlich verzogen. Sie hatte Grund dazu. Denn sie hatte be-

ſchloſſen, daß, wenn Florian ſechs Takte ſpielen würde, ohne ſich zu vergreifen, Hubermann noch in dieſem Jahre die feſte Anſtellung erhalten ſollte. Aber das Glück wollte ihr nicht wohl. Obwohl ſie ihm entgegenkam und die Zahl der Takte ſchon auf drei herabgeſetzt hatte. Florian und dieſer ſchwere Wagner machten ihre Hoffnung zunichte.

Immer verdrießlicher wurde ihr Geſichtsausdruck. Sie tat Matthias unendlich leid. Aber ſeine Widerſtandskraft wurde immer geringer.

Als Florian, ohne ſich Ruhe zu nehmen, wohl um, beſcheiden und wohlerzogen wie er war, das Beifallsklatſchen der Eltern nicht allzu laut anſchwellen zu laſſen, nach dem letzten Ton ſofort in eine Fuge von Bach ſprang, ſtürzte Matthias hinaus.

Er ahnte, daß er ſich damit einem peinlichen, unäſthetiſchen Verdacht ausſetzte. Daß er ſich lächerlich machte, wofür kein weibliches Weſen Verzeihung wußte. Aber er konnte nicht anders.

In einem Gang voll hoher Schränke entfloh er blindlings der verfolgenden Geige.

Marie hatte laut aufgelacht. Matthias hörte es deutlich, trotz dem Geſchrei der drei gewachſten Katzendärme.

Frau Thereſe war beim Schall der heftig zuklappenden Tür aufgefahren.

„Force majeure," murmelte Herr Schmied entſchuldigend.

Florian ſpielte ruhig zu Ende. Er war wirklich wohlerzogen.

Als er die Geige in den Kaſten legte, war Matthias wieder im Zimmer.

Sehr bleich im Geſicht, küßte er den Damen die Hand und verabſchiedete ſich. —

Die Mädchen bogen ſich vor Kichern, als ſie der Mutter den Tiſch abräumen halfen.

„Der Kaffee war zu ſtark. Wie man's macht, iſt es falſch," ſagte Frau Schmied müde und preßte den roſinenſchweren Napfkuchen, den Herr Senf kaum gekoſtet hatte, in eine Blechſchachtel. So würde man ihn wenigſtens am nächſten Sonntag noch Wilhelm Hubermann vorſetzen können.

Eine Mutter kann nicht nur an heute und morgen denken...

## Sechsundzwanzigſtes Kapitel

Man ſoll niemanden für ſeine Herkunft verantwortlich machen.

Matthias ſagte es ſich ſtreng, befehlend, erzieheriſch. Als er wieder vom Sonntagslärm geborgen, auf ſeinem Balkon ſaß und den weißen Federwolken folgte. Über das helle Blättergrün ſegelten ſie ſanft ins endloſe Blau.

Wie wenig Menſchen gab es, die auf dem rechten Platz zur Welt kamen! Und er wollte das von einem harmloſen, achtzehnjährigen Mädchen verlangen?

Wäre es nicht würdiger, nur dankbar und froh zu ſein, daß es ſo etwas wie Marie überhaupt auf Erden gab?

Aber der beſte Wille vermag nichts gegen die Tücke der Gedanken. Sie laſſen ſich nicht nach Wunſch und Laune beliebig trennen und ausſchalten. Sie hängen aneinander. Auch ſie ſind nichts weiter als eine verſchwägerte Sippſchaft.

Sobald Matthias jetzt an Marie denken wollte, an die blonde Geſtalt im weißen Kleide, die Hände ſpielend am

Seidenband, begann es in ſeinen Zahnnerven zu zucken. Er hörte im gleichen Augenblick jemanden heißen Kaffee langſam ſchlürfend durch die Lippen ziehen, und plötzlich hockten durchfrorene, fette Marktweiber grinſend vor der Tür ſeines Denkens.

Ein Narr, der ſich einbildete, denken zu können, was er will. Wir ſind nichts weiter als die Handlanger unſerer Gedanken. Die wir nicht lernen, die niemand uns lehren kann und die uns im Kopf aufwachſen, wie die Zähne aus dem Kiefer.

Matthias ſah plötzlich Fräulein von Strecker, in ihrer zurückhaltenden Art, Beifall nicken.

Richtig. Das war eine Perſönlichkeit, die für dergleichen peinliche Empfindungen Verſtändnis haben könnte.

Er fühlte die Notwendigkeit, mit ihr zu ſprechen. Natürlich über Marie. Dieſes blonde, einſame Kind.

Er zuckte zuſammen. Der Zahnſchmerz war ſchon wieder da. Und gleichzeitig wiederholte ſich in ſeinen Ohren das unangenehme Lachen, das ihm gefolgt war, als er vor Florians Geige die Flucht ergriffen hatte.

Dienſtbotengelächter.

Matthias ſtand haſtig auf. Unerhört, daß ſeine eigenen Gedanken in ſeinem eigenen Heim nichts anders taten, als dies unſchuldige Geſchöpf beſtändig herabzuſetzen. Nur weil Florian Geige geſpielt hatte.

Er nahm den Hut und ging.

In den mit Sonntagsluſt vollgeſtauten Straßen war es ein angenehmes Bewußtſein, einem Ort zuzuſteuern, der einem unbedingt Behagen und Ruhe geben würde.

Matthias ſagte ſich, daß er auch dieſes niemand anderem als Marie verdankte.

Aber da quietſchte eine aus der Weiche gebrachte Bahn dicht neben ihm, und Geige, Lachen und Schlürfen vereinten ſich mitten hier im Straßengewühl zu einem gräßlichen Akkord.

Es ſchmerzte Matthias, wie ſich heute alles gegen Marie zu verſchwören ſchien — —

Fräulein von Strecker öffnete die feſtverſchloſſene Tür im Malkittel.

Matthias fragte, ob er ſtöre. Sie verneinte es freundlich und lud ihn näher. Sie arbeitete nicht aus Eile den Sonntag hindurch. Sondern aus Widerſpruch. So fühlte ſie mit jedem Pinſelſtrich, daß die Vergnügungen der Maſſe nicht die ihren waren.

Sie hatte bei ihren heiter vorgebrachten Worten nicht ohne Staunen die Eleganz ihres beſcheidenen, ſtellungsloſen Gaſtes betrachtet.

Aber als ſie ſagen wollte, daß er heute geradezu mit ihrem Onkel, dem Miniſterfreund, hätte zu Mittag ſpeiſen können, hielt ſie den Scherz zurück.

Sie wußte, wie leicht man ſich in beſcheidenen Verhältniſſen verletzt fühlt.

Matthias ſagte, daß er nur bliebe, wenn ſich das gnädige Fräulein nicht ſtören ließe.

Er wünſchte nichts anderes, als im Lehnſtuhl ſitzen zu dürfen und über die Dächer zu ſehen.

Fräulein von Strecker war zufrieden, noch den letzten Schein des ſchwindenden Tages nutzen zu dürfen.

Mehrmals glitt ihr Blick über Matthias' feingeſchnittenes Profil.

Wer weiß, aus welchem unfreundlich engen Zimmer er zu ihr geflüchtet ſein mochte. Sie fühlte ſich zufrieden und reich.

Nach einer langen tiefen Stille fragte Matthias, ob sie Notenpapier besitze.

„Sofort, mein Herr," rief sie und zeichnete schon auf einem prachtvollen Bogen Pergamentpapier die ersten Notenlinien. Bald flog das fertige Blatt zu ihm herüber. Ein Bleistift folgte.

Was er mit beiden wollte, fragte sie nicht.

Matthias hätte nie geglaubt, daß es so neugierdelose weibliche Wesen gäbe.

Es wurde wieder still im Raum. Weit draußen schnurrten die Bahnen rastlos den schweren Sonntagsdienst ab.

Einmal fragte Toni in die Stille hinein, wie es denn eigentlich bei Schmieds gewesen.

„Bei was für Schmieds?" fragte Matthias zerstreut zurück.

Darauf schwieg Toni.

Als die Sonne mit dem Arbeitslicht davongegangen, stand Matthias auf, reckte die Arme und sagte: „Und ich bringe vielleicht doch noch etwas fertig auf dieser Welt."

Er schwieg und sah verlegen auf Fräulein von Strecker.

Sie räumte ihre Pinsel zusammen und sagte nichts.

Nur als sie ihm jetzt die Zigarettenschachtel herüberreichte, sah sie ihm einen Augenblick freudig in die Augen.

„Fünf Pfennig das Stück, mein Herr," rief Matthias übermütig. Und lachte wie ein Schuljunge.

Und nun erzählte er von Florian.

Auch die peinliche Art seiner Flucht verschwieg er diesem vernünftigen Mädchen nicht.

Toni lachte Tränen.

„Und Marie?" fragte sie.

„War auch dabei," sagte Matthias fest.

Toni wurde ernſt. Sie dachte an Frau Thereſe. Ihr Mädchentum ſträubte ſich in bitterem Mitleid vor der Lebenslaſt der Mütter.

„Ich möchte reich ſein. Sehr reich," ſagte ſie.

Darauf ſchwieg Matthias.

Toni aber ſprach weiter und ſagte, daß ſie ſogar unermeßlich reich ſein möchte.

„Warum?" fragte Matthias.

„Um ein Geſchlecht des guten Geſchmackes großziehen zu können," rief Toni heftig in die umſchleiernde Dämmerung. „Ein Geſchlecht, das die Menſchen lehren ſollte, ihr totes, ordinäres Geld in Schönheit umzuſetzen. In genießendes Denken. In tiefes, ſorgloſes Verſenken in die Wunder der Natur. In Mitgefühl mit Kunſt, mit jedem Lebensleid und jeder Lebensfreude. Menſchen, die durch ihren Reichtum weder tragiſch noch komiſch wirken."

Tränen ſprangen aus ihren Augen. Sie brach ab. Beſchämt. Erſchreckt. Durfte ſie ſo ſicher ſein, daß dieſer Herr Dr. Senf ſie verſtand? In jedem Fall war es wohl taktlos geweſen, vor einem Verarmten das Geld zu beſingen.

Sie ſtand auf, zeigte auf die Sterne, die draußen aufgezogen waren, und bat um Verzeihung, daß ſie durch ihr langes Geſchwätz ihren Gaſt am Fortgehen gehindert hatte.

Matthias aber packte ihre Hände und preßte ſie feſt in die ſeinen.

„Mein Leben lang habe ich mir ſolchen Freund gewünſcht," ſtieß er hervor. „Sie ſollten ein Mann ſein. Sie, liebe, gute, ſeltene!"

Damit war er davongeſtürzt.

Veränderungen gehen langſam vorwärts. Unmögliches zu verlangen gewöhnt man ſich nicht in einer Stunde ab...

## Siebenundzwanzigstes Kapitel

Man muß nicht kleinlich ſein.

Matthias war es nicht. Zumal nicht einem ſo wertvollen Menſchen gegenüber, wie es Toni von Strecker war. Ob Mann oder Mädchen, Matthias fühlte den lebhaften Wunſch, ſie ſo bald als möglich wiederzuſehen.

Er wußte, daß ſie jetzt wieder den ganzen Tag im Atelier arbeitete. Doch es ſchien ihm aufdringlich, ſie vor dem Spätnachmittag aufzuſuchen.

Aber wenn man etwas Angenehmes vor hat, vergehen die Stunden raſch. Matthias hatte ſie zum größten Teil damit verbracht, unter ſeinen Raritäten nach etwas beſonders Hübſchem zu ſuchen, das Fräulein von Strecker Freude machen könnte. Er glaubte, daß es der einfache Anſtand erforderte, für ſo viel Gaſtfreundlichkeit eine Aufmerkſamkeit zu erweiſen.

Freude machen zu wollen, belohnt ſich ſelbſt. Das Kramen in ſeinen Reiſeſchätzen hatte viele reiche Stunden wieder lebendig werden laſſen. Während draußen, trotz des Regenbogens von geſtern, Regenguß auf Regenguß in melodiſchem Rhythmus niederrauſchte.

Schließlich hatte ſich Matthias für eine kleine Schildkröte aus Schildpatt entſchloſſen. Ihre Augen bildeten zwei kleine tadelloſe Rubine. Es war ein Genuß, das kleine, glatte Ding zwiſchen den Fingern zu drehen. Auf dem Dampfer zwiſchen Neapel und Capri war es erhandelt worden. Die roten Augen aber dankte es einem Goldſchmied auf dem Rialto in Venedig. Irgendeine, die anders wie alle anderen wäre, ſollte ſie einmal zum Spielzeug erhalten...

Auch an jenem Tage hatte die große Regenmelodie über

den trüben Lagunen und den zeitlosen Palastdächern gerauscht. Matthias glaubte, daß dies Grund wäre, der ihn dazu gebracht, gerade die kleine, feine Schildkröte zu wählen...

Als er endlich seine Wohnung verlassen wollte, meldete Melchior den Besuch eines Herrn Wilhelm Hubermann.

Matthias bedauerte, keinen Unbekannten empfangen zu können.

Melchior aber kehrte sofort zurück und sagte, Herr Wilhelm Hubermann lasse bestellen, daß er kein Unbekannter sei. Er käme als Abgesandter eines Fräulein Marie Schmied.

Und nicht ohne Mitgefühl fügte Melchior hinzu, daß der Herr wie ein Athlet aussah.

Er blickte nicht sehr erfreut auf, als sein Herr ihm jetzt zurief, den Herrn sofort vorzulassen.

Schon im nächsten Augenblick trat Herr Wilhelm Hubermann über die Schwelle. Marie hätte stolz sein können. Auch hier spürte jeder Gegenstand, daß ein Mann ins Zimmer kam.

Auch ein starker Pomadengeruch zog mit herein.

Jeder kann duften, wie es ihm paßt. Dafür gibt es noch keine Gesetze.

Aber leider war Matthias' das angenehmste beim Nächsten volle Geruchslosigkeit. Besonders im eigenen Haus.

Ohne daß er es wußte, krauste sich seine Stirn.

Hubermann beobachtete ihn scharf.

Hatte der feine Herr etwa ein schlechtes Gewissen? Dann gnade ihm Gott.

„Womit kann ich dienen?" fragte Matthias. Und versuchte möglichst wenig tief zu atmen.

Hubermann setzte sich in den angebotenen Sessel, räusperte sich krachend und sagte dann, daß er nicht nur ein Verwandter einer gewissen Familie Schmied sei, sondern gestern

auch die Ehre gehabt, als überraſchend kommender Gaſt, von den Roſinen zu bekommen, die auch Herr Dr. Senf gütigſt gekoſtet hatte.

Matthias wiederholte, womit er Herrn Hubermann dienen könne.

Hubermann lachte zufrieden. Die Ruhe dieſes ſchmalen Herrchens gefiel ihm. Wer ein ſchlechtes Gewiſſen hat, brauſt auf. Sein ganzes Ausſehen rief ſeine Zufriedenheit hervor. Beruhigte einen böſen Verdacht. Alſo Stubengelehrter. So etwas hielt ſein Mariechen höchſtens für einen Witz. Aber nie für einen Mann.

Er klatſchte ſich auf die prallen Schenkel und ſagte, um auf alle Fälle ſicher zu gehen, daß er eigentlich gekommen wäre, um Herrn Dr. Senf zu danken. Für den Schutz, den er mehrere Abende lang Mariechen Schmied hatte angedeihen laſſen.

„Sie wiſſen?" ſagte Matthias.

Hubermann antwortete, daß, wer Marie beſchütze, auch ihn beſchütze. Denn eines Tages würde ſie ſeine beſſere Hälfte ſein.

Matthias fragte, ob Fräulein Marie ſchon davon wiſſe.

Hubermann lachte ſchallend auf. Dann verriet er, daß dieſes gewiſſe Fräulein Marie ſogar bis jetzt die einzige aus der Familie wäre, der dieſer Plan bekannt ſei.

Matthias betrachtete unſicher ſein breites, ſehniges Gegenüber. Der Mann log offenbar. Mußte nicht jedes Mädchen Grauen vor dieſem Kraftmenſchen empfinden? Seine blanken Kohlenblicke konnten einen ausgereiften Mann zum Erröten bringen.

Hubermann lachte zum zweiten Male in die peinlich werdende Stille und ſagte, daß der Herr Doktor wohl Bauklötze

ſtaune. Aber Liebe erzeuge Gegenliebe. Wenigſtens manchmal.

Er zwinkerte mit den Augen. Denn die Verdutztheit des Herrchens war ihm doch nicht entgangen. Für dumm war Wilhelm Hubermann nicht zu kaufen.

Matthias rückte ſeinen Stuhl zurück und bat endlich, wiſſen zu dürfen, inwiefern er bei dieſer Angelegenheit behilflich ſein durfte.

Hubermann verſprach ihn dies ſofort wiſſen zu laſſen. Dann holte er zweimal tief Atem und ſagte, daß dies bei der Kürze ihrer Bekanntſchaft nicht ſo einfach wäre.

Er räuſperte ſich wieder mehrere Male und ſagte dann, daß er, wie er ſchon angedeutet, dieſen kühnen Beſuch nur gewagt habe, weil er Marie glücklich machen wolle. Sehr glücklich ſogar. Und zwar ſo bald als möglich.

Matthias empfand plötzlich Sympathie für dieſen Rieſen. Es ſchien ihm, als nehme er ihm gutmütigſt eine ſchwere Laſt ab.

„Die Hauptſache bei der Liebe iſt, daß man ſich wirklich kennt und zueinander paßt," erklärte Hubermann weiter, hoffend, daß man auch auf Umwegen zum Ziel kommt.

Dr. Senf ſchwieg leider darauf.

Fühlte ſich der ſtudierte Mann beleidigt, weil man ihn belehren wollte?

Hubermann rückte näher und ſagte reſpektvoll, daß er natürlich überzeugt davon ſei, daß auch der Herr Doktor ſeine gründlichen Erfahrungen auf dieſem Gebiete haben werde.

Er ſah aus, als wolle er Matthias' Hände ſchütteln. Aber dieſer hatte ſie plötzlich in den Taſchen ſeines Jacketts, wo ſeine Fingerſpitzen auf das Seidenpapier trafen, das die kleine Schildpattkröte umhüllte.

„Marie war immer ein reizender Racker," quälte ſich Hubermann aufs neue, dem Zweck ſeines Beſuches näher zu kommen. Und fragte, ob Herr Dr. Senf bei ſeinem Sonntagsbeſuch vielleicht die kleine Melitta geſehen.

Matthias nickte zuſtimmend.

„Nun ſehen Sie," rief Hubermann erfreut. „Genau ſo war das Mariechen."

„Mit roſa Schleifen," ſagte Matthias mechaniſch.

„Und ich möchte beinahe ſagen, ſo kindlich iſt ſie geblieben," ſchwärmte Hubermann. „Aber ich werde ſie auch auf Händen tragen."

Er öffnete ſeine feſten Fäuſte, wie zwei Flügelſchwingen.

Matthias nickte nachdenklich.

Hubermann ſchwieg. Er glaubte nun genug geſagt zu haben. Aber es ſchien doch noch nicht auszureichen. Dieſe reichen Leute verſtanden es, ſich hinter ihr hochmütiges Schweigen zu verſchanzen, wie hinter einen Panzerſchrank. Ein anſtändiger Menſch würde ſich einfach genieren, ſo lange Zeit mit ſtummem Munde dazuſitzen.

Aber wer gewinnen will, muß wagen.

Er räuſperte ſich noch einmal krachend.

Matthias ſchrak zuſammen. Er hatte ſich gerade überlegt, daß er den Beſuch bei Fräulein von Strecker unterlaſſen wollte. Er fand ſich aufdringlich. Er ſchämte ſich, daß er ſich nicht längſt geſagt, daß ein ſo ſeltenes Weſen, wie dieſe Malerin, ſicherlich Menſchen beſaß, die ihr bedeutend näher ſtanden, als der fremde Herr Senf.

„Die Sache iſt nämlich die, daß zum Glück Geld gehört," platzte Hubermann mit Mut heraus.

„Eins, zwei, drei, Kopfſprung!" hatte er ſich innerlich kommandiert.

Jetzt hatte Matthias sofort verstanden. Er wurde rot. Das wurde er stets, sobald er fühlte, daß jemand den peinlichen Moment durchlebte, ihn anborgen zu müssen. Trettin nannte dies: falsche Keuschheit.

Er stand auf und sagte hastig, daß er natürlich gern bereit sei, so weit es in seinen Kräften stehe...

Hubermann lachte erleichtert auf. Er erhob sich auch und brachte nun, schnell und gewandt, das wörtlich mit Marie Überlegte vor: Bis zur festen Anstellung die monatliche Hilfe einer kleinen dreistelligen Zahl.

Matthias sagte eilig zu. Das Praktische der Angelegenheit sollte seine Bank erledigen.

Er drückte Hubermanns Hand. Wieder hatte er das dankbare Gefühl, daß ihn dieser wuchtige Mann von einer schweren Pflicht befreie.

Hubermann strahlte. Doppelt schien ihm sein Lebensglück gesichert. Denn dieser bedeutungsvolle Augenblick gab ihm gleichzeitig den Beweis dafür, daß sich seine kleine Marie auf Menschen und Leben verstand.

Sie allein war sofort auf diesen prächtigen Gedanken gekommen, sobald es Papa Schmied verraten hatte, wer dieser Herr Dr. Senf gewesen, hinter dem sie hergelacht hatte.

Sie hatte ihm nicht verhehlt, daß sie diesen Herrn Doktor erst sogar für einen Idioten gehalten. Ein verzeihlicher Irrtum. Denn das kleine Ding kannte schließlich keinen anderen Mann, als ihn, Wilhelm Hubermann.

„Aber," hatte Marie weiter berichtet, „wenn auch diese Meinung falsch gewesen, dieser Mann war sicher dumm genug, jedem von seinem vielen Geld zu geben, der ihn richtig zu nehmen verstände."

Sie hatte recht gehabt.

„Meine Braut und ich werden Ihnen ſtets die größte Hochachtung entgegenbringen," ſagte er, die Hacken zuſammenſchlagend...

Man muß ſich nicht überheben. Man muß ſein Wiſſen beſcheiden für ſich behalten können...

## Achtundzwanzigſtes Kapitel

Wer möchte nicht ſeine Wünſche erfüllt ſehen?

Frau Helene dachte zu viel an ihren einzigen Sohn, als daß ſie ſich nicht ſeiner ſchon erinnert hätte, als ſie beim Morgenkaffee die illuſtrierte Beilage ihrer Zeitung betrachtete.

Denn da war das Porträt eines Herrn von Strecker zu ſehen. Nicht der Miniſterfreund. Aber ſein leiblicher Bruder. Alſo ebenſogut ein Onkel von Matthias' neuer Bekanntſchaft. Er war, in einem entzückenden Thüringer Erholungsort, bei der Grundſteinlegung eines Kriegerdenkmals die offizielle Perſönlichkeit geweſen.

Eine kleine Plauderei, die ſein ordenreiches Bildnis und den Entwurf des zu erſtehenden Denkmals gedankenvoll verband, verriet, aus wie altem Geſchlecht dieſer Herr von Strecker war und daß ſeine verwandtſchaftlichen Beziehungen bis an Fürſtenhöfe reichten.

Als Mutter ſollte man glauben, daß ſich Matthias in ſeinem ausgeſprochenen Schönheitsſinn ganz von ſelbſt in eine ſolche exquiſite Familie gezogen fühlen würde. Noch mehr, wenn ihn das Schickſal deutlich darauf hinzuweiſen ſchien. Seine Befangenheit beim Sonntagnachmittag war einem Mutterauge nicht entgangen.

Wenn der herzensgute Junge nur mehr Sinn für die Wirklichkeit hätte. Es war durchaus nicht ſicher, daß er der jungen

Dame überhaupt ſchon hatte durchblicken laſſen, wer er war. Das heißt, in wie naher Verwandtſchaft er mit einem ſteinalten, unergründlichen Bergwerk ſtand. Sie ſich in gewiſſer Beziehung alſo ebenbürtig waren.

Eine ſtete Gefahr aber bildete ſeine Schenkluſt. Erſte Gefühle ſind zart. Er aber war imſtande, einem jungen Mädchen mit der längſten Ahnenreihe eine Schachtel voll Miſtkäfer zu ſchicken. Nur weil er das Treiben dieſer, für die gute Geſellſchaft überhaupt nicht exiſtierenden Inſektenart fabelhaft belehrend fand, oder auf ihren verkümmerten Flügeln den Perlmutterglanz verlorener Zeiten hängen zu ſehen glaubte.

Frau Helene erinnerte ſich jetzt, nach vielen Jahren, wieder einmal mit Unbehagen, wie Matthias ſeiner erſten Liebe, einer kleinen, umſchwärmten Bankierstochter, die gerade aus dem Penſionat zurückgekommen war, einen Schafskopf geſchickt hatte. Perlmutteraugen und Elfenbeinzähne hatten den wohlpräparierten Schädel geziert. Matthias hatte gefunden, daß er das treue Abbild einer Zauberformel aus „Tauſendundeiner Nacht“ geweſen.

Der Herr Bankier hatte das Geſchenk eigenhändig zurückgeſchickt und nach untröſtlichen drei Wochen hatte ſich das junge Mädchen mit einem Vetter verlobt. —

Glück will zart angefaßt ſein.

Frau Helene wollte die junge Malerin ſelber aufſuchen und ſie zuvörderſt mit einem künſtleriſchen Auftrag erfreuen.

Matthias war nun ſchon über die Dreißig. Noch ein paar Jahre weiter, und er gehörte zu den Junggeſellen, die keine Regung des Blutes mehr dazu bringen konnte, ihr bequemes Leben mit einem anderen zu teilen. Zum Erbonkel aber war ihr der einzige Sohn zu ſchade.

Außerdem konnte niemand wiſſen, wie bald Roſa vielleicht mit Enkeln und erſten Zähnchen prahlen durfte.

Sie gönnte ihr auch dies von Herzen. Aber ſie ſah nicht ein, warum ſie ihr in dieſen Dingen hätte nachſtehen ſollen.

Man hatte Pflichten gegen ſich ſelbſt.

Frau Helene beſtellte das Auto, um zu Fräulein von Strecker zu fahren.

Unterwegs kam ſie auf den Gedanken, Tante Martine mitzunehmen. Sie hatte eine Vorliebe für Matthias und außerdem Menſchenkenntnis. Schließlich war es vor der Außenwelt keine Schande, mit Gott intim zu ſein.

Im Gegenteil, wenn Tante Martine die große goldene Broſche und das echte, aus irgendeiner der vielen Erbſchaftsreſte herſtammende Spitzenfichu anlegte, glich ſie den alten Stiftsdamen, die in jeder adligen Familie zu finden waren.

Als Tante Martine Helenen vor ſich ſah, dachte ſie, daß ein Unglück geſchehen ſei. Weil Helene am hellen Tage mit ihr Auto fahren wollte. Und Matthias' Vater doch eine Zeitlang ſchon recht verfallen ausgeſehen. Trotz ſeiner Jodmanöver. Mit denen ſich leider der Lauf der Welt nicht aufhalten laſſen wird. Den lenkt ein Höherer.

Als ſie erfuhr, wohin die Fahrt gehen ſollte, fragte ſie erregt, wann der entſcheidende Moment ſtattgefunden hatte. Und bat ſofort Gottes Segen auf das junge Paar.

Helene unterbrach ſie haſtig. Sie war abergläubiſch. Erſt am Abend weiß man, was der Tag gebracht hat.

„Dein Sinn iſt immer ſo auf das Reelle gerichtet," unterbrach ſie die Betende ſcharf.

Und erklärte, daß ihr Beſuch nur aus reinem Kunſtintereſſe geſchehe. Sie wollte dieſem jungen Mädchen aus erſtklaſſiger Familie einen Auftrag zukommen laſſen.

Trotzdem könne Tante Martine die goldene Broſche und das würdige, kleidſame Spitzenfichu anlegen.

Martine ging daran, ſich zu putzen. Sie dachte, daß alle Annehmlichkeiten, die aus der Familie kamen, ihr Unangenehmes hatten...

Toni von Strecker empfing ihren Beſuch mit der ruhigen Höflichkeit, mit der man unbekannte ältere und alte Damen begrüßt, die in die beſte Arbeitszeit eine Unterbrechung reißen.

Zudem war ſie nicht fröhlich. Selbſtvorwürfe peinigten ſie. Sie ſchalt ſich oberflächlich und ohne Herzenstakt. Wo war ihre Selbſterziehung geblieben, als ſie einem vom Leben Getretenen, wie Dr. Senf, plötzlich den Segen des Geldes, das in rechte Hände fiel, zu preiſen begonnen. Nur weil ſie der klare Glanz der aufziehenden Sterne über dumpfen, ſtumpfen Sonntagslärm mit Schmerz und Mitleid gequält. Anſtatt zu bedenken, daß jede Bewegung dieſes vornehmen Mannes verriet, daß ihm bis vor kurzem jede Plumpheit des Geldmangels unbekannt geweſen ſein muß. Nun hatte ſie ihn verſcheucht. Und ſchämte ſich.

Frau Helene und Tante Martine prüften ſcharf das ſtrenge Geſicht des jungen Mädchens. Sie vermißten mit Bedauern das ſelbſtverſtändliche Lächeln der Wohlerzogenheit.

„Sind Sie nicht wohl, mein liebes Fräulein?“ fragte Tante Martine, nicht ohne Betonung.

Fräulein von Strecker antwortete nur mit einem erſtaunten Blick und legte der anderen Dame die Entwürfe der Teppichmuſter vor, die dieſe zu ſehen gewünſcht.

Frau Helene beeilte ſich, Tante Martines unangebrachte Frage vergeſſen zu machen.

Sie ſagte, daß ſie eine große Verehrerin von Fräulein von

Streckers geſchmackvoller Kunſt ſei. Und auch heute morgen das Bild ihres Herrn Onkels in der Zeitung bewundert habe.

Fräulein von Strecker dankte mit einem Neigen ihres Kopfes. Der übrigens, wie Frau Helene feſtſtellte, etwas ſehr Feines, Gemmenhaftes hatte. Dann ſagte ſie, daß ſie mehr Wert darauf lege, als Einzelweſen, ſtatt als Familienmitglied zu gelten.

Tante Martine und Frau Helene warfen ſich einen Blick zu.

„Das hätte auch Matthias ſagen können," entfuhr es Helene.

Bei dem Wort Matthias ſah Fräulein von Strecker hoch.

Frau Helene gab ſich lächelnd als die Mutter des Herrn Dr. Senf zu erkennen. Und deutete auch an, daß draußen ihr eigenes Automobil wartete.

Wobei es ihr, wie Tante Martine vorkam, als beſchliche das herbe, abweiſende Mädchengeſicht eine Röte.

Man kann in einem Augenblick ſehr viel denken.

Toni ſtreifte mit böſem Blick Schmuck und Kleidung dieſer eleganten Frau Mama. Der Richterin des Dr. Senf. Die ihrem verſtoßenen Sohn auch jetzt noch auf allen Wegen, im eigenen Automobil, nachzuſpüren ſchien. Vielleicht war ſein ganzes Verbrechen geweſen, daß er einer dieſer Erbtanten nicht die Hand küſſen wollte. Toni von Strecker würde es ihm verzeihen, wenn er ſich aus dieſen ſcheinheiligen Familienraritäten eine auf Nadeln geſpießte Schmetterlingsſammlung angelegt hätte.

Mit heftigen Bewegungen warf ſie die einzelnen Zeichenblätter über den Tiſch.

„Reizend," ſagte Frau Helene und hielt einen Zeichenentwurf bewundernd von ſich ab.

„Bitte, anders herum, gnädige Frau," ſagte die Malerin ruhig.

Frau Helene drehte das Blatt herum und ſagte, daß ſich das Fräulein wohl ſehr gut mit ihrem Sohne verſtehe.

Fräulein von Strecker antwortete, daß ſie nicht wiſſe, wie ſie die Frage der gnädigen Frau auffaſſen ſolle. Bildung ſei doch das Kunſtſtück, miteinander freundlich ſein zu können, ohne vertraulich zu werden.

„Sehr geiſtreich bemerkt," ſagte Frau Helene. Aber ihr Blick traf ſich, über die Blätter hinweg, mit Tante Martines.

Dieſe junge Dame ſchien ein angenehmes Temperament zu haben. Kein Wort des Entgegenkommens. In der Senfſchen Familie empfing man die Verwandten ſeiner Freunde, wie die Freunde ſelber. Alſo liebenswürdig. Auch wenn ſie im ungelegenſten Augenblick kamen und man ſie am liebſten auf den Großen und Stillen Ozean gewünſcht hätte. Das nannte man bei Senfs Bildung.

Frau Helene ſah ein, daß es aus einer Hochzeit, wo allein das Ordengeglitzer der Brautverwandtſchaft den Saal hätte erhellen können, nichts werden würde.

Und ſie fühlte, daß ſie als gute Mutter ſogar verpflichtet wäre, ſelbſt auf den leiſeſten Gedanken daran zu verzichten. Wie mußte ein Mädchen erſt auftreten, wenn man unter ſich, in den eigenen, verſchwiegenen, vier Wänden wäre, wenn ſie ſich derartig vor Beſuch benahm. Es war doch gut, die Menſchen zu prüfen, ohne daß ſie es ahnten.

Frau Helene ſtand auf. Ohne eine Beſtellung gemacht zu haben. Sie war nicht raſch von Entſchluß und wollte die Liebenswürdigkeit der jungen Künſtlerin nicht länger in Anſpruch nehmen. —

„Gott ſchütze mich!“ ſagte Tante Martine, als ſie die Treppe herunterſtiegen.

Frau Helene antwortete, daß man wieder einen Beweis gewonnen, daß auch die beſte Erziehung nichts gegen Charakteranlage auszurichten vermag.

Sie war verſtimmt. An jedem Zeitungskiosk, an dem ſie vorüberfuhren, prangte das Bild mit dem ordensgeſchmückten Onkel dieſes unfreundlichen Fräuleins.

Tante Martine wäre gern noch einmal den Kurfürſtendamm oder die Tiergartenſtraße entlang gefahren, aber Helene bedauerte, nicht mehr die Kraft dazu zu haben. Sie ſetzte Tante Martine vor ihrem Wohnhaus ab und fuhr nach Hauſe.

Unerwartet ſaß Matthias im Salon.

Sein verdrießlicher Geſichtsausdruck erinnerte an Fräulein von Strecker.

Mit einem verſchämten Lächeln ging er auf die Mutter zu.

Wenn ſie doch einmal nicht fragen wollte, warum er ſich ohne Anmeldung im Elternhaus eingefunden. Er wußte ſelbſt nicht, was ihn eigentlich hergetrieben. Aber warum hatte man eine Mutter?

„Nanu, begibt ſich ein Wunder?“ rief Frau Helene und fragte, ob Matthias Tokayer, Malaga oder ſonſt eine kleine Erfriſchung wünſchte.

Dann bemerkte ſie mit Ärger, daß das Zimmermädchen die große Meißner Gruppe dicht an den Rand des Konſols geſchoben. Sie klingelte heftig und erklärte dem herbeigeeilten Mädchen, daß nur das kleinſte Erdbeben zu kommen brauche und die Koſtbarkeit läge in Scherben.

Matthias hatte für die angebotenen Erquickungen gedankt.

Frau Helene ließ für ſich ſelbſt ein Gläschen Ungarwein bringen.

Nachdem ſie ſich mit einem Schluck geſtärkt, erzählte ſie, woher ſie komme.

„Ja," ſagte ſie, „deine Mutter hatte immer Kunſtintereſſe, mein Junge. Wenn du es auch ignorierſt."

Und ſie verhehlte nicht, daß die Arbeiten dieſer jungen Malerin leider gar keinen Eindruck auf ſie gemacht hätten.

Daß ſie ſich ein Mädchen aus ſo hervorragender Familie überhaupt anders vorgeſtellt habe. Sie begreife gern, daß man dieſes Mädchen höchſtens mit den Augen des Freundes betrachten könne. Sie hatte nichts von den Reizen, die einen Mann bewegen konnten, ein Weib auf ewig an ſeine Seite zu rufen. Trotzdem erſt heute wieder ein Onkel von ihr im illuſtrierten Blatt abgebildet war.

Matthias lächelte müde. Er ſagte, daß er ſich darüber keine Kopfſchmerzen mache. Er werde, nach aller menſchlichen Vorausſetzung, überhaupt nicht heiraten. Er eigne ſich nicht dazu.

Frau Helene nahm ihr Batiſttuch in die Hand und ſagte, daß es der einfachſten Frau aus dem Volke vergönnt ſei, Enkelkinder zu wiegen.

Aber Matthias' Gedanken ſchienen ſchon wieder ganz wo anders zu ſein.

Ohne ein Wort der Entſchuldigung war er gegangen.

## Neunundzwanzigſtes Kapitel

Frau Helene hatte recht.

Die jungen Mädchen aus guter Familie ſind manchmal anders, als man ſie haben möchte. Die Familie Senf ſelber ſollte ein Beiſpiel dafür liefern.

Mitten in die Börsenzeit hinein hatte Herr Eduard Senf ein Telegramm von seiner Gattin erhalten. Daraus erfuhr er, daß Rosa eine Stunde später von der Bahn geholt zu werden wünschte. Von Betty stand kein Wort darin.

Herr Eduard hätte beinahe zu spekulieren begonnen. Englische Shares, unbekannte, angepriesene Aktien gekauft. Aus Zerstreuung. Nur um diese endlose Stunde des Wartens zu zerfetzen.

Endlich fuhr der Zug in den Bahnhof ein. Eine schwarze Schlange, im Mittelpunkt die erste Wagenklasse.

Frau Rosa wankte heraus. Wenn Herr Eduard sie nicht selber in seine Arme geschlossen, hätte er glauben können, daß sie Witwe geworden.

„Ich bin tot," waren ihre ersten Worte.

Eduard erinnerte sie sanft daran, daß es aussähe, als wenn sie, glücklicherweise, noch lebe.

„Möglich, daß es so aussieht," antwortete Rosa gereizt. „Du weißt eben nicht, was ich durchgemacht habe."

Herr Senf fragte nach Betty.

„Fort," rief Frau Rosa. Und jetzt bemerkte Herr Eduard in ihrem Handschuh ein zerknittertes Briefblatt mit Bettys Schriftzügen.

„Allein?" fragte er rasch.

„Natürlich nicht," rief Frau Rosa heftig.

„Also mit dem Baron?"

Herr Eduard zog blitzschnell die Bilanz, daß ein Kavalier aus solcher Familie leicht zur Satisfaktion durch Heirat zu zwingen sein werde.

Und bat Rosa, sich auf jeden Fall zu fassen, bis sie im Auto sein würden.

Kaum daß sie den Wagen erreicht und die Tür hinter ihnen

zugeſchlagen war, ſagte Roſa, daß Betty natürlich mit dem liebenswürdigen Schauſpieler fort ſei.

Der Baron hätte derartiges nie getan. Er hatte ſich außerdem auch öffentlich verlobt. Mit einer Jugendgeſpielin. Man könnte beinahe glauben, daß er Betty nur geſchmeichelt habe, um die Gefühle der anderen auf die Probe zu ſtellen. Gewiſſes ließe ſich nicht ſagen. Hatte ſie doch nicht einmal die Empfindungen der eigenen Tochter durchſchauen können. Die jungen Leute von heute waren unberechenbar.

Ein Strom von Tränen endigte hier den Bericht.

Herr Eduard hatte nicht den Mut, ſeiner Lebensgefährtin Vorwürfe zu machen. Er ſah in das übermüdete, vergrämte Geſicht und hatte mit ihr das gleiche Mitleid, wie mit ſich ſelbſt.

Frau Roſa mußte ſich ſofort niederlegen.

Ihr Gatte fuhr ins Bureau. Nicht ohne vorher verſprochen zu haben, alles wieder in Ordnung zu bringen.

Das wichtigſte war, daß das Vorgefallene nicht in die Familie drang.

Hochzeiten waren allerdings Familienangelegenheiten. Wie ſie zuſtande kamen, war Privatſache...

Telegramme verbinden ſchnell.

Noch vor Mitternacht war Betty im Elternhaus. In wenigen Tagen würde der Schauſpieler Rittergutsbeſitzer ſein. Am nächſten Sonntag, ſpäteſtens dem zweitfolgenden, würde man die Verlobungskarten verſenden.

Frau Roſa weinte Freudentränen. Obwohl ſie noch bettlägerig war.

Betty machte Gedichte und ſchickte Blumen.

Herr Eduard war gefaßt.

Glück kommt am häufigſten auf Umwegen...

Matthias bedachte das nicht. Sonſt wäre er vielleicht nicht geradewegs vom Elternhaus zu Fräulein von Strecker gegangen. Aber er tat es. Selbſt auf die Gefahr hin, aufdringlich zu erſcheinen oder einen willkommeneren Gaſt aufzuſtören. Denn er wurde von der Beſorgnis getrieben, daß ſeine Mutter heute das feinfühlige Mädchen verletzt haben könnte. Woher ſonſt dieſes abfällige Urteil?

Zu ſeiner Freude empfing ihn Toni ohne jedes Zeichen des Beleidigtſeins. Sie ſchien ſogar durch irgend etwas in freudige Erregung verſetzt.

Er ſetzte ſich in den Seſſel neben die Madonna. Beinahe hätte er geſagt, daß er immer hier ſitzen möge. Aber er hielt dieſe Aufdringlichkeit zurück. Fräulein von Streckers heiterer Blick ſagte deutlich genug, daß man ſeine Abweſenheit hier nicht vermißt hatte.

Fräulein von Strecker arbeitete weiter. Sie mochte die Hände nicht ſtill halten.

Auch ihre Blicke waren unruhig. Sie fand, daß Matthias müde ausſähe. Wie wenn er den ganzen Vormittag vergeblich verſucht hätte, einen geeigneten Platz für ſich zu finden.

Plötzlich begriff ſie. Wo hatte ſie den Verſtand gehabt? Er litt natürlich Hunger. Schmerzvolles Grauen glitt über ihre Haut. Wer weiß, wann er zuletzt gegeſſen haben mochte? Wo ſollte der Stellungsloſe Geld herhaben? Ein Menſch wie dieſer entbehrte lieber bis zum äußerſten, als irgend jemanden ſeiner Bekannten um Hilfe zu bitten. Oder gar die juwelengeſchmückte Frau Mama.

In größter Eile bereitete ſie einige Brötchen.

„Ich bitte Sie von Herzen, verſtellen Sie ſich nicht mehr vor mir. Ich weiß alles. Ich fühle es," ſagte ſie in tiefſter Innigkeit.

Und ſie balancierte erregt lachend den Teller vor Matthias.

Matthias fragte heftig, was der Spott ſolle. Von ſeinen Gefühlen könne ſie nichts wiſſen, denn er habe keine.

„Es iſt ja ſo menſchlich," ſtieß Toni hervor. Und plötzlich ſchluchzte ſie laut auf.

Matthias erklärte, daß er für jede Art Mitleid danke.

Toni aber ſagte weinend, daß es viel weniger Schande ſei, ſatt zu ſein, als hungrig. Und dann verhehlte ſie nicht mehr, daß ſie heute ſeine Mutter geſprochen. Und daß es ein Verbrechen ſei, einen ſolchen Sohn dem Elend preiszugeben. —

Unſere guten Eigenſchaften ſind uns oft am hinderlichſten.

Tonis großes Mitgefühl ließ ſie zuerſt gar nicht verſtehen, was ihr Matthias alles zurief. Jubelnd, wie ſie nie geglaubt hätte, daß die Stimme dieſes Unglücklichen klingen konnte.

Vieles hatte ſie zu fragen. Matthias gab Antwort.

Nur als ſie wiſſen wollte, warum denn aber ein Mann wie er am Käſelager geſtanden, bat er ſie, ihr dies erſt in fünfundzwanzig Jahren erklären zu dürfen.

Sie meinte, daß ſie ſich dann wohl kaum noch kennen würden.

Er hoffte es. Er machte ſie darauf aufmerkſam, daß er ein überaus gutmütiger Menſch ſei. Sie habe ihm ſo offen vertraut, daß ſie ſich möglichſt viel Geld wünſche...

Toni wollte ihn unterbrechen.

Aber er erklärte weiter, daß er ihren Wunſch nicht nur berechtigt und angemeſſen fände, ſondern, ſoweit es in ſeinen beſcheidenen Kräften ſtände, ihn zu erfüllen ſuchen werde.

Toni rief heftig, daß ſie nichts geſchenkt nähme.

Er antwortete, daß er auch eine ſchwere, mühſelige und hoffentlich langwierige Bedingung daran knüpfe...

## Dreißigſtes Kapitel

Das Unberechenbare entſcheidet.

Am gleichen Tag noch, der für Frau Helene mit der nachdenklichen Betrachtung der illuſtrierten Zeitung begonnen, erhielt ſie die Nachricht, daß ſich ihr Sohn mit Fräulein von Strecker fürs Leben verbunden habe. Und bis zu ſeiner baldigen Hochzeit mit ſeiner Lebenskameradin auf Reiſen gegangen ſei.

Frau Helene verſtand im erſten Augenblick erſchütternder Überraſchung nur, daß, ſobald man ſich etwas nicht mehr wünſcht, es ſofort in Erfüllung geht.

Sie weinte an der Schulter des Gatten und fragte ihn, ob man ſich nun freuen oder grämen ſolle.

Er lächelte nur und erinnerte ſie daran, daß die Orden der Onkel auch bei Taufen glitzern würden...

Als Onkel Eduard von ſeines Neffen Brautfahrt erfuhr, eilte er an Roſas Lager und ſagte in erſter verwandtſchaftlicher Anteilnahme: „Siehſt du, auch in anderen Familien kommt mal etwas Menſchliches vor.“

Da fühlte Roſa, daß ſie ſchon die Kraft beſaß, anderer Leute Unglück zu ertragen. Bald war ſie wieder ganz geneſen.

Auch Tante Martine freute ſich über Matthias' Glück. Es war ihr ein Troſt im Alter, daß es noch Dinge gab, die ſich nicht durch Geld verhindern ließen. —

Dem weiteren Verwandtenkreis hatte niemand dieſe intimen Zuſammenhänge mitgeteilt. Aber er wußte ſie trotzdem. Kaum daß ſie ſich zugetragen hatten.

Es war ein peinliches Ereignis. Aber man wußte ſich zu tröſten. Kein großer Verwandtenkreis ohne Mißgeburt.

Familie bleibt Familie.



Digitized by Google

Von Alice Berend ist im Verlag von S. Fischer, Berlin erschienen:

## Die Reise des Herrn Sebastian Wenzel

Roman. Preis 1.35 Mark

Vossische Zeitung, Berlin: Mit diesem köstlichen Buch wird sich Alice Berend ein Publikum erobern. Man spürt nichts von Frauenpoeterei, man denkt überhaupt nicht an den Autor. Ganz natürlich steht Herr Sebastian Wenzel mit einem Male vor uns, wie ein alter Bekannter, dem man ein bissel durch die Fensterscheiben guckt: wie ein Mensch, den man mal tagtäglich sehen kann. Und die vielen Einfälle, mit denen Alice Berend leicht ironisch aufwartet, sind trotz ihrer psychologischen Feinheit im Grunde doch nur das ganz alltägliche Leben, wie es so ist. Aber mit wunderbarer, faszinierender Technik sind sie ineinandergereiht und ersticken in ihrem Lächeln und Lachen auch den leisesten Anflug Langeweile.

## Frau Hempels Tochter

Roman. Preis 1.35 Mark

Leipziger Neueste Nachrichten: Etwas Seltsames hat sich in der Frauenliteratur begeben: eine Humoristin ist uns gekommen. Eine von den ganz Großen und Echten, mit der „lachenden Träne im Wappen", eine, die uns zur himmlischen Heiterkeit emporreißt, um uns gleich darauf zu tiefster Erschütterung zu überwältigen — wie beim Tode des alten Portiers und Schuhmachers Hempel. Oft nimmt ihr Humor ironische oder satirische Färbung an, bleibt aber stets liebenswürdig. Außerordentlich drollig ist die gemachte Wichtigkeit, mit der sie die einfachen Leute, die Portierfamilie Hempel mit ihrer schönen Tochter Laura, zu den vornehmen Elementen der Hausbewohner, „Herrn Bankdirektor", „Herrn Bombach", „Frau Leutnant" und „Herrn Grafen von Prillberg" in Beziehung bringt. Das Ganze ist vollgepfropft mit einer Fülle reizender kleiner Geschehnisse, liebenswürdiger Episoden, feiner Betrachtungen und überraschender Vergleiche. Schilderungen wie die, wo der alte Hempel auf seinem letzten Lager noch die Brautschuhe der zukünftigen Gräfin-Tochter fertigstellt, prägen sich unvergänglich ein. Ich machte mit dem Buche die Probe, es an einer beliebigen Stelle aufzuschlagen und daraus vorzulesen, und fand jedesmal die größte Teilnahme. Das ist mir bisher nur ein einziges Mal geglückt: bei Dickens.

# Die Bräutigame der Babette Bomberling

## Roman. Preis 1.35 Mark

B. Z. am Mittag, Berlin: Alice Berend hat mit den „Bräutigamen der Babette Bomberling" abermals eines jener drolligen Bücher geschrieben, die man wegen ihres natürlichen und durchaus ungezwungenen Humors zu fordern und zu lieben beginnt. Und ihrer prächtigen Philistrosität wegen, die gerade in unserer schrecklich aufgeklärten Zeit so heimelig anmutet. Alice Berend verzichtet darauf, Probleme irgendwelcher Art anzuspinnen, und sie lehnt es ab, sich dabei zu beteiligen, wenn es gilt, den Ossa auf den Pelion zu türmen. Der Boden, auf dem sie sich bewegt, ist eng genug begrenzt, die Früchte aber, die sie diesem Boden entringt, sind voll und saftig. Was sie schafft, ist Leben, ein Leben, das sich zwar zumeist zwischen den vier Pfählen einer bürgerlichen guten Stube abspielt, das aber an Urwüchsigkeit und Echtheit seinesgleichen sucht. Der Schalk hat sich im Nacken Alice Berends einen wohligen Platz erobert, den er vom Anfang bis zum Ende des neuen Romans beibehält. Übrigens ein sehr gutmütiger Schalk, der niemals boshaft oder verletzend wird, der nie übertreibt und seine Zuflucht zu billigen Späßen nimmt. Es genügt ihm, die verschiedenartigen Bräutigame der Babette Bomberling und Babettchen und ihre Familie vor den Augen des Lesers vorüberziehen und sie alle recht herzlich beschmunzeln zu lassen.

# Spreemann & Co.

## Roman. 23. Auflage.

## Geheftet 5 Mark, gebunden 7 Mark

Neue Freie Presse, Wien: Sind schon die Humoristen männlichen Geschlechtes unter den Autoren von heute dünn genug gesät, so wird man nach dem Tode unserer Ebner den Literaturkalender lange resultatlos durchblättern, bis man auf eine Dichterin trifft, der diese Bezeichnung mit gutem Grunde zugestanden werden dürfte. Sie versteht es, nachdenklich zu sein, ohne in Versonnenheit zu verfallen. Sie sieht aus klaren, scharfblickenden Augen, in die aber niemals ein Zug der Härte, geschweige denn der Herzlosigkeit tritt. Ihr sind die seltenen Gaben eigen, unter Tränen zu lächeln, zu spotten, ohne zu verletzen, zu rühmen, ohne zu prahlen und zu protzen. Dieser Berliner Roman, dessen Helden nicht umsonst auf den Namen Spreemann getauft sind, hat echtes Berliner Kolorit. Das Buch fällt aus der jüngsten Gegenwart hinaus und paßt gerade darum in sie hinein. Es ist ja niemandem verwehrt, wenn er etwa die Schilderung von dem Berliner Einzug der siegreichen Truppen nach Friedensschluß liest, sich seine Gedanken zu machen, welche die Ereignisse einer hoffentlich nicht allzu fernen Zukunft umspielen.

Von Alice Berend erschien im Verlage von
Albert Langen, München

# Die zu Kittelsrode

Roman. 30. Auflage.

Geheftet 5 M., gebunden 7 M.

**Die Post, Berlin:** Vor allem der frische Ton! Etwas wie Frühlingsluft aus dem Herzen. Seelenspiele. Ein leichter Bogenstrich über ein helles Instrument. Töne in warmen herzlichen Farben . . Daß Alice Berend Begabung besitzt, zeigten schon frühere Werke. Nun kommt der Beweis des formalen Bewältigens. Sie überherrscht das Wort und die Bilder. Sie baut sie mit Fleiß und tiefgreifender Arbeit auf. Geistige Konzentration ist zu vermerken Aber ihr gelingt dabei doch die Abfeilung zur gerundeten Form Die Schwierigkeit des Aufbaues, die Mühe der Charakterisierung wird überglättet. So ergibt sich eine wohlgefällige, anmutige Geschlossenheit. Sie wird belebt durch ein frisches Temperament, das alle Szenen übergoldet. Die Charaktere sind aus dem Leben geschnitten . . . Es ist ein Werk, wie wir viele wünsch en Ein vollendeter Roman mit Zeitwollen und auf dem Wege zu einem neuen Zeitstil Ein Edelstein in der Bücherreihe der letzten Zeit.

**Berliner Börsenzeitung:** Das ist nur eine Silhouette des Romans. Man würde ihm alle Farbe nehmen, wollte man auf Einzelheiten eingehen. Denn hier wird ein ganzes Dorf dargestellt und die Sommergäste dazu, Mädchenlachen, Bauerngebrumm, Liebesseufzer, Gezänk von Eheleuten, die höflichen Worte des Hotelbesitzers — was durchflattert alles das einstmals stille Kittelsrode. Und wie sie alle vor uns hingestellt werden: mit ein paar Worten die Figur, mit ein paar Bemerkungen der Charakter. Alles von kräftiger Einfachheit wie die Bilder moderner Schweizer Maler . . .

**Schwäbischer Merkur, Stuttgart:** Der gesunde und erquickende Humor dieser Dichterin, der seine Wurzel in einer bei aller geistigen Überlegenheit fast zärtlichen Liebe zu ihrem Stoff hat, ist in dieser Zeit besonders schätzbar . . . Sie beweist dieser bunten Stoffülle gegenüber eine frohe Lust zu fabulieren und eine bereits zu einem ganz persönlichen Stil geprägte Gestaltungsgabe; sie verbindet damit den auch in den einzelnen Bildern und Wendungen ihrer Sprache so schlagenden Humor und erhebt alles durch das überall durchzufühlende liebevolle Verstehen.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einbände von E. A. Enders in Leipzig

**RETURN TO** → **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

| LOAN PERIOD 1 **HOME USE** | 2 | 3 |
|---|---|---|
| 4 | 5 | 6 |

**ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS**

**Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.**

**Books may be Renewed by calling 642-3405.**

**DUE AS STAMPED BELOW**

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

FORM NO. DD6

Ps

Digitized by Google

U.C. BERKELEY LIBRARIES

B003009066

YC163075